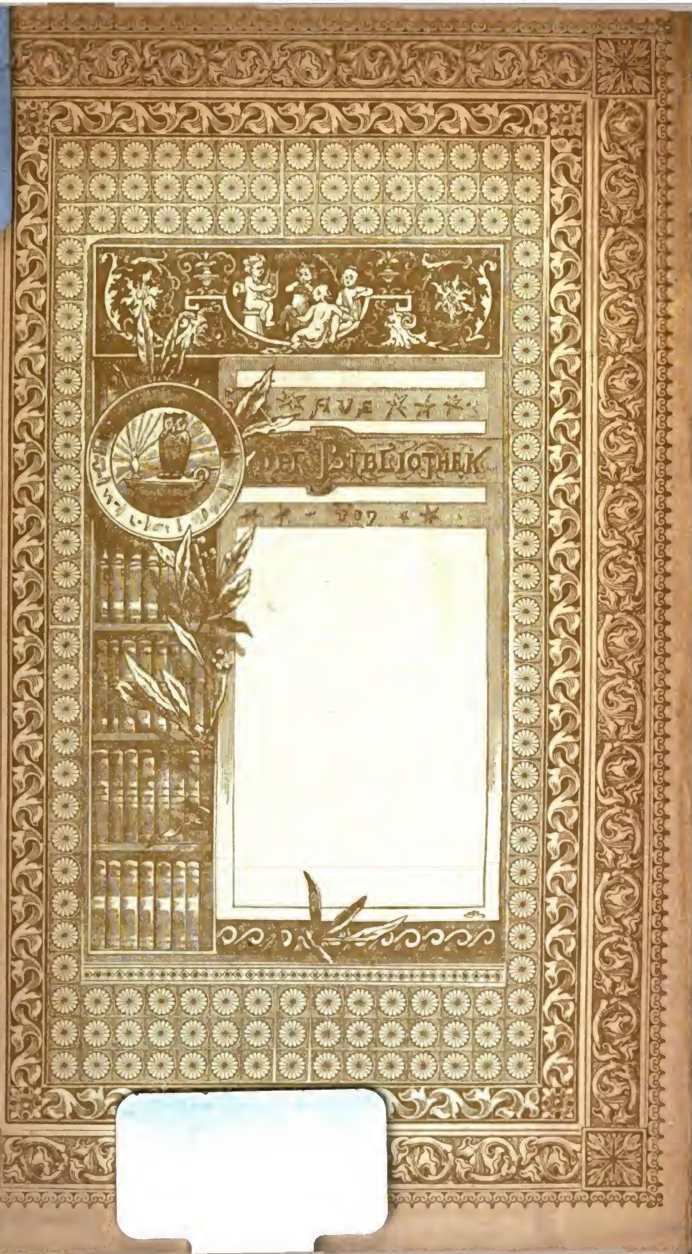
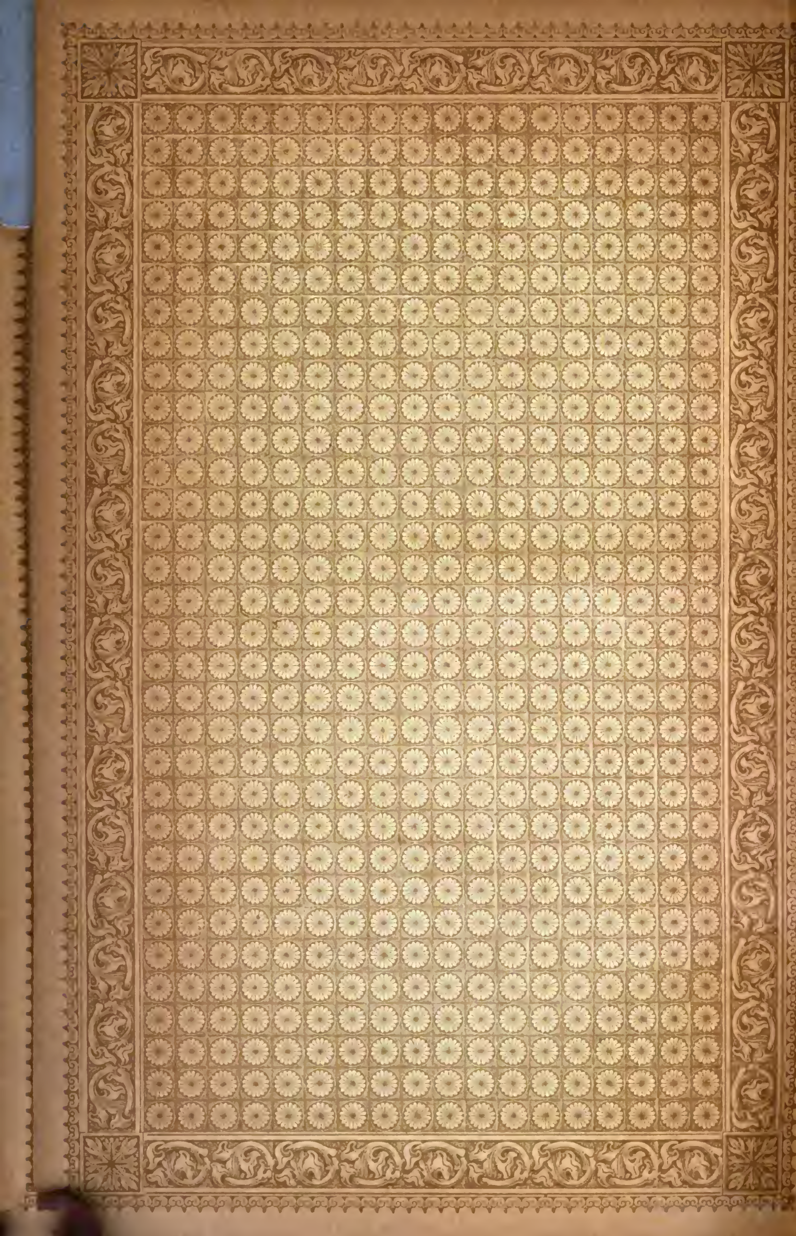


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


AUS
DER BIBLIOTHEK
VON



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Die Seife von Windsor" von Felix Lilla. (S. 91)
Originalzeichnung von E. Buffetti.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1897.

Dreizehnter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Fremdes Gut. Roman von Fedor v. Zobeltitz (Fortsetzung und Schluß) 7

Die Seife von Windsor. Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Von Felix Lilla 82

Mit Illustrationen von E. Buffetti.

Die Stadt an Ehren reich. Heidelberger Spaziergänge. Von Hans Gerstner 98

Mit 16 Illustrationen.

Auf dem Bergfried. Novelle von Reinhold Ortmann . 118

Im Universal-Warenhaus. Skizze aus dem modernen Geschäftsleben. Von J. Müller 185

Mit 15 Illustrationen.

Die Berliner Polizei bei der Arbeit. Von Th. Gandert. VII. Der Brandstifter 206

Die Sonnblick-Wetterwarte. Alpine Bilder. Von Clemens Zurhegen 220

Mit 7 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

König Louis Philipp vor der Thronentsagung . . . 234

Neue Erfindungen: Ein neues doppelseitiges Plätteisen 235

Mit 2 Illustrationen.

Seite
Neue Wörter 236
Große Männer als Kinderfreunde 237
Die Temperatur der Flüsse 237
Der Baßgeiger 238
Eine deutsche Reichsflotte 239
Strenge Erziehung 240
Hartes Urteil 240





Fremdes Gut.

Roman von Fedor v. Zobeltitz.

(Fortsetzung und Schluß.)

22.

Wochen vergingen. Vergeblich hatte Max auf eine gelegentliche Einladung von seiten des Kommerzienrats Sporrschild gehofft. Er wäre ihr, so unsympathisch ihm das Sporrschildsche Haus an sich auch geworden war, unbedingt gefolgt, denn sein ganzes Herz drängte einer erneuten Zusammenkunft mit Eva entgegen. Aber die Einladung blieb aus, und Max mußte sich seufzend fügen.

An einem schönen Abende Mitte Mai holte Herr v. Emsteeg Max aus seinem Comptoir ab. Emsteeg trug Zivil; er wollte, da sein Kursus auf der Kriegsakademie beendet, in den nächsten Tagen zu seinem Regimente zurück und vor der Abreise noch ein paar gemütliche Stunden mit Max verleben. Man hatte sich in letzter Zeit seltener gesehen; an dritten Orten fand man sich nicht mehr zusammen, seit Max die Gesellschaft mied, und im übrigen hatte auch Emsteeg die Monate vor dem Schlußexamen fleißig ausnützen müssen und sich infolgedessen vom Verkehr zurückgezogen.

„Wohin?" fragte Schrader, nachdem er die Schlüssel

der Kasse seinem Chef übergeben und den Paletot angezogen hatte.

„Ich denke, ins Freie,“ erwiderte Emsteeg. „Fahren wir ein wenig nach Tegel hinaus.“

Max war gern einverstanden. Die beiden bestiegen die Pferdebahn und fuhren nach Tegel, durchstreiften den Park der alten Humboldtschen Besitzung und standen schweigend unter der lebendigen Domwölbung dunkler Edeltannen über dem Begräbnisplatz der berühmten Familie.

Der Abend war wunderschön, lau und milde, als stände man schon mitten im Sommer. Die beiden schritten Arm in Arm, nur wenig miteinander sprechend, durch den Park zurück und kehrten dann in einem der größeren Restaurants am See ein, wo sie in der Nähe des Ufers an einem Tische Platz nahmen. Eine Militärkapelle spielte im nahen Pavillon, und in einer Reihe von Booten wurden die Vorbereitungen zu einem Wasserfeuerwerk getroffen. Der Garten war ziemlich besucht und zwar zum größten Teile von kleineren Leuten aus den Nordbezirken der Hauptstadt, für die Tegel der am bequemsten gelegene Vergnügungsort ist.

„Die Quadrille aus „Orpheus in der Unterwelt“ und die Nähe der letzten Ruhestätte Alexanders und Wilhelms v. Humboldt,“ sagte Emsteeg, Max auf die Musik aufmerksam machend; „wie verträgt sich das?“

„Wie alle Gegensätze, lieber Freund. Das Gegensätzliche verträgt sich immer am besten. Es kann uns gelegentlich außer Stimmung bringen, doch auch befreiend auf uns wirken. Glück und Unglück sind wohl die schärfsten Gegensätze, die es im Leben giebt; beide sind mir fast unvermittelt entgegengetreten, und da gab es erst einen starken Anprall in mir, dann aber ein verdoppelt harmonisches Ausgleichen. Ich liebe die Gegensätze.“

Emsteeg lachte. „Da Sie so schön geredet haben, will

auch ich mich in das Gegensätzliche fügen; ich will es sogar beschwören und mir Gänsebraten bestellen, von dessen Qualität ich überzeugt bin, daß er nicht mit dem herrlichen Frühlingsabend in Einklang zu bringen ist. Das Bier übrigens auch nicht; es schmeckt säuerlich wie das Leben. Trotzdem Prosit! Wissen Sie, daß es mit dem Tattersall faul steht?"

„Ich ahnte es, aber ich weiß nichts Bestimmtes. Erzählen Sie!"

„Miklowicz ist zu drei Vierteln fertig; nun sind den Herren aber die Gelder ausgegangen, und von einer abermaligen neuen Aktienausgabe ist nichts zu hoffen. Außerdem soll Tokowa mit der Ankaufskommission in Rußland in Zwist und Zorn auseinander gekommen sein. Man erzählt, er hätte zu viel Rubel in die eigene Tasche gleiten lassen. Ich trau' es ihm zu. Ich trau' ihm noch mehr zu."

„Und —? Sie erregen meine Neugier, Emsteeg. Hat er noch andere Dummheiten gemacht?"

„Dummheiten? — Ja, wenn das nur der bezeichnende Ausdruck wäre! Tokowa ist ein böser Bursche, Schrader; er hat nie recht reinliche Finger gehabt, und ich fürchte, er hat sie sich nunmehr gründlich beschmutzt. Ich habe so meine eigenen Gedanken. Neulich war ich bei Rasmus — er läßt Sie übrigens grüßen und bitten, Sie möchten ihn doch mal besuchen — und er erzählte mir beiläufig, daß ihm eine Brieftasche gestohlen worden sei. Allerdings eine Brieftasche ohne Inhalt, ein altes Ding mit zwei Elfenbeinplatten — irgend ein Andenken. Es fehlt Rasmus seit einem Geburtstagsabend bei ihm, an dem seine Freunde von der Gesandtschaft, der junge Sporrschild, Tokowa, ich und noch einige anwesend waren. Nun passen Sie auf, Schrader! An jenem Abend wurde hoch gespielt. Ich war meine Barschaft los und zog mich in ein Nebenzimmer zurück, nahm dort ein Buch und durch-

blätterte es, während ich mich auf eine Chaiselongue streckte. Plötzlich sah ich durch die Thür, wie Tokowa aus dem Spielzimmer in den zwischen jenem Gemache und der Stube, in der ich mich befand, liegenden Salon trat. Er schaute sich, ohne mich zu bemerken, nach allen Seiten um und schritt dann an das Gesims der Wandtäfelung, nahm die bewußte Brieftasche, die dort zwischen anderen Kuriositäten lag, in die Hand und wendete mir darauf den Rücken zu, so daß ich seine weiteren Bewegungen nicht mehr deutlich sehen konnte. Ein halbes Stündchen später kehrte ich wieder zum Spieltisch zurück und hörte den Baron Löwenscjold fragen: „Sage mal, Rasmus, wo hast du denn eigentlich die Brieftasche mit den Elfenbeinplatten und der Kugelspur? Ich habe von dem Dinge geträumt!“ ... „Sie muß ja da liegen, wo sie immer liegt,“ antwortete Rasmus, und als Löwenscjold erwiderte: „Sie liegt aber nicht da,“ sagte Rasmus ärgerlich: „Dann wird sie der Tomsen, der Esel, verbummelt haben.“ ... In diesem Augenblick fiel mir ein, daß ich — was ich vorher, als an sich ganz unbedeutend, nicht sonderlich beachtet — die fragliche Tasche eben noch in Tokowas Händen gesehen hatte. Ich sagte, der zahlreichen Gesellschaft wegen und um nicht Mißverständnisse und Mißstimmungen hervorzurufen, nichts, nahm mir indessen vor, auf die Sache zurückzukommen. Das vergaß ich aber; die ganze Geschichte erschien mir zu geringfügiger Natur — bis Rasmus neulich von selbst von dieser verschwundenen Brieftasche anfing. Da sprach ich nun allerdings, denn ich bin der festen Ueberzeugung, daß Tokowa damals die Brieftasche eingesteckt hat.“

„Ich bitte Sie, Emsteeg!“ gab Schrader kopfschüttelnd zurück. „Was sollte Tokowa mit einer leeren Brieftasche, die nur für den Besitzer einen gewissen Pietätswert hat?! Tokowa sammelte allerdings auch allerlei Antiquitäten,

aber so sammelwütig ist er meines Wissens nie gewesen, daß er — ah, ich bitte Sie, das ist ja Unsinn! Oder meinen Sie, daß zu seinen zahlreichen Untugenden auch noch die Kleptomanie gehört?"

„Kleptomanie giebt's nicht; alle Aerzte bestreiten es," erwiderte Emsteeg eifrig. „Natürlich muß es auffallen, daß ein Mann wie Tokowa, unter allen Umständen ein klug denkender, gewitzigter Kopf, sich an einem an sich wertlosen Dinge vergreift, — aber wer weiß denn, ob die Brieftasche nicht gerade für ihn von Wert gewesen ist? Umsonst steckt man sich doch so etwas nicht ein."

„Haben Sie denn gesehen, daß Tokowa die Tasche wirklich an sich genommen hat?"

„Ich sagte Ihnen ja, daß er mir den Rücken zuwandte, als er das Ding in die Hand nahm. Aus seinen Bewegungen aber ließ sich schließen, daß er es eingesteckt hat."

Schrader schüttelte noch immer den Kopf. „Mein lieber Emsteeg," entgegnete er, „ich fürchte, Sie lassen sich durch Ihre Antipathie gegen Tokowa zu allerhand Trugschlüssen hinreißen. Ich halte Tokowa für einen sehr geriebenen Burschen — für einen Verbrecher nicht. Möglich, daß er, der sich zweifellos auf abwärts steigenden Wegen befindet, einmal wirklich bis zum Verbrecher sinkt; geschieht dies aber, dann stiehlt er ganz gewiß nicht ein altes, wertloses Taschenbuch, sondern räubert gleich ordentlich! War das Ding denn wenigstens von irgend einer künstlerischen oder kulturgeschichtlichen Bedeutung?"

„Nein — keineswegs! Rasmus hatte es, so viel ich mich entsinne, einmal von seiner Mutter geschenkt bekommen und hob es als Kuriosität auf, weil eine der Elfenbeinplatten dem ersten Besitzer im Kriege das Leben gerettet hatte. Eine Kugel war von der Platte abgeglitten und hatte sie zersprengt."

Er wollte noch etwas anfügen, schwieg aber, da sich

ein Pärchen dem Tische genähert hatte: ein schwarzbärtiger großer Mann in Schutzmannsuniform, mit einem kleinen blonden Frauchen am Arm.

„Ei der Tausend, Herr Schultze!" rief Schrader erfreut, „und Frau Martha — welch fröhlicher Zufall!"

Er schüttelte beiden die Hand. Der Schutzmann erzählte, sie hätten Schrader schon beim Eintritt in den Garten bemerkt, indessen nicht stören wollen; „nun aber drängte Martha in einem fort, ich sollte Sie doch wenigstens begrüßen, — na, und da dachte ich denn, Sie würden es nicht übelnehmen, wenn wir ein paar Worte mit Ihnen wechselten. Aber aufhalten wollen wir uns nicht, Herr Schrader, — nur Guten Tag wollten wir sagen."

„Ihre Frau hat zeit ihres Lebens immer nur gute Gedanken gehabt, mein lieber Herr Schultze," antwortete Max, „und so auch jetzt wieder. Ich würde Ihnen sehr böse geworden sein, wenn Sie nicht herangekommen wären. Und nun nehmen Sie freundlichst Platz. Emsteeg, erlauben Sie, daß ich Ihnen in diesem schwarzbärtigen Hüter der öffentlichen Sicherheit meinen lieben Freund, den Schutzmann Herrn Schultze, vorstelle, nicht zu verwechseln mit anderen Schutzleuten gewöhnlichen Schlages, denn dieser Schutzmann liest Ihnen die „Anabasis" herunter, als ob es die Fibel wäre, und spricht noch dazu französisch."

„Aber schlecht," fiel Schultze bescheiden ein, und Schrader fuhr fort:

„Und das hier ist seine Gattin" — dabei errötete Martha — „eine geborene Riesencamp und gleichzeitig mein früheres Wirtstöchterlein, dem ich als solchem sehr viel zu danken habe."

„O, Herr Schrader," sagte Martha, die hübscher, frischer und strahlender denn je aussah, während Emsteeg einwarf:

„Ich glaube, wir sind uns schon einmal im Leben

begegnet, Frau Schultze, — vor anderthalb Jahren, so etwa, auf einem Spaziergange, den Sie mit Herrn Schrader im Grunewald machten."

„Richtig," fiel Max ein, „damals, als ich Fräulein Sporrschild einen Zufallsdienst erweisen durfte. — Sie brauchen nicht noch nachträglich eifersüchtig zu werden, Herr Schultze, es ist unnötig und zwecklos. Denn eigentlich traue ich Ihnen Eifersucht zu; alle Schwarzbärte sind Blaubärte und Othellos."

„Ich nicht," beteuerte Schultze. „Martha, bin ich's? — Und auf Sie, Herr Schrader, — ei, Sie könnten mit der Martha in einem Luftballon hochfahren, und ich würde nicht eifersüchtig werden. Im Leben nicht! — Aber da wir gerade einmal beisammen sitzen, kann ich Ihnen auch gleich sagen, daß ich dieser Tage so wie so mal zu Ihnen 'rankommen wollte. Da hat mir nämlich der Hallwyl geschrieben, ob ich nicht die Adresse von einem gewissen Herrn Grafen Qua— Ta— Ka— — Teufel auch, es war ein verzwickter exotischer Name —"

„Tokowa etwa?" fiel Schrader ahnungsvoll ein.

„Ganz richtig — von einem Grafen Tokowa wüßte! Der hätte ihm damals aus Berlin herausgeholfen, aber nun möchte Hallwyl wieder zurück, weil's ihm am Rhein nicht gefällt, und da glaubt er wohl, der Herr Graf könne ihm auch ein zweites Mal gefällig sein. Hallwyl schrieb, der Herr Graf hätte ihm gesagt, daß er mit Ihnen bekannt sei."

Max nickte nachdenklich. „Das bin ich — oder war ich allerdings," entgegnete er; „Graf Tokowa ist jedoch zur Zeit in Rußland und seine Adresse auch mir fremd. Wie und wo ist aber Hallwyl einmal mit dem Grafen zusammengekommen?!"

„Das kann ich Ihnen sagen, Herr Schrader," erwiderte der Schutzmann, „das hat mir Hallwyl erzählt. Auf der

dänischen Gesandtschaft — oder vielmehr bei einem dänischen Baron, — ach, Sie hatten Hallwyl ja selbst wegen seiner bevorstehenden Ausweisung an diesen Herrn eine Empfehlung mitgegeben, Herr Schrader! Ich habe den Namen nicht recht behalten, — für Namen habe ich überhaupt ein schlechtes Gedächtnis. Für Vokabeln nicht, aber für Namen! Da hapert's."

„Also bei Rasmus haben sich die beiden getroffen," sagte Schrader mit halblauter Stimme und mehr vor sich hin als zu Schultze gewendet; Emsteeg hörte gar nicht zu, da er mit Frau Martha in ein Gespräch vertieft war, das ihn sehr zu belustigen schien. „Merkwürdig — oder auch nicht! Ich will Rasmus bei Gelegenheit einmal wieder besuchen." Er schwieg und versank in Nachdenken. Ein Ahnungsgefühl erneuter Mißlichkeiten stieg in ihm auf. Er brachte es mit Hallwyl, Tokowa, Rasmus und dem Depotschein in Verbindung, der daheim wohlverwahrt in seinem Schreibtische lag. Welches die Brücken zu dieser Ideenverbindung waren, wußte er nicht; es lebte nur ein gewisses unklares Empfinden in ihm, daß „irgend etwas nicht richtig" sei, ein ausgesprochenes Ahnen, wie es Leute mit feinen Regungen vor einer nahen Gefahr oft zu fühlen vermögen, ohne sich über das Wie und Was Rechenschaft geben zu können.

Auf Max wirkte dies peinliche Empfinden auch körperlich ein. Ihn fröstelte, und er knöpfte deshalb den Paletot zu. Er ärgerte sich selbst über den plötzlichen Stimmungswechsel. Und er trank sein Glas Bier aus und wandte sich dann, während Emsteeg mit Frau Martha weiterplauderte, an Schultze und fragte nach dem Ergehen Riesencamps.

Da hatte der Schutzmann viel zu erzählen und noch mehr zu klagen.

„Mit dem Alten ist es kaum noch länger zu ertragen,

Herr Schrader," sagte er, halbleise, damit ihn Martha nicht verstehe. „Man schimpft immer auf die Schwiegermütter, aber wissen Sie: so ein Schwieger*vater*, wenn er von Riesencamps Art ist, kann einem auch gehörig zusetzen. Jetzt hat er sich's in den Kopf gesetzt, noch einmal heiraten zu wollen — aber wen, Herr Schrader? Eine Kellnerin aus dem Viktoriasalon! Und mit der will er nach Amerika hinüber, weil ihm ein Agent in den Kopf gesetzt hat, ihm drüben in New York in Spindlers Singspielhalle ein Engagement zu verschaffen, und nun quält er uns, ihm das Reisegeld zu besorgen. Wo soll ich es denn hernehmen? Ich wär' schon ganz froh, wenn ich den Alten loswürde, aber so eine Reise nach New York kostet ja unmenschliches Geld! Das einzig Richtige wäre, ihn mal für ein paar Monate in einer Heilanstalt unterzubringen, damit er sich, unter uns gesagt, den Suff abgewöhnt. Dann ist vielleicht noch einmal etwas anzufangen mit ihm. So nicht!"

„Wohnt er denn noch immer in seinem alten Heim?" fragte Max.

„Versteht sich, Herr Schrader, aber Pipusi will ihn 'rauswerfen, weil er schon seit zwei Monaten keine Miete bezahlt hat. Er vertrinkt alles, und was er nicht vertrinkt, kriegt die Kellnerin, die schwarze Emmy. 'ne Sünde und 'ne Schande ist es! Ein Mann mit grauen Haaren!"

Emsteeg mischte sich in die Unterhaltung der beiden, und damit wechselte zur Freude Schraders das Thema. Schultze erzählte, daß er Aussicht habe, in die Kriminalabteilung der Polizeibehörde versetzt zu werden; das sei ein Avancement, zu dem er sich gratulieren könne. Mehr Gehalt und eine interessantere Beschäftigung; auch das Eckenstehen in den Straßen höre dann auf, und die blaue Uniform brauche er in diesem Falle auch nicht mehr zu tragen, sondern nur noch Zivil.

Inzwischen senkte sich der Abend tiefer und schwärzer über den Tegeler See, und dann flammte das Feuerwerk empor, Raketen zischten funkensprühend in die Luft, farbige Leuchtkugeln beschrieben schimmernde Kurven, Frauen und Kinder kreischten auf, ein Hund heulte, und das Orchester begann den Düppeler Schanzenmarsch zu spielen, in den vom Wasser aus Kanonenschläge hineindröhnten. Martha bekam von all dem Spektakel Kopfschmerzen und bat ihren Mann, sie nach Hause zu bringen. Die beiden verabschiedeten sich dann auch, während Max und Emsteeg noch ein halbes Stündchen sitzen blieben.

Als das Feuerwerk mit seiner bunten Pracht verpufft und verrauscht war, kam das Gespräch der Freunde noch einmal auf den Tattersall und dann auf Eva Sporrschild.

„Haben Sie sie einmal wiedergesehen seit dem Begräbnisse der Komtesse Tokowa?“ fragte Emsteeg.

„Nein,“ gab Max kopfschüttelnd zurück, „Sie wissen ja, daß ich im Sporrschildschen Hause seit der Affaire mit dem Referendar nicht mehr verkehre.“

„Ich denke, die alte Geschichte ist längst beigelegt und vergessen und Sie sind wieder in Gunst bei dem Kommerzienrat? — Wir haben das alle geglaubt, die wir an jenem Begräbnistage beobachten konnten, wie interessiert sich Fräulein Eva mit Ihnen unterhielt!“

„Es ist dennoch ein Irrtum,“ erwiderte Schrader unter leichtem Erröten. „Und wenn mir Fräulein Eva auch noch so freundschaftlich gesonnen ist, — ich habe ihre ganze Familie gegen mich!“

Emsteeg trommelte mit den Fingern die Begleitung der Orchestermusik auf den Tisch. „Ein seltsames Mädchen, diese Eva,“ sagte er. „Ich wünschte ihr, sie käme aus ihrer Familie heraus. Die Selbständigkeit ihres Wesens leidet unter der kleinlichen Beeinflussung, der sie von allen Seiten ausgesetzt ist. Sie hat mir einmal sehr

weh gethan, doch ich stehe trotzdem nicht an, ihre große Natur, ihre Charakterstärke und ihren Edelsinn zu schätzen. Aber man wird sie mürbe machen; all das Gute, das in ihr steckt, wird untergehen, wenn man sie, wie man vorhat, an irgend einen reichen Finanzmann verheiratet, — und es wird nichts übrig bleiben als die äußere Schale um diesen Kern: die Dame von Welt."

Max schaute finster in sein Bierglas hinein. Er antwortete nicht, aber laut sprachen die Gedanken in ihm. Welches Elend, wenn das wahr werden sollte, was Emsteeg sagte, welches Elend für sie und für ihn! Warum war er nicht reich und konnte sie retten?! Sollte ihm wirklich die Armut, mit der er sich tapfer und entsagungsvoll abgefunden hatte, noch einmal zum Fluche werden?!

Es wurde kühl, und die Freunde brachen auf. Der Name Evas wurde nicht mehr erwähnt. Sie trugen ihn beide im Herzen, und beiden wurde es schwer, ihn über die Lippen zu bringen.

* * *

Zur selben Stunde ungefähr, da Max mit Emsteeg an den Gräbern der Gebrüder Humboldt stand, hatte der Kommerzienrat Sporrschild mit seinem Bruder Leopold ein gewichtiges und folgenreiches Gespräch.

Es fand in der kleinen, anspruchslosen Junggesellenwohnung des Herrn Leopold statt, in der die ganze Einrichtung, die Bilder an den Wänden und die Pfauenfedern hinter dem Wandspiegel an die Zeiten unserer Großväter erinnerten. Die Herren saßen im Arbeitszimmer des Kaufmanns; die Fenster nach der stillen Sackgasse hinaus waren geöffnet, und die linde Frühlingsluft strömte in das Gemach.

Der Kommerzienrat sah bleich und erschöpft aus. Er hielt sein Taschentuch in der Hand und strich sich damit

zuweilen über die Stirn. Sehr ernst war auch das Gesicht seines Bruders, doch lag in dessen Zügen zugleich eine eiserne Entschlossenheit, die ihnen den Ausdruck einer finsteren Strenge verlieh.

„Du kannst es mir glauben, Leopold," nahm der Kommerzienrat das Wort, nachdem er vorher, seiner Angewohnheit folgend, ein kurzes trockenes Hüsteln ausgestoßen hatte; „die Sache steht nicht schlecht, sie ist nur verfahren worden. Und da kann und will ich mich nicht von aller Schuld freisprechen. Ich hätte Halt blasen sollen, als Behrend zu großartig ins Zeug ging —"

„Ah — und ich?" fiel Leopold ein. „Hab' ich nicht rechtzeitig zum Halten und zum Rückzug geblasen, als ihr mir die Pläne von Miklowicz zur Begutachtung vorlegtet? Ich habe mich erkundigt: die Gründung von Trakehnen hat nicht die Hälfte gekostet, die Miklowicz kosten soll, aber ich wurde ja einfach überstimmt! Ich habe sehr wohl das Flüstern rings um mich herum gehört: „Entweder etwas Großes und Vollendetes oder gar nichts" — „Der alte Herr ist eine superbe Rechenmaschine, aber kein weit ausschauender Geist" und was der Redensarten mehr waren! Und da ich wußte, daß ich dem Fanfarengeschmetter der Herren von der technischen Kommission gegenüber doch machtlos bleiben würde, so nahm ich meinen Hut und ging und reiste am anderen Morgen nach Montreux ab, um mich nicht weiter zu ärgern."

„Du hast dich in der That auch glücklich allem Aerger entzogen," bemerkte sein Bruder bitter; „der blieb uns zurück. Die technische Kommission besteht aus Sportsmen und Kavallerieoffizieren, fast durchweg Fachleuten ersten Ranges —"

„Die aber nichts vom Gelde verstehen," fiel Leopold dem Bruder abermals ins Wort. „Und das ist's, was ich dir und Behrend zum Vorwurf mache: daß ihr diesen

Herren gegenüber nicht Mut genug gehabt habt, schlankweg Halt zu sagen! Wenn aber Graf Piff oder Prinz Paff euch erklärte: „Wenn schon, dann auch gleich ein Gestüt ersten Ranges," so machtet ihr euren Knix, erstarbet vor Ehrfurcht und antwortetet: „Ganz wie Euer Durchlaucht wünschen — so wird's gemacht und nicht anders!" Na — und so habt ihr's auch gemacht, und nun sitzt ihr in der Tinte! Und nun soll i ch helfen! Wovon? Ich habe dir die letzten Bilanzen vorgelegt; du weißt, wie es um unser Haus steht — dank deiner russischen Phantastereien und deinem unsinnigen Börsenspiel!"

Der Kommerzienrat biß sich die Lippen fast blutig. Er fühlte, daß Leopold recht hatte, aber was nützten alle Vorwürfe? Sie halfen den Wagen nicht aus dem Sande heben, — helfen konnte nur Leopold allein!

„Ich habe dir gesagt, daß ich bereit bin, mich gänzlich vom Geschäft zurückzuziehen," begann der Rat von neuem, die Ringe an seinen Fingern nervös auf und nieder schiebend, „daß ich aus der Firma ausscheiden und mich auf meine Thätigkeit am Tattersall beschränken will. Du repräsentierst sodann die Firma allein und kannst unumschränkt schalten und walten, und deiner kaufmännischen Tüchtigkeit wird es rasch gelingen, das Geschäft wieder auf die alte Höhe zu bringen. Sei großmütig und edel, Leopold! Ich weiß, daß du ein bedeutendes Privatvermögen besitzest, daß du Millionär bist. Es wird dir leicht, zu helfen, also hilf noch einmal — noch ein letztes Mal! Es ist mir sehr, sehr schwer geworden, abermals als Bittender zu dir zu kommen, aber mich treibt die Not. Denke daran, welche Kapitalien unser Haus in Miklowicz stecken hat! Wir können sie retten, wenn du mit hunderttausend Mark an der Spitze der neuen Anleihe figurierst. Die Gewichtigkeit und Solidität deines Namens und dein kaufmännisches Ansehen wiegen mehr

als der lockendste Prospekt. Wenn man sieht, daß du gewillt bist, unserem Unternehmen eine neue thatkräftige Unterstützung zu geben, werden uns von allen Seiten die Gelder zufließen. Wir können die Bauarbeiten in Miklowicz zu Ende führen, die Einkäufe besorgen und mit der Zucht beginnen. Daß es dann an Erfolgen nicht fehlen dürfte, wird dir jeder Fachmann bestätigen können."

Herr Leopold schüttelte den grauen Kopf. „Es wird nach dem alten System weitergewirtschaftet werden," sagte er, „und damit ist die Möglichkeit jedes Erfolges von selbst ausgeschlossen. Warum hast du die tüchtigste Kraft deines Bureaus, den jungen Schrader, entlassen? Soll ich dir's sagen, weshalb? — Weil er euch zu scharf auf die Finger guckte, weil sich seine Gewissenhaftigkeit nicht mit eurer Reklamewut und eurer Zukunftsmusik und eurem ganzen Wirtschaftssystem in Einklang bringen ließ. Nein, mein lieber Karl, ich habe den Glauben an euch verloren! Es wird alles beim alten bleiben, und wollte ich wirklich noch einmal hunderttausend Mark in den Schlund eures Unternehmens werfen, so würden auch sie verloren gehen. Und übrigens: warum greift denn James Behrend nicht tiefer in seine Tasche? Er kann es ja, und er ist ebenso stark engagiert wie wir!"

„Behrend hat mir persönlich große Opfer gebracht, Leopold," antwortete der Rat; „ich bin tief in seiner Schuld. Er ist allerdings reich genug, noch weiter helfen zu können, aber sein Name ist nicht der deine. Sein geschäftlicher Ruf ist nicht der beste, du weißt es ja selbst! Wollte er die neue Anleihe einführen, die notwendig ist, um das Unternehmen zu Ende zu bringen, so würde das gar nichts nützen. Beteiligen muß er sich freilich, dafür werde ich schon sorgen. Was Schrader betrifft, so bin ich gern bereit, ihn von neuem zu engagieren. Ich habe nichts gegen ihn, ich nicht, nur Thekla kann ihn nicht

leiden. Er hat sich einmal der Eva in ziemlich auffallender Weise genähert, und da auch Eva ihm gewogen schien, so mochte Thekla fürchten, die beiden könnten hinter dem Rücken der Eltern eine Herzensverständigung suchen."

„Wär' auch nicht das Schlechteste," brummte Leopold, „wenn die Eva einen tüchtigen und ehrenwerten Kaufmann freite, statt eines windbeutligen Lieutenants, wie ihr gerne möchtet!"

Der Rat überhörte diese Bemerkung und fuhr rasch fort: „Außerdem hat Schrader ein paarmal mit Kurt Krakeel gehabt. Die Schuld lag da wohl auf beiden Seiten. Im übrigen macht mir Kurt die bittersten Sorgen, Leopold. Ich weiß nicht, was ich mit ihm anfangen soll. Ich habe ihm gestern bestimmt erklärt, daß ich seine Schulden nicht mehr bezahlen könne, und da drohte er mir, sich eine Kugel durch den Kopf schießen zu wollen."

„Recht so," murrte Herr Leopold; „das ist immer das Ende. Aber es spricht sich leichter aus, als es gethan ist. Laß dich nicht einschüchtern, Karl! Zu helfen ist dem Jungen ebensowenig wie — anderen; ich für mein Teil bezahle nicht mehr einen Groschen für ihn! Aber wenn er nach Amerika gehen oder den Versuch machen will, in Ostafrika angestellt zu werden, dann soll er Reisegeld bekommen. Erst muß er in eine harte Schule, muß arbeiten lernen, dann wird vielleicht noch einmal etwas aus ihm! In dieser Beziehung bin ich unerbittlich, Karl, und nichts wird mich umstimmen."

Der Rat senkte den Kopf. „Es geht mir ans Herz," sagte er bewegt, „meinen einzigen Sohn in die Fremde zu stoßen. Ich müßte kein Vater sein, wär' es anders. Aber ich sehe ein, daß Kurt nur durch äußerste Strenge zu heilen ist, und füge mich deiner Ansicht. Er wird sich ebenso fügen müssen. Nun zurück zu unserer Sache! Wünschest du es, so will ich, wie ich dir schon sagte,

Schrader wieder nehmen. Er kann uns gerade jetzt gute Dienste leisten, da Graf Tokowa uns bodenlos übers Ohr gehauen hat; Tokowa scheint gar nicht die Absicht zu haben, zurückzukehren, kann uns aber in Rußland noch mehr schädigen, als es schon geschehen ist, da er Vollmachten des Direktoriums bei sich führt. Es bleibt nichts anderes übrig, als ihm einen energischen Menschen nachzuschicken, der ihm mit List oder Gewalt die Papiere abnimmt oder ihn über die Grenze lockt, damit man ihn fassen kann. Dazu scheint mir Schrader die geeignetste Persönlichkeit zu sein; er kennt Tokowa und besitzt Umsicht, Klugheit und Thatkraft genug, ihm in gehöriger Art gegenüberzutreten. Ich will ihn gern wieder nehmen."

„Wenn er nur wieder kommt," meinte Herr Leopold, an das Fenster tretend und die Flügel schließend, denn die Abendluft begann kühl zu werden. „So weit ich ihn kenne, ist er keine Bedientennatur, die sich fortjagen läßt, um dann wieder demütig zu Kreuze zu kriechen. Mit Tokowa seid ihr gründlich hereingefallen; auch das habe ich dir seiner Zeit vorausgesagt. Erinnere dich, daß ich dich vor diesem serbischen Abenteurer mehr als einmal gewarnt habe!"

„Er führte die besten Empfehlungen mit sich," warf der Rat entschuldigend ein, aber Herr Leopold fuhr, die Achseln zuckend, fort:

„Ah bah, Empfehlungen! Ich habe mich immer nur auf mein Auge verlassen und bin nie betrogen worden. Nun laß es genug sein, Karl. Ich übereile nichts und muß Bedenkzeit haben. Trete ich noch einmal an das Unternehmen heran, so will ich auch die Zügel in die Hand nehmen. Die ganze Organisation muß eine andere werden; ohne straffe Zucht kommen wir nicht vorwärts."

Der Rat hatte sich erhoben. Mit unschlüssiger Gebärde stand er vor seinem Bruder. „Und wann darf ich

auf deine Entscheidung rechnen?" fragte er. „Es eilt, Leopold, und —"

„Ich weiß! Ich spreche innerhalb dreier Tage bei dir vor. Gehab dich wohl, Karl!"

Sie reichten sich die Hände. Schleppenden Schrittes stieg der Rat die Treppen hinab und setzte sich in sein vor dem Portale haltendes Coupé. Er fuhr nach Hause zurück. Im Zimmer seiner Gattin fand er diese im Verein mit Eva und Kurt vor. Alle drei hatten in besorgter Spannung die Heimkunft des Kommerzienrats erwartet.

„Nun?" fragte Frau Thekla, mit den kalten, grauen Augen forschend im Antlitz ihres Mannes lesend. „Wie hat sich Leopold benommen?"

„Nicht anders, wie ich erwartet habe," entgegnete Karl; „ausweichend und unliebenswürdig. Er will Bedenkzeit haben, will, wenn er überhaupt noch etwas für den Tattersall thut, das Regiment in die Hand nehmen, will Schrader neu engagiert haben und will schließlich Kurt außer Landes geschafft wissen. Kurt soll seinen Abschied einreichen, nach Amerika gehen oder eine Anstellung in Ostafrika suchen. Da habt ihr die Resultate meiner Sendung!"

Er schritt, die Hände auf dem Rücken gefaltet, aufgeregt im Zimmer auf und nieder. Kurt war leichenblaß geworden, preßte die Lippen fest aufeinander und starrte, die Stirn in finstere Falten gezogen, auf den grünen Seidenschirm, der die Tischlampe bedeckte. Auch das Gesicht Evas war weiß wie Schnee; sie sprach kein Wort und hielt die Hände im Schoße gefaltet. Die Rätin aber lachte hysterisch auf.

„Kurt nach Afrika — haha!" und ihr Mund verzog sich häßlich, „in ein mörderisches Klima — oder nach Amerika, Hausknecht werden, — o, wie ähnlich sieht das alles deinem geliebten Bruder! Er hat weder Herz noch

Seele, er ist eine gefühlsrohe Natur, ein vertrockneter Aktenmensch! Er freut sich an unserem Unglück!" Und plötzlich zog sie ihr Taschentuch hervor, drückte es vor die Augen und begann zu schluchzen.

Der Rat zog die Stirne kraus und warf einen ärgerlichen Blick auf seine Frau. Er kannte ihre Thränen; sie quollen nie aus dem Herzen.

„Ich bitte dich, Thekla, laß das Weinen!" sagte er hart. „Laß uns als vernünftige Menschen miteinander sprechen. Auch das Schimpfen auf Leopold hat gar keinen Zweck. Wir ändern ihn nicht. Wir müssen uns einfach fügen — basta. Ich werde morgen auf das Ministerium gehen und Kurts wegen mit dem Geheimrat Krieger sprechen. Vielleicht findet sich eine offene Stelle in Ostafrika. Wenn nicht, geht's unbarmherzig nach Amerika. Du wirst selbst einsehen, daß du hier ausgespielt hast, Kurt, — ausgespielt in jeder Beziehung. Magst du büßen für deinen unverantwortlichen Leichtsinn!"

Der Angeredete zuckte zusammen; er sah, daß es diesmal ernst war und daß es nichts mehr zu hoffen gab. „Sei es," entgegnete er. „Nur eines noch. Onkel Leopold vergißt, daß ich auch in Ostafrika im Staatsdienst bleibe und meine Schulden auch in diesem Falle bezahlt werden müßten. Geschieht das nicht, so habe ich nur noch zwischen Amerika und einer Kugel die Wahl, und da schwanke ich nicht. Ist es denn ganz unmöglich, Vater, einen anderen Ausweg zu finden?! Ich weiß ja, daß ich leichtsinnig gewesen bin, aber ich habe den festen Vorsatz, mich zu bessern!"

„Den hast du schon zehnmal gehabt!"

„Aber nie hat mir das Wasser so an der Kehle gestanden wie heute," fuhr Kurt in wachsender Erregung fort; „ich habe ja auch nie gewußt, daß es um deine Vermögensverhältnisse anders stand, als es den Anschein hatte.

Ich hielt dich für reich, und deine Taschen für unerschöpflich. Das ist keine Entschuldigung für meinen Leichtsinn, aber es macht ihn immerhin begreiflicher. Nun, da ich weiß, daß auch du um die Existenz zu kämpfen hast, würde ich schurkenhaft handeln, wollte ich nicht ein vernünftigeres Dasein beginnen. Und ich bin kein Schurke. Ich habe die besten Vorsätze, und diesmal — auf Ehre, diesmal werd' ich sie halten!"

Der Rat war unter dem Kronleuchter stehen geblieben. Es zuckte über sein Gesicht, und sein Auge schielte scheu zu Eva hinüber.

„Es giebt," begann er langsam und stockend, als fürchte er sich, das auszusprechen, was er auf der Zunge hatte, „— es giebt nur noch ein anderes Mittel der Rettung. Das liegt in der Hand Evas. James Behrend hat schon einmal durch mich bei dir anhalten lassen, Eva; du hast ihn abgewiesen, wie du es bisher mit allen deinen Freiern gemacht hast. Aber er liebt dich aufrichtig. Sein großes Vermögen kann uns allen Hilfe bringen. Giebst du Behrend dein Jawort, so bedürfen wir Onkel Leopolds überhaupt nicht mehr. Ich selbst bin gerettet und kann in der Firma verbleiben; dein Bruder Kurt kann seine Verhältnisse ordnen und hat nicht mehr die Wahl zwischen Amerika und der Pistole, — auch das Tattersallunternehmen kann ohne Mithilfe Leopolds weitergeführt werden. Sei eine gute Tochter und Schwester, Eva, und keine Thörin! Auch über dich werden die Jahre kommen, — auf wen wartest du noch? Du warst begehrt und umworben, solange du für reich galtst; kennt man erst unsere Verarmung, dann wird der Schwarm der Freier schnell genug in alle Winde zerstäuben. Und du selbst bist nicht für die Armut geschaffen, Eva. Du kannst nicht entbehren; du würdest in einem Leben voll Sorgen tief unglücklich werden. Das, was Behrend dir bietet, ist

materiell so viel, daß du über gewisse Eigentümlichkeiten seiner Persönlichkeit wohl hinwegsehen könntest. Gegen seine Ehrenhaftigkeit aber ist nicht das Geringste zu sagen."

Er schwieg und schritt wieder im Zimmer auf und ab. Kurt schaute gespannt zu seiner Schwester hinüber.

Der Wechsel der Empfindungen, der Eva überstürmte, malte sich deutlich auf ihrem Antlitz ab. Ein krampfhaftes Lächeln glitt um ihre Lippen; sie war nicht im stande, sofort zu antworten. Nur allmählich gewann sie ihre Fassung zurück; ihre Stimme zitterte, als sie zu sprechen begann, dann wurde sie fester unter der Einwirkung eines starken Entschlusses und unter dem Bewußtsein, einen Kampf auf Leben und Tod führen zu müssen.

„Du sagst, Vater, ich sei nicht für die Armut geschaffen, ich würde sie nie ertragen können. Und ich sage dir: ich würde glückselig sein in tiefster Armut, wenn ich an der Seite eines Mannes leben dürfte, den ich wahrhaft liebe! Wie sehr verkennt ihr mich doch! Ihr habt immer nur nach meinen Launen geurteilt, nicht nach Seele und Herz! Und ich habe ein stärkeres Herz und eine stärkere Seele, wie ihr vermeint. Und deshalb sage ich: Nein — ich heirate Behrend nicht! Ich werde mit euch freudig die Armut ertragen, in welcher Gestalt sie mir auch gegenübertritt, aber keine vergoldete Fessel! Pocht nicht weiter an mein Kindesherz, es wäre ein Verbrechen, das ihr beginget! Ihr könntet die Liebe ausrotten, die ich zu euch hege, und das wollet nicht! Wollt es nicht!"

Wie verhaltenes Schluchzen klang es durch diese letzten Worte. Sie sprang auf und stürmte nach der Thür.

Kreidebleich und entsetzt starrte der Rat ihr nach. „Eva!" rief er. „Höre mich, Eva!"

Aber sie hörte nicht.

23.

Der folgende Tag war ein Sonntag, — der erste Pfingstfeiertag, der mit hellem Sonnenglanz, mit jungem Grün und Blumenschmuck über der Hauptstadt aufgegangen war.

Max saß bei offenen Fenstern am Frühstückstische und las in der Zeitung, als nach kurzem Pochen Herr Schultze in das Zimmer trat. Nicht in seinem blauen Rock und mit dem Schutzmannshelm in der Hand, sondern in Zivilkleidung, in einem funkelnagelneuen dunkelgrauen Sommerüberzieher und mit einem blanken Cylinderhut.

„Sind Sie Geheimer Regierungsrat geworden, Herr Schultze?“ fragte Max lachend; „Sie machen einen so würdevollen Eindruck, — Sie haben entschieden etwas „Geheimes“ an sich!“

„Stimmt auch, Herr Schrader,“ bestätigte Schultze; „denken Sie mal an: ich bin wirklich ins Kriminale gekommen und zwar zur Geheimen Abteilung, die sich bloß mit den schwersten Verbrechen zu beschäftigen hat. Ich könnte Rad schlagen vor Freude, wenn's mir nicht um das neue Zivil leid thäte. Der Martha will ich zwar noch immer nicht recht in dieser bürgerlichen Gewandung gefallen. Die ist nun mal für die Uniform, aber daß mein Gehalt gleich ums Doppelte erhöht worden ist, hat ihr doch imponiert. Aber was ich sagen wollte, Herr Schrader: Sie müssen mitkommen! Riesencamp ist rein närrisch. Sein Agent hat ihm einen Brief aus New York vorgelegt, laut dem ihn Direktor Spindler von der dortigen Musiksingspielhalle, oder wie dies Institut heißt, für die Sommersaison engagieren will. Nun will er 'rüber, hat aber kein Geld dazu. Gut, ich werde es beschaffen, so schwer es mir wird. Aber er will seine Kellnerin heiraten und mitnehmen, und das geht nicht.

Er darf dieses Weib nicht heiraten, seine erste brave Frau, Marthas Mutter, würde sich im Grabe umdrehen. Und Martha selbst ist außer sich darüber. Sie müssen dem Alten die Dummheit ausreden, Herr Schrader! Er hält große Stücke auf Sie, mehr als auf uns. Kommen Sie mit, um Marthas und meinetwillen! Wir finden Riesen=camp um diese Zeit zu Hause."

Max sagte gutmütig zu, kleidete sich an und begleitete den neuernannten Kriminalbeamten. Während des ganzen Weges wußte Schultze immer nur von seinem unmensch=lichen Glück zu erzählen.

Es machte Max Spaß, wieder einmal das kleine Haus am Fuße des Kreuzberges zu sehen. Es war alles ge=blieben, wie es gewesen war, es hatte sich nichts verändert. Das Leben der Großstadt war über diesen stillen Winkel hinweggerauscht. Nur neben der hölzernen Hofthür war etwas Neues zu sehen. Da stand ein rotangestrichener Pfahl mit einer weißen Tafel, auf der zu lesen war: „Dies Grundstück ist zu verkaufen. Nähere Auskunft beim Restaurateur Pipusi, Parterre."

Im Hofthor blühten die Akazien, und an den Tischen der Gartenwirtschaft saßen allerlei Gäste bei Weißbier oder einem Seidel Bayerisch. Aus dem Hintergrunde ertönte das Rollen der Kegelbahnkugeln. Herr Pipusi, wie immer in einer weißen Schlächterschürze, stand vor der Thür und blinzelte in die Sonne. Aber als er die beiden kommen sah, flog ein Lächeln über sein feistes Gesicht, und er schritt ihnen entgegen.

„Herr Schultze," sagte er, „i nu seh' mal einer an! Und ooch der Herr Schrader! Ihnen kennt man ja jar nich wieder! 'n feiner Herr jeworden, der sich nich mehr in unsrer ollen Budike sehen läßt! 'n Töppchen jefällig — oder 'ne frische Weiße? Woll'n die Herrn nicht platzen?"

„Möchten erst mal zu Riesencamp 'raufgehen, Herr Pipusi," warf Schultze ein.

„Den können Sie näher haben, Herr Wachtmeester," sagte der dicke Gastwirt schmunzelnd. „Der sitzt schon hier unten. Miete bezahlen dhut er zwar nich, aber saufen dhut er düchtig, seit der Hallwyl, der Wasserzwickel, futsch is. Und unsereener muß mitnehmen, wat er kriegt. Komm'n Sie man 'rin in die jute Stube, da sitzt der Olle!"

Richtig da saß er, in einem Winkel des kleinen, engen, schmutzigen und verräucherten Gastzimmers, über zwei Stühle gestreckt, in Morgenschuhen und ohne Weste, die Hände in den Hosentaschen, vor sich ein mächtiges Glas Weißbier und einen Nordhäuser. Er sah wüst aus, der alte Taschenspieler; das grau gewordene Haar fiel wirr und ungekämmt über den Rockkragen, das fahle Gesicht zeigte tiefe Runzeln. Mit ihm am Tische saßen drei Pferdebahnkutscher, denen er mit weithin klingender Stimme ungeheuerliche Lügen aufband.

Max und Schultze hatten sich wieder vor die Thür zurückgezogen, und nur der dicke Gastwirt trat an den Taschenspieler heran.

„Du sollst mal 'rauskommen, Riesencamp," flüsterte er diesem zu. „Es sind zwee Herren da, die dir sprechen wollen. Sie erwarten dir vor deine Wohnung."

„Warum kommen sie nicht herein?" gab der Alte zurück, sich mit gespreizten Fingern durch den grauen Lockenkranz streichend. „Riesencamp empfängt überall, und er kann es. Wer sind jene Herrn, und was begehrt man von mir?"

„Mach keene Fisematenten nich, Riesencamp, und bejieb dir hinaus. Wenn ick dir sage, et sind Leute von Ansehn, so is et jut. Du kannst ja wiederkomm'n, wenn du willst."

Riesencamp erhob sich mit einer großartigen Bewegung und entgegnete: „So es Leute von Ansehen sind, leiste ich Folge. Stell mir so lange die Weiße zurück, Pipusi.“

Er ging, schritt um das Haus und stieg die Treppe zu seiner Wohnung hinauf. Als er Max neben seinem Schwiegersohne sah, blieb er stehen und erhob beide Hände. „Bei allen Göttern,“ rief er, „äfft mich ein trügerisch' Blendwerk?! Herr Schrader, was führt Sie einmal unter mein ärmliches Dach?!“

Er schloß seine Wohnung auf. Es sah traurig in dem Heim aus, das, als noch Martha hier schalten konnte, so behaglich gewesen war. Von dem Mobiliar war nur das wenigste geblieben; es war fast alles, was nicht niet- und nagelfest war, ins Pfandhaus gewandert. Kahle Wände starrten den Eintretenden entgegen, und fingerdick lag überall der Staub. In einer Ecke des Gemachs hatte eine dicke Spinne ihr Netz gezogen; auf dem Tische stand eine leere Champagnerflasche, in der ein Talglicht steckte.

Riesencamp holte zwei Stühle mit durchbrochenem Rohrgeflecht herbei und nötigte die Herren zum Sitzen. Aber Max lehnte ab.

„Ich danke, Herr Riesencamp,“ entgegnete er, „ich will mich nicht lange aufhalten. Ich komme auf Bitten Ihrer Tochter und Ihres Schwiegersohnes, ein ernstes Wort mit Ihnen zu sprechen. Wie es um Sie steht, ersehe ich aus dem Anblick Ihrer Wohnung. Sind Sie sich selbst klar darüber, auf welch tiefer Stufe des Verfalls Sie angelangt sind?“

Der Alte wollte eine trotzige Miene annehmen und warf den Kopf zurück, aber das sehr ernste Gesicht des jungen Mannes belehrte ihn, daß diesmal mit theatralischem Deklamieren nichts auszurichten sei. So begnügte er sich denn, die Achseln hochzuziehen und zu erwidern: „Das Aeußere trügt, Herr Schrader. Sie sind in der

Wohnung eines Witwers, dem keine weibliche Hand das Heim bereitet und sauber hält. Indessen, auch das wird anders werden. Ich stehe im Begriffe, eine zweite Ehe zu schließen."

„Man sprach mir davon, und man hat mir auch nicht verschwiegen, wem Sie Ihren Namen geben wollen. Haben Sie ganz vergessen, daß Sie eine Tochter besitzen, der Sie Achtung schuldig sind? Und ist die Erinnerung an Ihre erste Gattin völlig aus Ihrem Gedächtnisse geschwunden, an die Mutter Marthas, an jene Frau, von der Sie mir oft genug selbst erzählt haben, daß ihre Liebe und ihre opfervolle Treue Sie auch in schweren Zeiten aufrecht erhalten habe?" —

Riesencamp neigte den Kopf. Wie bei den meisten gutherzigen Trunkenbolden, so wechselte auch bei ihm die Stimmung schnell zwischen prahlerischer Großthuerei und Sentimentalität. Er rang die mageren Hände, daß die Gelenke knackten, und seine Augen begannen zu tropfen.

„Mein armes totes Weib," sagte er halblaut und in pathetischer Wehmut. „Es ist wahr: ich bin ein Elender. Sag du mir's auch, August: ich bin ein Elender! Ein Säufer und ein Elender! Aber ich werde der Flasche entsagen und Emmy den Laufpaß geben, — sie ist nicht wert, den Ehrennamen Riesencamp zu tragen. Ich werde allein nach New York reisen, und dort will ich mich aufraffen zu einem neuen und besseren Dasein. Auch Görgey ist drüben, der Alte. Er soll geerbt haben, der Görgey, und nun selber Pferde halten, der ehemalige Jockey, — wie doch das Schicksal spielt! Kurzum: ich habe die besten Verbindungen in New York, und es lockt mich mächtig hinüber. Aber der Mammon fehlt, August, der Mammon! Das Gold ist keine Chimäre, wenn man es nicht hat, aber hat man es, ist es Chimäre — bis man es wieder losgeworden ist!"

Er nickte wehmutsvoll nach dieser letzten Weisheit, und dann nahm Schultze das Wort.

„Ich sagte dir schon, Vater," begann er ruhig, „daß ich mir Mühe geben werde, dir das nötige Reisegeld zu schaffen. Der Gedanke, daß dein alter Genosse Görgey gleichfalls in New York weilt, ist allerdings wenig beruhigend für mich. Ich fürchte, du wirst in seiner Gesellschaft dein bisheriges Leben kaum aufgeben, — im Gegenteil, noch tiefer in den Sumpf hineingezogen werden. Görgey ist schon einmal dein böser Dämon gewesen."

Riesencamp winkte mit der Hand. „Nicht doch, August," entgegnete er, „du verkennst diesen Mann. Er ist von Grund aus gut, aber eine hochstehende Persönlichkeit, ein serbischer Prinz oder Graf, dessen Stallaufseher er in Paris gewesen ist, hat ihn auf die Bahn des Lasters gelockt."

„Was ist das für ein Görgey?" warf Max fragend ein; die Erwähnung des „serbischen Prinzen oder Grafen" — es war natürlich, daß er dabei an Tokowa dachte — hatte ihn aufmerksam gemacht.

„Ein Ungar, Herr Schrader," antwortete Schultze, „ich sprach Ihnen schon einmal von diesem Menschen, ein ehemaliger Jockey oder Trainer, so etwas, und leider auch, so viel mir bekannt, ein durch und durch verbummeltes Subjekt!"

„Erlaube — erlaube, mein lieber August," sagte Riesencamp, die Rechte zur Abwehr erhebend, „du bist unvorsichtig in der Wahl deines Ausdrucks! Görgey ist nicht so schlimm, wie du annimmst. Er war nur heruntergekommen. Das kann jedem passieren. Der Serbenprinz hat ihn auf dem Gewissen."

„Kennen Sie den Namen jenes serbischen Prinzen oder Grafen, Herr Riesencamp?" fragte Max. Eine fiebernde Unruhe begann sich seiner zu bemächtigen.

„Nein — warten Sie mal — Görgey hat ihn mir genannt! Einen Augenblick, Herr Schrader."

„Sollte das nicht," fiel Schultze ein, „dieselbe Persönlichkeit sein, die Hallwyl beisprang, jener Graf Tokowa —"

„Graf Tokowa!" schrie Riesencamp triumphierend; „so war's! Graf Tokowa hieß der ehemalige Dienstherr Görgeys, und dieser Graf muß sich auch hier irgendwie herumgedrückt haben, denn Görgey wollte ihn aufsuchen. Jawohl, Tokowa hieß er, ich entsinne mich genau."

Max setzte sich auf einen der zerbrochenen Rohrstühle. Sein Gesicht hatte sich entfärbt. „Wie sah dieser Görgey aus, Herr Riesencamp?" fragte er. „Mich interessiert das. War er klein, dick, untersetzt —?"

„Im Gegenteil, Herr Schrader," entgegnete der Taschenspieler. „Groß, hager und mit einer Nase wie ein Spiegelhaken. Ich muß übrigens ein Bild von ihm haben; wir haben uns einmal draußen in der Hasenheide zusammen photographieren lassen. Will mal sehen, ob ich das Ding noch finde."

Er kramte in einem mit alten Zeitungen, Schlipsen, ungewaschenen Kragen und allerhand Plunder gefüllten Koffer herum, der halb offen in einer Ecke des Zimmers stand.

„Sapristi," sagte er plötzlich, „noch ein Theaterzettel aus Schrimm! Da habe ich manche Erfolge erzielt! Ach, du lieber Gott, ein Bildchen meiner seligen Frau! Wie schön war sie doch, wie strahlte ihr Antlitz die volle Reinheit ihrer Seele wider! Aha, da ist die Photographie! Bitte, Herr Schrader! Für Aehnlichkeit hat der Photograph nicht garantiert, aber die Auffassung ist nicht ohne Charakteristik."

Er reichte Max ein Daguerreotyp, das den Taschenspieler Arm in Arm und in kühner Stellung mit Görgey darstellte. Max sah sofort, daß dieser Görgey und Herr

Josif Szobos aus Szathmár-Némethy ein und dieselbe Person seien. Er wunderte sich nicht mehr darüber, er hatte es seit fünf Minuten geahnt. Er wußte nun, daß sein Traum sich erfüllt hatte: daß er das Opfer einer raffinierten Gaunerei geworden war, — und zweifellos schien es ihm, daß auch Tokowa bei dieser Gaunerei die Hände im Spiel haben mußte.

„Darf ich das Bild einige Tage behalten, mein lieber Herr Riesencamp?“ fragte er. „Ich habe meine Gründe dazu; die Physiognomie dieses Herrn Görgey interessiert mich.“

„Ich bitte, Herr Schrader,“ entgegnete der Taschenspieler, „stecken Sie es ein; ich schenke es Ihnen als Andenken an eine Stunde innerer Einkehr meinerseits.“

„Wenn das letztere wahr wäre,“ sagte Max, sich erhebend, „dann würde der Zweck meines heutigen Besuchs schon zur Hälfte erfüllt sein. Wollen Sie mir für den Fall, daß Herr Schultze und ich Ihnen das nötige Reisegeld besorgen, auf Ehre und Pflicht versprechen, von Ihren thörichten Heiratsplänen abzusehen?“

Riesencamp hob die rechte Hand wie zu einem heiligen Schwure empor. „Bei allem, was mir teuer ist — ja! Ich werde die Fackel der Leidenschaft löschen in mir, ich werde allem entsagen, was mich mit festen Banden an diese Alte Welt fesselte! Ein neuer Stern steigt über mir empor, ich begrüße ihn jubelnden Herzens! Und daß Sie es waren, Herr Schrader, der ihn mir wies —“

„Bitte,“ fiel dieser ein, „Ihr Schwiegersohn war es!“

„August, komm an mein Herz!“

Und er reckte die Arme, den Schutzmann an sich zu ziehen, der sich indessen energisch gegen diese zärtliche Anwandlung wehrte.

„Laß doch das, Vater,“ sagte er ernst; „wir sind nicht auf der Bühne. Halte dein Wort, und du wirst an mir

nicht nur einen treuen Sohn, sondern auch den treuesten Freund finden."

Wieder wollte die Rührung den Alten übermannen, aber die beiden Herren entzogen sich schnell der neu zu erwartenden Scene. Sie verabschiedeten sich und stiegen die Treppe hinab.

„Sie müssen mich in das nächste Restaurant begleiten, Herr Schultze," sagte Max, mit dem Schutzmann über den Hof schreitend; „ich habe noch vielerlei mit Ihnen zu besprechen, und ich bedarf vermutlich Ihres kriminalistischen Scharfblicks. Mein Besuch bei Riesencamp wird schwerwiegendere Folgen haben, als ich erwarten konnte. Haben Sie diesen Görgey genauer kennen gelernt?"

„Nein, Herr Schrader, ich habe immer nur von ihm gehört. Er hat sich ein paar Wochen hier aufgehalten, mit Riesencamp Tage und Nächte verbummelt und ist dann plötzlich verschwunden. Erst heute erfuhr ich, daß er zur Zeit als ‚gemachter Mann' in New York leben soll."

„Als ‚gemachter Mann'," wiederholte Max; „das glaube ich, denn er hat mich um ein großes Kapital bestohlen. Er ist ein gefährlicher Schwindler, und wir müssen mit List und Gewalt versuchen, seiner habhaft zu werden. Ich bin mir nur noch nicht klar über seine Verbindung mit dem Grafen Tokowa; daß eine solche existiert, ist nicht zu bezweifeln, und wir werden bei Verfolgung der Angelegenheit auch diese Fäden aufzudecken im stande sein.... Treten Sie hier mit mir ein und hören Sie mich an. Sie sind ein intelligenter Kopf — und wer weiß, ob Sie sich nicht die ersten Lorbeern in Ihrer neuen Branche erringen können, wenn Sie mir helfen, Görgey und seine Helfershelfer zu entlarven!"

Die beiden traten in eine Weinstube der Belle-Alliancestraße, suchten sich einen stillen Platz aus und bestellten

eine Flasche Mosel. Dann begann Max dem aufmerksam lauschenden Beamten die Geschichte von dem Depot des verschollenen Senden und von der Einkassierung dieser Summe auf Grund des Depotscheines seitens des Herrn Josif Szobos oder vielmehr Görgey zu erzählen.

„Die Photographie," fuhr er fort, „ist der schlagendste Beweis für die Identität Görgeys und Szobos'. Wäre er kein Schwindler, so hätte er sich bei mir nicht unter falschem Namen eingeführt, und sicherlich waren auch die Papiere, die er bei sich trug und die er mir vorlegte, Falsifikate. Ich nehme an, daß er auf irgend eine unrechtmäßige Weise in den Besitz des fraglichen Depotscheins gekommen ist und sich dabei der Mithilfe des ihm verpflichteten Tokowa bedient hat."

„Das letztere halte ich nicht für unmöglich," entgegnete Schultze, „aber auch nicht für völlig gewiß. Genießt dieser Graf Tokowa denn eines so schlechten Rufes?"

„Ja. Er stammt aus bester Familie, ist aber verkommen und verwahrlost. Er war gleich mir beim Tattersall angestellt, wurde zum Pferdeeinkauf nach Rußland geschickt und soll dort Unterschlagungen und was weiß ich, jedenfalls sehr häßliche Geschichten begangen haben. Etwas ähnliches berichtete kürzlich ein Bekannter von mir, Herr v. Emsteeg —"

Max brach plötzlich mitten im Satze ab, starrte einen Augenblick vor sich hin und schlug sich dann vor die Stirn.

„Das ist eine Idee! Vielleicht kann ich durch Rasmus Näheres über Tokowa erfahren. Wenn die Angelegenheit mit der gestohlenen Brieftasche sich bewahrheitet, die mir Emsteeg erzählte —"

Er brach abermals ab.

„Verzeihen Sie mir meine Gedankensprünge, lieber Freund," sagte er; „ein ganzes Chaos von Vermutungen drängt sich mir auf, aber klar sehe ich immer noch nicht.

Jedenfalls will ich sofort einmal zu dem Baron Rasmus fahren, bei dem Tokowa gleichfalls einen Vertrauensbruch begangen haben soll. Kann ich Sie am Nachmittag sehen?"

„Gern," antwortete der Gefragte. „Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, ist es der: kommen Sie mit allen einschlägigen Papieren, speziell dem bewußten Depotschein, zu mir und begleiten Sie mich zu dem Chef der Kriminalabteilung, der Ihnen mit seinen Erfahrungen am besten zur Hand gehen dürfte."

„Gut. Ich bin am Nachmittage bei Ihnen, Herr Schultze. Ich muß zunächst einmal zu Herrn v. Rasmus; ich fiebere vor Erregung und Ungeduld, Klarheit zu finden!"

Die beiden nahmen Abschied. Dann warf Max sich in eine Droschke und fuhr zu dem Baron Rasmus. Er fand ihn nicht zu Hause vor. Sein Diener meldete, der Herr Baron sei ausgeritten, aber bestimmt zwischen vier und fünf Uhr wieder zurück.

Schrader fuhr nach seiner Wohnung weiter, um dort den Depotschein und alle ihm sonst in dieser Angelegenheit wichtig erscheinenden Papiere zu sich zu stecken. Seine Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, dem Ungarn nicht mit noch größerem Mißtrauen begegnet zu sein, und doch sagte er sich wieder, alles gethan zu haben, was in diesem Falle notwendig gewesen war. Er prüfte daheim noch einmal — zum drittenmal — auf das sorgsamste und peinlichste den Depotschein, den ihm der Ungar zurückgegeben hatte, aber nichts — nichts ließ sich an ihm finden, das auf eine Fälschung hingewiesen hätte. Der Schein war ohne jeden Zweifel der echte, und diese Thatsache beruhigte Max einigermaßen. Sie rechtfertigte ihn unter allen Umständen dem rechtmäßigen Besitzer des Depots gegenüber, da er nach den bestehenden Vorschriften verpflichtet war, nicht die Person des Ueberbringers, sondern nur den Schein

auf seine Richtigkeit hin vor Auszahlung des hinterlegten Kapitals zu prüfen.

Max warf sich, nachdem er die Papiere in die Brusttasche seines Rockes gesteckt hatte, auf das Sofa, noch ein Viertelstündchen zu ruhen. Es war Mittagszeit, aber er verspürte keinen Hunger. Er grübelte und grübelte, einen Ausweg aus dem Irrgarten seiner Vermutungen und Kombinationen zu finden. Auch der Gedanke, daß Görgey-Szobos doch vielleicht im Rechte gewesen sein könne, beschäftigte ihn. Wozu dann aber die Namensfälschung?

Aergerlich sprang er wieder auf und zündete sich eine Cigarre an. Er sah nach der Uhr. Es war erst drei. Er überlegte, ob er sofort zu Schultze zurückkehren oder erst die Heimkunft des Barons v. Rasmus abwarten sollte. Unschlüssig trat er an das Fenster, öffnete es und schaute auf die Straße hinaus.

Unten hielt vor dem Hauseingang eine geschlossene Droschke. Eine junge Dame stieg aus, bezahlte den Kutscher und schaute dann an der Hausthür hinauf, anscheinend, um die Nummer zu lesen. Die Dame war weiß verschleiert, so daß Max aus der Höhe nicht ihre Gesichtszüge erkennen konnte. Dennoch schrak er zusammen. Die Gestalt, die ganze Erscheinung kam ihm bekannt vor — war das nicht Eva? . . . Eva! Welcher Unsinn! Was sollte sie hier, im Norden Berlins, im Arbeiterviertel? — Oder kam sie zu ihm?! Er trat vom Fenster zurück und preßte die Hände aufs Herz. Wahnwitz! — War sie es wirklich, so besuchte sie vielleicht in aller Heimlichkeit eine Arme und Kranke, — nicht ihn!

Es klopfte.

Max wurde leichenblaß und ging dann selbst zur Thüre und öffnete sie. Die Dame im Schleier stand vor ihm. Nun erkannte er sie auf der Stelle und verneigte sich.

„Gnädiges Fräulein —?“

Sie trat rasch ein, nahm den Schleier ab und zeigte ihm ihr weißes, verstörtes Gesicht und die rotgeweinten Augen. Dann bot sie ihm die Hand.

„Wundern Sie sich nicht, Herr Schrader," sagte sie mit bebender Stimme, „es giebt nichts Verwunderliches, nur etwas sehr Alltägliches. Ich mußte Sie sprechen, noch heute! Es ist gekommen, wie ich Ihnen andeutete: Kurt hat sich ruiniert, mein Vater steht vor dem Bankerott, und mich — mich will man zwingen, James Behrend zu heiraten, um die alte Herrlichkeit von neuem aufbauen zu können!"

Sie hatte das rasch und nervös hervorgestoßen, und Max schien es, als schwanke sie, während sie sprach. Er bot ihr einen Stuhl an.

„Nehmen Sie zunächst einmal Platz, gnädiges Fräulein," sagte er, „und versuchen Sie, Ihre Ruhe zurückzugewinnen. Ist Ihr Herr Onkel noch nicht aus Montreux heimgekehrt?"

„Ja, und mein Vater hat auch bereits mit ihm unterhandelt. Es ist möglich, daß er unter gewissen Bedingungen, die ihm eine volle Selbständigkeit sichern, in das Direktorium des Tattersalls zurücktritt und damit Vater und die Firma vor dem Böseſten rettet. Aber von Kurt will er nichts mehr wissen — gar nichts. Und Kurt ist der Liebling meiner Mutter. Behrend will seine Schulden bezahlen, wenn — ich seine Werbung annehme. Soll ich mich um dieses leichtsinnigen Bruders willen für alle Ewigkeit unglücklich machen?"

„Nein — um keinen Preis! Bleiben Sie fest; es giebt noch höhere Pflichten als die Rücksichten auf die Familie, und noch eine höhere Moral als die der Selbstopferung. Zudem: soll einer aus Ihrem Kreise dem Schicksal zum Opfer fallen, so sei der es, der sich selber sein Schicksal geschaffen hat, nicht Sie!... Ich bin glücklich

darüber und Ihnen von Herzen dankbar, daß Sie hergekommen sind, meinen Rat zu hören. Ich bin auch gern erbötig, persönlich zu Herrn Leopold Sporrschild zu gehen, um ihn zu bewegen, Ihrem Herrn Vater noch einmal hilfreich die Hand zu bieten. Ich weiß, daß Ihr Herr Onkel mir wohl will und daß er etwas von mir hält. Vielleicht gelingt es mir, ihn zu überzeugen, daß es zum Besten der Firma ist, wenn er in thatkräftiger Weise für die Weiterentwickelung des Tattersallunternehmens eintritt."

Eva knöpfte mechanisch ihre Handschuhe auf und zu. Sie sah auf die Tischtuchdecke und auf die Bücher, die diese bedeckten, und nur einmal zu Max auf. Aber dieser eine Blick drang Schrader tief in das rasch pochende Herz. Es war ein warmer Blick aus thränenverschwommenen Augen, und es lag wie eine heimliche Frage in ihm.

„Lassen Sie es noch, Herr Schrader," antwortete Eva; „Onkel Leopold hat sich Bedenkzeit ausgebeten, wir wollen sie abwarten. Das war's auch nicht, was mich zu Ihnen trieb; ich empfand plötzlich ein rasendes Bedürfnis, mich jemand anvertrauen zu dürfen, auf dessen Verständnis und auf dessen Herz ich rechnen konnte. So warf ich denn alle Etikette über Bord und kam zu Ihnen. Ich bin froh darüber. Ich — ich wollte Ihnen auch noch mehr sagen, Herr Schrader. Ich hatte bisher alles, was ich mir wünschte, nur keine seelische Befriedigung, und da ich diese nicht fand, war ich trotz des Reichtums, der mich umgab, arm — ganz arm. Es gab eine Zeit, in der ich dies geistige Armsein weniger spürte als heute, aber das letzte Jahr, das mich tiefer als sonst in das eigene Herz schauen ließ, hat mir die Augen geöffnet. Ich will weniger haben, als ich besaß, und dennoch mehr! Ich möchte gern arm sein, wenn ich zufrieden sein könnte!"

Ein tiefer und leidenschaftlicher Schmerz war die Grundstimmung der Worte Evas. So hatte Max sie noch nie

sprechen hören. Es war, als sei eine Hülle von ihrer Seele gesprungen und als gebe dieses seltsame Mädchen sich zum erstenmal in vollster Wahrhaftigkeit.

Max war ergriffen. Er nahm Evas Hand und drückte sie. „Haben Sie Mut, Fräulein Eva," sagte er; „die Prüfung, der Sie unterworfen werden, wird nicht ewig währen. Es giebt freilich nur ein einziges Glück, das volle Befriedigung gewährt, aber warum sollten gerade Sie es nicht erringen, Sie mit Ihrem warmen Herzen und der Innigkeit Ihres Empfindens? Daß Ihr Herz bisher nicht gesprochen, lag vielleicht nur daran, daß Sie mit der Gesellschaft, die Sie umgab, im Strome der Oberflächlichkeit schwammen; tauchen Sie tiefer, und in Ihnen wird ein anderes Leben erwachen als das, welches Sie bisher um sich sahen, und wenn Sie in diesem Stadium einen Gleichgesinnten finden, so reichen Sie ihm Ihre Hand zu einem Bunde fürs Leben. Dann werden Sie auch finden, was Sie bisher vermißt haben, und werden nicht mehr arm, sondern reich sein, auch ohne Ueberfluß an Gold."

Seine innere Bewegung übermannte den Sprechenden. Er wandte sich ab.

Eva erhob sich und trat zu ihm. Ihr Auge leuchtete hell in dem blassen Gesicht. „Ich habe den Gleichgesinnten längst gefunden," sagte sie, „den, der mich reich machen soll. Längst schon, ohne daß ich mir klar darüber war! Aber nach den Geschehnissen des gestrigen Abends und in den Kämpfen dieser letzten Nacht weiß ich, wie es um mein Herz steht. Entsinnen Sie sich unserer Verabredung am Strande von Sylt? — Ich wollte zu Ihnen kommen, wenn mein Herz mich zu Ihnen treiben sollte, um Ihnen tapfer und unumwunden zu gestehen: ich liebe Sie. Jetzt thu' ich's. Ich liebe Sie, Max, weil Sie ein großer, edler und freier Geist sind, weil Sie —"

Sie kam nicht weiter. Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Und dann riß Max sie mit einem Jubellaut an seine Brust und umfaßte mit zitternden Händen ihren Kopf und küßte die tropfenden Augen und den selig lächelnden Mund. Es waren für beide Minuten des höchsten Glücks. Sie schienen der Außenwelt entrückt, sahen nichts von dem ärmlichen Zimmer, in dem sie standen, und hörten keinen anderen Laut als das Klopfen ihrer Herzen.

„Nun will ich nichts weiter," flüsterte Eva, „nun bin ich zufrieden und reich! Mag kommen, was da will, ich fürchte die Zukunft nicht mehr! Gieb mir einmal deine Hände, Max, und schau mir recht tief ins Auge! Es ist eine Art Rütlibund, den wir schließen müssen, um uns gegen Tyrannei zu sichern. Wir beide sind fest und geben nicht nach, und wenn Vater und Mutter mich verstoßen um deinetwillen, dann giebt's noch genug stille Plätze auf der Welt, wo wir uns unser Nest bauen können, und sei's selbst hier draußen in der Rosenthalerstraße und hier in deinem kleinen Zimmerchen —"

„Hundert Stufen über dem Treiben der Stadt," fiel Max lächelnd ein und küßte sie abermals, „das ist von Vorteil! Es lebt sich nicht minder gut in luftiger Höhe als im Erdgeschoß oder im ersten Stock — und sind wir beisammen, dann wird uns diese lange und langweilige Straße wirklich wie ein Rosenthal dünken und dies enge Zimmerchen wie ein Paradies, in dem außer uns nichts Platz hat, als nur noch unser Glück!"

„Nun komm," sagte Eva, „wir werden zu Onkel Leopold fahren und ihn in unser Geheimnis einweihen. Er sei der dritte im Bunde, und er ist ein unentbehrlicher Genosse, denn er hat die Macht in den Händen. Vergiß nicht, daß wir einen Kampf zu führen haben und daß wir strategisch vorgehen müssen. Im Kriege ist aber auch die List erlaubt."

„Also auf!" erwiderte Max und griff nach seinem

Ueberrock. „Einigkeit führt immer zum Siege — so oder so!"

24.

Max reichte Eva auf der Straße den Arm, und sie nahm ihn. Es war für beide ein Gefühl prickelnden Reizes, nebeneinander durch die Oeffentlichkeit zu wandeln. Anfänglich schaute Eva mit scheuer Aengstlichkeit nach rechts und links, ob nicht ein Bekannter sie sehe. Aber das währte nur wenige Minuten, dann kam ein verdoppeltes Empfinden von Sicherheit über sie. Der da neben ihr schritt, war ihr Schutz und ihre Waffe; sie fürchtete nichts mehr und niemand.

Leopold Sporrschild war nicht wenig erstaunt, als seine Wirtschafterin ihm den Besuch Evas in Schraders Begleitung anmeldete.

„Laß mich sprechen," flüsterte Eva dem Geliebten zu, als die beiden in das Arbeitszimmer Herrn Leopolds traten. Der Alte saß an seinem Schreibtische, erhob sich jedoch, als er die Thür gehen hörte.

„Guten Tag, Onkel," sagte Eva; „stören wir dich? Hoffentlich nicht, und wenn doch, so sei nicht böse. Ich komme in wichtiger Sache, in einer, die keinen Aufschub duldet. Ich habe mich nämlich soeben verlobt und wollte dir meinen Bräutigam vorstellen. Hier ist er, du kennst ihn bereits."

Befremden und Freude wechselten in dem faltenreichen Gesicht des alten Herrn. „Erlaube, daß ich mich mit beiden Händen am Stuhle festhalte," sagte er; „die Ueberraschung ist zu groß. Aber bevor ich weiterfrage — und ich habe noch viel zu fragen — komm her und laß dir einen Kuß geben! Du hast dir einen braven Mann gesucht, hast eine gute Wahl getroffen."

Sie flog in seine Arme. „Sag das noch einmal, Onkel!" jubelte sie; „ich hör' es so gern!"

Leopold reichte Max die Hände und zog ihn an sich. „Mein lieber Schrader, wie freue ich mich! Ich habe Sie immer geschätzt, Ihre Geradheit, Ihren Fleiß, Ihre Gewissenhaftigkeit und das offen Männliche Ihres Wesens. Sie werden meine Eva glücklich machen."

„Unsere Liebe ist nicht von heute und gestern, Herr Sporrschild, sondern datiert lange zurück und hat schon ihre Feuerprobe bestanden."

„Wird aber noch härter geprüft werden," fiel Eva ein, „und da, Onkel, mußt du uns Beistand leisten. Die Eltern wissen nämlich noch nichts von unserer Verlobung —"

„Ich dachte es mir."

„Und sie werden auch nicht ohne weiteres Ja und Amen sagen, Onkel. Es hat gestern abend böse Auseinandersetzungen zwischen den Eltern und mir gegeben. Sie wollten, ich solle, um Kurts willen und um das Tattersallunternehmen zu retten, Herrn James Behrend heiraten —"

„A—ah, ist es möglich?!" rief der alte Herr erregt. „Du diesen Behrend, dem selbst im leichtlebigen Hamburg das Pflaster zu heiß geworden ist! Und das verlangten die Eltern von dir?!"

„Du darfst sie nicht schelten, Onkel," fuhr Eva einlenkend fort. „Papa befindet sich in einem Zustande nervöser Ueberreizung, der ihm jede klare Ueberlegung erschwert. Denke an sein Unglück mit Kurt und an seine verzweifelnde Furcht, Bankerott machen zu müssen! Papa wußte nicht, was er that, als er mit Behrend als Lebensgefährten vorschlug! Er griff nach dem nächsten Strohhalme, — wer, der zu ertrinken vermeint, thäte das nicht?"

Kopfschüttelnd durchmaß der Alte das Zimmer, drückte dann auf die Klingel und befahl der eintretenden Dienerin, Wein zu bringen.

„Setzt euch," sagte er. „Leg Hut und Mantel ab,

Eva, auch Sie, Schrader! Im Handumdrehen sind unsere Geschäfte nicht abgemacht. Das will Zeit haben." Er schenkte die Gläser voll. „Wollen zunächst einmal anstoßen — auf euer Wohl, Kinder, und auf glückliche Zukunft!"

Die Gläser klangen zusammen.

„Und auf den besten Onkel, den die Welt je gesehen hat," fügte Eva hinzu.

„Noch nicht," und Sporrschild wehrte ab, sich in die Sofaecke setzend. „Vorderhand bin ich selbst noch in Schwulitäten. Aber ich muß sagen, es reizt mich, diese Tragikomödie zu beenden. Würde es nicht thun, wäret ihr beide nicht — nein, Schmeicheleien hab ich euch schon genug zu teil werden lassen!... Also ihr habt euch sozusagen meuchlings verlobt? Wann? Heute erst? Und wo traft ihr euch?"

„Heute erst," wiederholte Eva. „Ich bin zu Max gefahren und habe ihn gefragt, ob er mich heiraten wollte. Notabene, ich wußte lange, daß er mich liebte. Das hat er mir schon in Sylt gesagt."

Leopold schlug mit den Fingern auf den Tisch. „So ein Mädel! Vor deiner Energie kann man Angst bekommen! Die läßt sich unter keinen Pantoffel bringen, Schrader, die nicht! Aber gut so — gut so. — Ich war, als ihr kamt, gerade dabei, die Akten des Tattersalls zu prüfen, und das war eine Arbeit, bei der ich viel Ihrer gedacht habe, mein lieber Max. Wie haben die Leute gewirtschaftet! Und was hätte aus dem Unternehmen werden können, wenn man Gedanken und Gelder etwas mehr zusammengehalten hätte!"

„Ich bin sogar der Meinung," warf Max ein, „daß der Tattersall, vor allem aber das neue Gestüt, noch immer eine große Zukunft vor sich hat, wenn man versucht, die gemachten Fehler nach Möglichkeit gut zu machen."

„Ganz meine Ansicht," entgegnete Sporrschild. „Ich habe gestern den Landstallmeister Grafen K. aufgesucht, mit dem zusammen ich vor vierzig Jahren auf dem französischen Gymnasium gewesen bin, und der sprach sich in ähnlicher Weise aus wie Sie. Auch er zweifelte nicht an einem Gedeihen des Unternehmens, wenn man es auszudehnen und dennoch sparsamer zu wirtschaften versuchte. Nun, es soll jetzt anders werden, sonst befasse ich mich mit der Geschichte überhaupt nicht mehr!"

„Onkelchen!" fiel Eva, die inzwischen mit ihren Handschuhen gespielt hatte, zaghaft ein.

„Ja — was? Was denn, mein Kind?"

„Onkelchen, nun sind wir wieder auf den schrecklichen Tattersall gekommen und haben noch viel Wichtigeres zu erledigen."

„O nein, doch nicht: das eine gehört zum anderen! Trink einmal aus, das wird dir Mut machen. Und nun warte. Wir wollen deinen Herrn Vater herbeicitieren!"

Er trat an das Telephon, das neben dem Schreibtisch hing, und ließ sich mit dem Kommerzienrat verbinden.

„Bist du an der Leitung, Karl?" rief er in das Schallrohr hinein.

„Jawohl," tönte es zurück.

„Kannst du mich gleich einmal besuchen? Ich habe dir Wichtiges mitzuteilen."

„Schön. Ich werde sofort anspannen lassen und bin in einer Viertelstunde bei dir."

„Abgemacht — Schluß!"

Er hing lächelnd den Fernsprecher wieder an die Wand zurück und nahm von neuem Platz. Dann wurde das Gespräch über die Möglichkeit einer gründlichen Umgestaltung der Verwaltung des Tattersalls wieder aufgenommen. Eva ging unruhig auf und ab und trat schließlich an das Fenster, auf die Straße zu spähen. Ihr Herz schlug heftig.

Sie liebte ihren Vater und sah mit Sorge der kommenden Unterredung entgegen.

„Der Vater!“ rief sie plötzlich und trat vom Fenster zurück. Eine große Schwäche überkam sie in diesem Augenblick; sie fürchtete, umsinken zu müssen.

Max sprang ihr bei und umfaßte sie liebevoll. „Mut, Liebling!“ flüsterte er. „Noch die nächste Stunde — und wir sind durch!“

Der Kommerzienrat trat ein. Er stutzte, als er neben seinem Bruder Eva mit Schrader stehen sah. Er begriff aber die Lage sofort und war stark genug, sie zu beherrschen. Es war ihm im Augenblick klar, daß Max und Eva sich verständigt und den Onkel zu ihrem hilfreichen Mitwisser gemacht hatten. „Gut denn,“ sagte er sich, „so mag Leopold das lecke Schiff wieder in Ordnung bringen und ins rechte Fahrwasser leiten. Im Grunde genommen ist mir Schrader noch immer ein willkommenerer Schwiegersohn, als Behrend, wenn nur Hilfe geschafft wird!“

„Guten Tag, Leopold,“ sagte er, „sehr erfreut, Herr Schrader. — Und auch du hier, Eva? — Kein Mensch im Hause wußte, wo du geblieben warst!“

Er stellte mit anscheinendem Gleichmut seinen Hut auf einen Ecktisch und zog die Handschuhe aus.

„Nimm Platz, Karl,“ hub Leopold an und schob ihm einen Sessel zu. „Also kurz: Schrader und Eva haben sich verlobt, und ich denke, du und die Thekla, ihr werdet vernünftig genug sein, eure Einwilligung zu geben. Deine Idee, den James Behrend in unsere Familie aufzunehmen, ist unausführbar; du wirst es inzwischen wohl selbst eingesehen haben. Der Mann gehört nicht zu uns, aber der hier — Max Schrader, das ist einer, wie wir ihn brauchen können! Und die beiden lieben sich und wollen nicht voneinander lassen. Es ist unrecht gewesen, daß sie nicht zuerst vor euch, vor die Eltern, getreten sind,

aber die Eva, die arme Kleine, hat gestern abend einen solchen Schreckschuß bekommen, daß sie überhaupt nicht mehr wußte, was sie that. Nun hör mal weiter, Karl! Ich habe zeit meines Lebens gut gewirtschaftet und mehr zurücklegen können als du vielleicht glaubst. Und die Eva ist meine Erbin, verstehst du? Ich habe mir auch die Sache mit dem Tattersall überlegt. Ich denke, wir machen es so: Wir nehmen Schrader nach seiner Verheiratung als Compagnon in unsere Firma auf und gleichzeitig in das Direktorium des Tattersalls hinüber. Nach den Statuten darf sich das Direktorium bis zu fünfen ergänzen. Da wäre zuerst der Herzog von U. als Dekorationsstück, dann James Behrend, den ich freilich gern bei Gelegenheit herausdrängeln möchte, dann du, ich und Schrader, — Summa Summarum fünf. Und dann wollen wir einmal die Sache mit anderen Kräften anfassen wie bisher! Darüber sprechen wir noch. Nun gieb mir die Hand, Bruder, und sage: „Einverstanden, Leopold!" Und dann gieb Schrader die Hand und Eva einen herzhaften Kuß und verzeihe ihnen und segne sie. Sie verdienen es beide."

Leopold hatte noch nicht ausgesprochen, als Eva thränenüberströmten Gesichts vor ihrem Vater niederkniete.

„Lieber Vater," sagte sie schluchzend, „vergieb uns und zürne uns nicht! Wir lieben uns schon lange, aber erst die schreckliche Furcht, die mich gestern abend überkam, als du den Wunsch aussprachest, ich solle James Behrend heiraten, trieb mich zu dem offenen Geständnis meiner Liebe. Ich möchte so gern glücklich werden."

In rührenden Tönen kam das von den Lippen des Mädchens. Hätten auch die Verhältnisse anders gelegen, als es thatsächlich der Fall, diesen Tönen hätte das Vaterherz dennoch nicht widerstehen können. Die Augen des Kommerzienrats wurden feucht. Er hob Eva empor und küßte sie.

Inzwischen war auch Max näher getreten.

„Weigern Sie mir die Hand Evas nicht, Herr Kommerzienrat," sagte er. „Ich liebe sie von ganzem Herzen, und ich hoffe fest, daß ich ihren Wunsch, glücklich zu werden, erfüllen kann. Sie aber, Herr Kommerzienrat, und Ihre Frau Gemahlin werden an mir allezeit einen treu ergebenen Sohn finden, und Sie sollen nie Ursache haben, die Stunde zu bereuen, in der Sie mir Ihre Tochter anvertrauten. Meine persönlichen Verhältnisse sind Ihnen bekannt, Sie wissen, welch unverschuldetes Unglück mich mittellos gemacht hat. Ihr Herr Bruder hat mir auch materiell eine neue Zukunft erschlossen, aber, Herr Kommerzienrat, selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, würde ich den Mut gehabt haben, um Eva zu freien, denn wie an sie, so glaube ich auch an mich selbst und an meine Arbeitskraft."

Der Rat war bewegt. „Ihre Hand, Schrader! Ich begrüße Sie als Sohn und als Geschäftsgenossen! Sie haben trübe Zeiten durchleben müssen, wie sie auch mir nicht erspart worden sind. Hoffen wir das Beste von der Zukunft, der wir Schulter an Schulter entgegengehen wollen! Ich bin nicht mehr der jüngste, und bei all deiner Rüstigkeit, Leopold, wirst auch du schon den Druck des nahenden Alters empfunden haben: möge uns Max Schrader die verlorene Jugend ersetzen helfen!"

Seine Stimme war weich geworden. Er schlang einen Arm um die Schulter Evas und drückte die Hände Schraders und Leopolds.

„Und nun noch eine letzte bange Frage, Leo," begann er von neuem. „Was soll mit Kurt geschehen? — Auf dem Ministerium sagte man mir, daß Aussicht vorhanden sei, ihn in der Verwaltung einer unserer Kolonien anstellen zu können. Es wäre das beste, denn er muß in die Fremde, muß sich fügen und arbeiten lernen. Aber —"

Er schaute fragend auf seinen Bruder, der unmutig den grauen Kopf schüttelte.

„Ich will dir offen bekennen,“ erwiderte Leopold, „daß ich für den Jungen nicht mehr viel übrig habe. Doch er trägt unseren Namen und soll wenigstens mit Ehren vom Schauplatze abtreten. Ich werde mich mit seinen Gläubigern zu einigen suchen, sorge dafür, daß er fortgeschafft wird. Vielleicht bessert er sich noch einmal — Gott geb' es —, ich — ich — doch nein, ich will in dieser Stunde nicht zweifeln, sondern nur hoffen!“

* * *

Am nächsten Morgen, dem zweiten Pfingstfeiertag, schrieb Max zunächst einen Kündigungsbrief an Herrn Wischotzki, seinen bisherigen Chef, und fuhr dann zu dem Baron v. Rasmus, um mit diesem über Tokowa zu sprechen. Der ereignisvolle gestrige Tag hatte die Angelegenheit mit dem Depotschein gänzlich in den Hintergrund geschoben.

Rasmus saß noch beim Frühstück, als ihm Schrader gemeldet wurde.

„Immer herein!“ rief er; „nett, daß Sie sich auch einmal sehen lassen! Cigarre oder Papyros, Cognac oder Benediktiner?“

„Nichts von allem, besten Dank! Aber Ihre Gratulation erbitte ich, Baron Rasmus! Ich habe mich gestern verlobt.“

„Mein Beileid, lieber Schrader! Ich kondoliere immer bei derlei Ereignissen. Die Ehe ist der Mord der individuellen Freiheit. Wer ist Ihre zukünftige Gefangenwärterin?“

Max lachte. „Eva Sporrschild, also immerhin eine Gefangenwärterin, die ich mir gefallen lassen kann!“

„Ah—ah—ah!“ machte Rasmus. „Nein, da kondo-

liere ich nicht, da gratuliere ich wirklich! Menschenkind, Sie haben ein Glück, das die Götter neidisch machen könnte! Dies unnahbare Fräulein Eva, das bereits tausend und einen Korb ausgeteilt hat! Und Sie kommen und siegen und pflücken die Rose, nach der so und so viele Hände vergeblich gehascht haben! Ein unmenschliches Glück!"

„Gewiß ein Glück, und ein reines und vollständiges," erwiderte Max. „Aber nun genug von mir. Ich habe noch etwas Ernstes mit Ihnen zu besprechen, Herr v. Rasmus. Sie wissen, daß der Graf Tokowa sich im Dienste des Russischen Tattersalls Unterschlagungen und andere böse Dinge hat zu schulden kommen lassen?"

„Man sprach mir davon."

„Ich fürchte nun, daß Tokowa auch in einer anderen, mich betreffenden Angelegenheit nicht redlich gehandelt hat, und möchte, um ihn zu überführen, weiteres Material gegen ihn sammeln. Das heißt, Baron Rasmus: mir liegt nichts daran, ihn unglücklich zu machen; ich will nur unter der Last der Beweise ein Geständnis von ihm erreichen. Ich will mir Klarheit schaffen. Emsteeg erzählte mir gelegentlich, Sie hätten mit Tokowa gleichfalls eine sonderbare Geschichte gehabt. Ihnen sei ein persönlich wertvolles Andenken, eine Brieftasche, verschwunden —"

„Das Emsteeg kurz vor dem Verschwinden noch in den Händen Tokowas gesehen haben will," fiel Rasmus ein. „Das ist aber kein Beweis einer Schuld für Tokowa. Emsteeg kann ihn nicht leiden, und ich glaube, er sieht schwärzer als nötig ist."

„Darf ich wissen, welche Bewandtnis es mit jener Brieftasche hatte?"

„Gewiß. Es war in der That nur ein Andenken, nichts weiter. Die Schwester meiner Mutter, auch eine geborene Rasmus, hatte einmal eine thörichte Jugendliebe

zu einem preußischen Militärarzt, den sie 1864 in einem Barackenlazarett, ich glaube in Friedericia, kennen lernte. Sie gefiel sich damals, gleichfalls aus sehr thörichten Gründen, in der hübschen Rolle einer Diakonissin. Der Arzt starb späterhin an seiner Verwundung, und von ihm stammt jene Brieftasche, die nach dem frühen Tode meiner Tante in die Hände meiner Mutter und durch diese an mich kam."

Max schaute den Sprechenden mit großen Augen an. „Kennen Sie den Namen jenes preußischen Arztes?" fragte er.

„Ja, aber ich nenn' ihn nicht gern. Der Arzt wurde meiner Tante kurz vor seinem Tode angetraut, und man betrachtete diese Eheschließung in unserer Familie allgemein als eine Mesalliance, die vergessen werden sollte. Sie wurde auch wirklich vergessen, als meine Tante wenige Jahre später starb. Der Mann hieß Senden — Doktor Senden."

Es entging Rasmus nicht, daß Schrader bei dieser Entgegnung jählings die Farbe wechselte.

„Kinder entstammten jener kurzen Ehe nicht?" fragte Max weiter. „Entschuldigen Sie dies Ausforschen, Herr v. Rasmus, Sie werden gleich selbst hören, wie notwendig es ist."

„Ich fange an, neugierig zu werden. Nein, die Tante hinterließ keine Kinder. Es lagen eigentümliche Verhältnisse vor. Die Ehe der beiden wurde, obwohl rechtmäßig vollzogen, unmittelbar nach der Trauung wieder getrennt."

„Und wer wäre demgemäß der gesetzliche Erbe Ihrer Frau Tante als der Gattin Sendens?"

„Ich," erwiderte der Baron.

Schrader schwieg eine kurze Weile und sagte dann, sich erhebend: „Ist das der Fall, so muß ich Ihnen zu meinem Bedauern mitteilen, daß Sie — indirekt durch meine

Schuld — um ein bedeutendes Vermögen betrogen worden sind, Herr v. Rasmus."

Rasmus ließ die Hand mit der Cigarre sinken und starrte Max mit dem Ausdrucke ungeheuerlichster Verwunderung an. Dann lachte er lustig auf.

„Lieber, guter Herr Schrader," entgegnete er, „über den ersten April sind wir hinaus, und in Geldsachen hört nicht nur die Gemütlichkeit, sondern auch das Scherzen auf. Aber Sie machen ein so ernstes Gesicht — reden Sie, Schrader, erzählen Sie, oder mich rührt der Schlag vor Neugier! Ein „bedeutendes Vermögen", sapperlot, das könnte mir passen, ich werde knapp genug gehalten!"

„Es ist, wie ich Ihnen sage," fuhr Max fort. „Senden hat große Kapitalien hinterlassen, und da er außer einem vor vierzig, fünfzig Jahren verzogenen und nicht mehr auffindbaren Oheim keine Verwandten besaß, so würden die Erben der Baronesse Rasmus, die ihm angetraut worden, die einzigen rechtmäßigen Besitzer jener Kapitalien sein."

Er erzählte nun die Geschichte des Sendenschen Depots und dessen Auslieferung an Szobos-Görgey in ähnlicher Weise, wie vorher Schultze. Rasmus hörte zu, ohne den Sprechenden zu unterbrechen, aber mit sichtlich wachsender Aufregung, die sich dadurch kundgab, daß er mehreremal hintereinander abwechselnd erst einen Benediktiner und dann einen Cognac trank und zwischendurch eine Cigarette nach der anderen zwischen den Fingern zerbröckelte.

Als Schrader geendet hatte, paffte er eine gewaltige Säule aromatischen Rauches in die Luft und entgegnete dann: „Mir ist ganz schwindlig geworden, Schrader! So etwas war noch gar nicht da! Hat man 'ne Masse überflüssiges Geld und weiß es nicht! Und dieser Kerl, der Szobey oder wie der Schuft heißt! Da kann man wahrhaftig beide Fäuste gegen den Schädel drücken, wenn man die Gedanken zusammenbehalten will!"

„Das letztere scheint mir freilich sehr notwendig, um zum Ziele zu kommen,“ bemerkte Schrader. „Vor allen Dingen setzen Sie sich, bitte, heute noch hin und schreiben Sie einen Brief nach Hause, in dem Sie um ausführliche Nachrichten über das Verhältnis Sendens zu Ihrer Familie ersuchen.“

„Soll geschehen, — soll sofort geschehen,“ erwiderte Rasmus eifrig. „Meines Wissens hat damals Onkel Hans, ein gewaltiger Preußenfresser, die Finger im Spiele gehabt. Er lebt noch und soll mir schon Rede stehen.“

„Schön. Und nun sagen Sie mir freundlichst: haben Sie die fragliche Brieftasche mit den Elfenbeinplatten jemals genauer untersucht?“

„Oft genug! Sie war gänzlich leer, — es müßte denn —“

„Nun?“ fragte Schrader.

„Es müßte denn gerade unter den Innenhüllen der Platten etwas verborgen worden sein —“

„Zum Beispiel der in Rede stehende Depotschein,“ fiel Max ein; „wir kommen der Sache schon näher! — Wie, wenn Tokowa durch irgend einen Zufall erfahren hätte, daß die Tasche jenen Depotschein enthielte, und wenn er sie aus diesem Grund an sich gebracht hätte, um späterhin das fällige Kapital durch seinen Spießgesellen Görgey einziehen zu lassen?“

Baron Rasmus rieb sich mit der flachen Hand das kurzgeschorene blonde Haar. „Nur immer Ruhe, nur immer Ueberlegung! Woher hat Tokowa Kenntnis von der Affaire Senden, woher könnte er sie haben?!“

„Durch mich,“ antwortete Max, „ich habe sie ihm gelegentlich erzählt.“

„Aber doch nur das Allgemeine, lieber Schrader. Sie wußten doch selbst nicht, daß ich mit diesem Senden sozusagen verwandt bin, daß er mit einer Rasmus verheiratet war. Das muß er — ah! ah! ah!“ Er goß schleunigst

noch einen Benediktiner in die Kehle. „Passen Sie mal auf, Schraderchen! Jetzt hab' ich's! Jetzt werden wir diesen Tokowa fangen! — Da war einmal ein Mensch bei mir, ein geborener Däne, ein Wasserdoktor, Namens — Namens — Namens — Herrgott, irre ich nicht, so haben Sie ihn mir selbst auf den Leib gehetzt! Erinnern Sie sich doch: ein langweiliges Individuum, das wegen Kurpfuscherei ausgewiesen werden sollte! Ein Wasserarzt! Ein Naturdoktor!"

„Knut Hallwyl —"

„Hallwyl — jawohl, Hallwyl! Der hat mir erzählt, daß er mit meiner Tante und dem Doktor Senden gemeinschaftlich im Lazarett zu Friedericia gewesen sei — und bei dieser Unterredung war Tokowa zugegen. Ich entsinne mich jenes Tages genau, obwohl ich krank war und greuliche Migräne hatte. Tokowa versprach mir noch, sich Hallwyls anzunehmen, und schleppte ihn mit sich. Wo steckt dieser Hallwyl? Er muß auf der Stelle her, denn er gehört zweifellos mit zu der Verbrecherbande!"

„Daß auch Hallwyl mit Tokowa in Verbindung gestanden hat, hörte ich neulich schon," sagte Schrader nachdenklich; „ich glaube aber nicht, daß er eines Verbrechens fähig ist; ich halte ihn für einen harmlosen Menschen. Jedenfalls ist er leicht zu erreichen. Ich werde telegraphieren und ihn herkommen lassen. Nun thun Sie mir den Gefallen, lieber Rasmus, und zügeln Sie Ihre Nervosität ein klein wenig. Kalt Blut, anders geht's nicht! Und noch eins: Verschwiegenheit! Ich fahre jetzt zu einem mir bekannten Kriminalbeamten und von dort aus wahrscheinlich direkt auf das Polizeipräsidium. Ich bin selber bei der Angelegenheit stark engagiert und werde sie schon ins reine bringen. Addio, Baron, und auf Wiedersehen morgen oder übermorgen! Vergessen Sie nicht, nach Ihrer Heimat zu schreiben!"

„Ich setz' mich sofort hin! Addio, Schrader, Glücklicher und Glücksspender! Eigentlich doch nicht! Besser Unglücksrabe; Mammon bringt immer Unglück, namentlich wenn man ihn erst erwartet! Addio!"

25.

Nach eingehender Rücksprache mit Schultze hatte Max beschlossen, sich vorläufig noch nicht an die Kriminalpolizei zu wenden, sondern zunächst die Antwort auf den Brief des Barons v. Rasmus und den Beschluß des Tattersalldirektoriums in der Angelegenheit Tokowa abzuwarten.

Wenige Tage nach Pfingsten waren die Verlobungsanzeigen in alle Welt versandt worden. Von Herrn v. Emsteeg empfing Max einen ziemlich wehmütig gehaltenen Gratulationsbrief. „Ich wünsche Ihnen alles Gute und alles Glück," schrieb er, „ich sage Ihnen damit aber auch lebewohl fürs Leben. Ich kann aus meinem Herzen keine Mördergrube machen und habe es nie verstanden, mich anders zu geben, als ich bin."

Max steckte diesen Brief zu sich, ohne ihn seiner Braut zu zeigen. Ihn dauerte Emsteeg, in dem er immer eine ihm geistig verwandte Natur erblickt hatte und der ihm ein ehrlicher Freund gewesen war.

Auf James Behrend wirkte die gänzlich unerwartete Verlobung Evas mit Schrader wie Blitz und Einschlag. Das hätte er nie für möglich gehalten! Auch er liebte Eva auf seine Weise und hatte sich schon in dem Gedanken erfreut, an ihrer Seite paradieren zu können. Er hatte immer danach gestrebt, eine Frau von Welt und Vornehmheit sein eigen nennen zu dürfen, auch das Spröde und Widerspruchsvolle im Charakter Evas hatte ihn gelockt und gereizt. Nun war sie verloren für ihn — auf immer. „Sei's drum," sagte er sich, „ich werde eine an-

dere finden, die mir Ersatz bietet, und die schöne Eva mag in ihr Verderben hineinjagen. Diese thörichte Verlobung enthebt mich jeder weiteren Rücksichten auf ihren Vater." Mister James war eine praktische, von keinerlei Sentimentalitäten beeinflußte Natur.

Er täuschte sich aber dennoch. Eines Tages erschien der Kommerzienrat bei ihm, die Brieftasche voll Banknoten, und wünschte seine Verbindlichkeiten gegen Behrend zu regeln. Mister James war sprachlos. Welche neuen Goldminen hatte der Rat entdeckt? Und es kam noch besser. Der Vorsitzende des Tattersalls, Herzog von U., berief die Herren des Direktoriums zu sich. Da fand Behrend außer dem Rat auch noch den alten Leopold Sporrschild und Schrader vor, die ihn beide mit höflich-kühler Verneigung begrüßten. Mister James ahnte Schlimmes, und seine Ahnung betrog ihn nicht. Es handelte sich um eine vollkommene Umgestaltung in der Organisation des Unternehmens.

Vor allem sollte die Zahl der Vorstandsmitglieder auf fünf vermehrt und sodann der Generalversammlung der Aktionäre eine Statutenänderung vorgeschlagen werden. Aus dem „Russischen" Tattersall sollte ein „Internationaler" werden; damit fiel selbstverständlich das Protektorat des Großfürsten Wladimir fort, aber der Herzog von U. hoffte dafür drei andere hohe Herren für das Protektorat zu gewinnen. Das Gestüt Miklowicz wollte man in solider und sachgemäßer Weise, ohne thörichte Verschwendung, wie sie bis jetzt geübt worden war, in Gang bringen, den Schwerpunkt auf fachmännische Verwaltung und den Erwerb rassereiner Tiere, nicht auf eine luxuriöse Ausgestaltung der Baulichkeiten legen. Schließlich wurde die Verausgabung einer dritten Serie von Aktien in Vorschlag gebracht; der Herzog von U. und Leopold Sporrschild als Vertreter der Firma Gebrüder Sporrschild er-

klärten, mit einer größeren Zeichnung an die Spitze der Zeichner treten zu wollen.

James Behrend sah ein, daß sein Einfluß auf das Unternehmen völlig im Schwinden war; er bat daher, aus dem Direktorium ausscheiden zu dürfen. Er trug dieses Anliegen dem Herzog persönlich und in ruhiger Weise vor; ihm lag daran, mit Würde zurückzutreten, und er deutete deshalb geheimnisvoll an, daß seine Verbindungen mit einflußreichen Persönlichkeiten des Petersburger Hofes, die sich durch die neue Ordnung der Dinge leicht verletzt fühlen könnten, ihn zu seinem Entlassungsgesuch geradezu zwängen. Der Herzog lächelte fein zu dieser Erklärung, neigte verbindlich den grauen Kopf, und damit war die Sache abgemacht. Mister James aber war den Tag hindurch in recht ärgerlicher Stimmung.

Ueber die Angelegenheit Tokowa wurde in geheimer Sitzung lebhaft geredet. Man beschloß endgültig, die Sache nicht den Gerichten zu übergeben, sondern auf privatem Wege zu ordnen. Mit Hilfe eines Detektivinstituts hatte man in Erfahrung gebracht, daß der Graf sich in Warschau aufhalte; dort sollte ihn Schrader aufsuchen, ihm Straffreiheit zusichern und dafür die Auslieferung der Vollmachten des Tattersalls verlangen....

Zwei Tage später traf bei Rasmus die Antwort seines Oheims, des Hellenstedter Barons, ein. Inzwischen war auch Hallwyl auf die telegraphische Aufforderung Schraders hin nach Berlin gekommen, so daß man in Bezug auf den gestohlenen Depotschein einigermaßen klarsehen konnte. Der Brief des Barons Hans Rasmus an seinen Neffen lautete kurz:

„Die Sache liegt so: Allerdings wurde dieser Senden Deiner Tante Lydia angetraut. Ich habe aber die Sache wieder auseinandergebracht und bereue das heute noch nicht. Ich wollte nichts mit dem preußischen Pflasterkasten

zu thun haben. Daß der arme Teufel kurz nach der Trauung seiner Verwundung erlag, war ein Glück für unsere ganze Familie. Auf Bitten Lydias habe ich seine Leiche nach Hellenstedt schaffen lassen; statt seiner wurde in Friedericia ein erschossener Landsmann begraben. Es ist mir bekannt, daß Senden als vermißt und verschollen galt, und das war mir sehr recht. Auch auf die verschiedentlichen Aufrufe hin habe ich absichtlich nicht erwidert, um die tote Geschichte nicht zu neuem Leben zu erwecken. Alles andere überlasse ich Dir, nur will ich Dir noch sagen, daß ich den gewünschten Trauschein längst verbrannt habe und daß meines Wissens die beiden Trauzeugen Lydias nicht mehr am Leben sind. Kriegst Du das Sendensche Erbe ohne Dokumente heraus, so freue ich mich; wenn nicht, ist's auch kein Unglück. Wieviel ist es denn? — Am besten wär's, Du ließest schlafen, was schlafen soll. Mich laß mit dieser preußischen Verwandtschaft jedenfalls ungeschoren; über Haus Hellenstedt weht immer noch der Danebrog, und so soll es bleiben, bis mal zu Grabe kriecht

Dein Dich grüßender Ohm Hans."

„Was sagen Sie zu diesem zweiundachtzigjährigen Rappelkopf?" fragte Rasmus, als er Schrader den Brief des Onkels vorgelesen hatte. „Er denkt, es handelt sich um eine Bagatelle, aber wenn er auch wirklich den wahren Thatbestand erfahren würde, ich bin überzeugt, er würde eher die ganze Erbschaft schießen lassen, ehe er sich zu der Verwandtschaft mit einem Preußen bekennte. Man könnte dem grimmen Ohm allerdings sagen, daß Senden aus Lippe-Detmold stamme, also kein Preuße sei. Fürchte aber, das würde auch nichts fruchten. Er war vierundsechzig ein Gegner Dänemarks, das genügt ihm. Aber mir nicht. Schaffen Sie mir von dem diebischen Ungarn wenigstens hunderttausend Thaler wieder, Schrader, dann quittiere ich über den Rest!"

Max lachte. „Das Verfügen wird Ihnen nicht schwer, lieber Freund," sagte er, „ich wünschte, ich käme ebenso schnell ins reine. Zunächst müssen wir wissen, ob Görgey nicht wirklich, wie er vorgab, der Schwiegersohn des seiner Zeit ins Ausland verzogenen Oheims Sendens ist. Ich glaube allerdings, daß er nur ein abgefeimter Spitzbube ist und daß er, ehe er mir den Depotschein vorlegte, die genauesten Erkundigungen über die Familienverhältnisse Sendens eingezogen, daß er seinen Plan auf einer guten Grundlage von Trug und Lug errichtet hat. Aber die Beweise dafür! Meines Erachtens nach kann sie nur Tokowa liefern. Aus den Erklärungen Hallwyls geht hervor, daß der Graf die Geschichte der kurzen und romantischen Ehe Sendens von ihm erfahren hat. Durch Hallwyl wurde er auch auf die verhängnisvolle Brieftasche mit den Elfenbeinplatten aufmerksam gemacht; sie verschwand späterhin unter allerlei auf Tokowa hinweisenden Verdachtsmomenten. Hat Tokowa in ihr den Depotschein gefunden, was nicht unwahrscheinlich ist, so hat er sich zweifellos auch seines Spießgesellen Görgey als Mittelsmannes bedient. Da der Graf inzwischen auf eigene Hand verschiedentliche dunkle Manöver vorgenommen hat, die für den Fall einer Teilung des Raubes überflüssig gewesen wären, so vermute ich allerdings, daß er ein betrogener Betrüger ist, das heißt, daß Görgey sich mit den ausgezahlten Hunderttausenden allein aus dem Staub gemacht hat."

„Nun also," sagte Rasmus, „das Gewebe ist durchsichtig genug. Wir wissen, daß Görgey in New York weilt; man benachrichtige die dortige Polizei und lasse ihn festnehmen!"

„Lieber Rasmus, seien Sie doch ein klein bißchen praktischer!" entgegnete Max. „Auch die New Yorker Polizei müßte doch erst Beweise haben, daß Görgey ein Betrüger ist. So rasch geht das nicht. List gegen List! Ich reise

morgen nach Warschau ab und hoffe mich dort mit dem Herrn Grafen Tokowa auseinandersetzen zu können. Von ihm werde ich die notwendigen Einzelheiten über das Görgeysche Kunststück schon in Erfahrung bringen. Dann erst können wir gegen ihn selbst vorgehen."

„Und währenddessen verfuttert dieser Halunke in New York meine ganze Erbschaft!" wütete Rasmus.

Max zuckte mit den Achseln. „Ob man ein paar tausend Mark mehr oder weniger bei ihm findet, darauf kommt es schließlich nicht an," erwiderte er. „Ich denke, es wird Ihnen noch genug in den Schoß fliegen! Aber noch eines, Rasmus. Sorgen Sie, bitte, Ihrerseits für die nötigen Papiere, die Sie als Erben Sendens beglaubigen. Ich möchte nicht ein zweites Mal hereinfallen, und das wäre nicht so unmöglich, wenn nun plötzlich auch der ausgewanderte Vatersbruder Sendens auf der Bildfläche erschiene."

Rasmus kratzte sich den blonden Schädel. „Vermaledeite Geschichte!" brummte er. „Ich werde die Sache einem Rechtsanwalt übergeben, der mag sie in Ordnung bringen. Auf Wiedersehen, Schrader! Mögen alle Götter mit Ihnen sein, — und Tokowa soll mir meine Brieftasche wieder schicken, wenn er sie noch hat. Sie fehlt auf meinem Paneelsims!"

— — — — — — — — — — — —

Am Abend darauf dampfte Max nach Warschau ab. Aus Schonung für den Namen Tokowa und das Ansehen des Tattersalls hatte er sich nicht an die Kriminalpolizei gewendet, wohl aber durch die Vermittelung des Herzogs von U. einige einflußreiche Empfehlungsschreiben an verschiedene hochgestellte Persönlichkeiten in Warschau, vor allem an den dortigen Polizeidirektor, erhalten. So hoffte er, den Kampf mit Tokowa allein ausfechten zu können.

Von Posen aus wurde ein kurzer Abstecher nach Miklo-

wicz gemacht, wo Max die Gestütsbaulichkeiten revidieren wollte. Er fand alles so vor, wie er erwartet hatte. Ein ungeheures Gelände war angekauft, und an Stallungen, Winterbahnen, Remisen und Wohngebäude ein lächerlicher Luxus verschwendet worden. Da indessen das meiste erst halbfertig war, ließ sich noch mancherlei ersparen, ohne daß dadurch weder die praktische Ausgestaltung des Ganzen noch die Stattlichkeit des äußeren Eindrucks Einbuße zu erleiden brauchte. Weiden und Koppeln waren im besten Stande, die Wiesenniederung erschien fruchtreich und üppig. Max ließ sich von dem interimistischen technischen Leiter, der ehemals Oberroßarzt in einem königlichen Gestüt gewesen war, herumführen und machte sich seine Notizen, übernachtete dann in Miklowicz, einem kleinen, fast noch ganz polnischen Städtchen, und fuhr am nächsten Morgen nach Warschau weiter, wo er noch am Tage seiner Ankunft dem Polizeidirektor seine Empfehlungen überbrachte.

Der Polizeidirektor, ein Herr mit deutschem Namen und von deutscher Abstammung, war ein zuvorkommender und formengewandter Mann, der Schrader mit Liebenswürdigkeit empfing und seinem Anliegen aufmerksam zuhörte.

„Der Name des Grafen Tokowa ist mir nicht unbekannt, mein Herr," antwortete er, als Max geendet hatte; „der Mann hält sich seit ungefähr sechs Wochen in Warschau auf und hat von Anbeginn an durch sein eigentümliches Auftreten unsere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Wir hielten ihn zunächst für einen politischen Agenten und ließen seine Papiere prüfen. Sie waren in bester Ordnung. Trotzdem wurde der Graf im geheimen weiter beobachtet, und da hat es sich denn herausgestellt, daß er der Mittelpunkt eines Spielcirkels ist, den eine polnische Abenteurerin in einer kleinen Sackgasse unweit der Citadelle hält. Ob diese Polin und Ihr serbischer Graf zufällig

zusammengeraten sind oder sich schon länger kennen, weiß ich nicht. Jedenfalls aber sollte das Nest dieser Tage ausgehoben werden, und dann würde man den Grafen Tokowa ausgewiesen haben, um weiteren unangenehmen Untersuchungen vorzubeugen. Wie kann ich Ihnen nun dienen?"

„Dadurch, daß Sie mir gestatten, eine Art von Druck auf den Grafen Tokowa auszuüben," entgegnete Schrader. „Erlauben Sie mir, der Aufhebung jener Spielhölle beizuwohnen, und gönnen Sie mir dann eine kurze private Unterredung mit dem Grafen. Ich werde ihm sagen, daß ich in der Lage sei, ihn vor der ihm drohenden Verhaftung zu retten, und hoffe auf diese Weise, von ihm die Vollmachten des Tattersalldirektoriums herauszubekommen. Dann schaffe ich ihn selbst über die Grenze. Da Sie ihn doch auszuweisen beabsichtigen, kann Ihnen dieser scheinbare Fluchtversuch gleichgültig sein."

„Ganz gleichgültig," bestätigte der andere. „Uns liegt nur daran, diesen lästigen Menschen loszuwerden. Haben Sie die Güte, sich heute abend gegen zehn Uhr auf Zimmer Nr. 5 der Polizeidirektion einzufinden, und fragen Sie dort nach Lieutenant Dubowski."

Er verneigte sich, und Schrader verließ das Gemach.

Pünktlich um zehn Uhr war er auf dem bezeichneten Zimmer des Polizeigebäudes. Lieutenant Dubowski, ein eleganter, französisch sprechender Herr, war bereits von allem unterrichtet.

„Wir müssen noch eine halbe Stunde warten," sagte er. „Der Bote, der uns die vollständige Versammlung der Spieler melden sollte, ist noch nicht zurück. Nehmen Sie Platz, wenn ich bitten darf."

Max setzte sich und wartete geduldig. Gegen elf Uhr erschien der bewußte Bote, den Lieutenant Dubowski in eine Ecke zog, um dort mit ihm einige Minuten leise

flüsternd zu verhandeln. Dann drückte der Offizier auf eine elektrische Klingel. Eine Ordonnanz erschien.

„Asnik, Garynski und Makowsky sollen kommen," befahl der Lieutenant.

Die Ordonnanz trat ab, und unmittelbar darauf erschienen drei Männer in bürgerlicher Kleidung, die aussahen wie wohlhabende Kaufleute.

„Ist das Haus umstellt?" fragte Dubowski den ersten.

„Sehr wohl, Herr Lieutenant," war die Antwort, „seit neun Uhr."

„Schön, dann also vorwärts! Sie, Asnik, halten den Eingang an der Zakrocymska im Auge; Makowsky postiert sich am Hauptportal, Garynski bleibt bei mir. Vorwärts, meine Herren!"

Man ging, durchschritt eine Anzahl kleinerer Gassen und bog dann in die trotz der Nachtstunde noch recht belebte Zakrocymskastraße ein. Das Haus mit der Spielhölle der polnischen Abenteurerin lag in der Nähe der Citadelle, und das forschende Auge des Polizeilieutenants bemerkte sofort, daß es auf allen Seiten von Geheimpolizisten umzingelt war.

Während die übrigen Begleiter Dubowskis im Schatten der Mauern blieben, trat der Lieutenant mit Schrader an die geschlossene Gitterthür des Hauses heran, durch die man in den hellerleuchteten Flur sehen konnte. Ein Thürsteher in brauner Livree schritt hier auf und ab.

„Aufmachen, mein Lieber!" rief ihm Dubowski entgegen.

Der Mann näherte sich dem Gitter. „Zu wem wünschen die Herren?" fragte er, die drei scharf anblickend.

Der Lieutenant, der selbstverständlich gleich den anderen in Zivil war, nannte ein Wort — das Losungswort der Mitglieder des Spielklubs — und die Eisenthür öffnete sich.

In demselben Augenblick war der ganze Flur von den

herbeieilenden Polizisten gefüllt. Der Thürsteher wurde gegen die Wand gedrückt; Dubowski zeigte ihm den blanken Lauf eines Revolvers.

„Keinen Laut, mein Freund," sagte er dabei. „Führen Sie uns hinauf, aber versuchen Sie nicht etwa, um Hilfe zu rufen, es könnte Ihr Verderben sein!"

Zu Tode erschreckt und leichenblaß taumelte der Mann voran — zwei Treppen hinauf bis zu einer abermals verschlossenen Thür. Ein dreifaches Klopfen und wieder ein Losungswort; geräuschlos drehte sich die Thür in ihren Angeln.

Ein junges Mädchen, die Zofe der Polin, trat den Herren in einem halbdunklen Vorzimmer entgegen. Da sie den Thürhüter vor sich sah, hielt sie die drei anderen für Gäste des Klubs und ließ sie ohne weiteres passieren. Dubowski ging voran, durch ein zweites Gemach, in dem das Gaslicht des Kronleuchters tief herabgeschraubt war; dann öffnete er die mit rotem Fries ausgeschlagene Thür, die zu dem nächsten Zimmer führte. Heller Lichterglanz schlug den dreien entgegen.

Im Augenblick, da der Polizist auf die Schwelle des Spielsalons trat, ertönte das schrille Läuten einer elektrischen Glocke. Thürhüter und Zofe hatten ihrer Herrin das verabredete Zeichen gegeben.

„Im Namen des Kaisers!" schrie Dubowski in den Salon hinein; dann setzte er die silberne Pfeife, die an seiner Uhrkette hing, an die Lippen. Ein heller Pfiff — und über Flur und Treppen stürmten die Detektives heran. Dubowski ließ den Hahn seines Revolvers knacken.

„Nicht von der Stelle!" rief er. „Ich bitte, sich schweigend zu ergeben, meine Damen und Herren, und das Geld auf den Tischen zu lassen!"

In dem großen, sehr elegant eingerichteten Salon stand eine Roulette und ein zweiter Tisch mit grüner Platte,

auf der die Zeichnung für das „trente et quarante“ mit gelben Linien eingewebt war. Damen und Herren, deren gewählte Toiletten bewiesen, daß sie den besseren Kreisen angehörten, umgaben die beiden Tische. Der Eintritt der Polizisten rief eine unbeschreibliche Verwirrung hervor. Einige der Damen fielen in Ohnmacht, andere versuchten zu flüchten, aber jede Thür war besetzt.

Das Auge Dubowskis glitt musternd über die Gesellschaft. Er sah ohne weiteres, daß die meisten der Anwesenden Leute von Stande waren. An einem Spiegelpfeiler stand eine Dame mit bernsteingelbem Haar, nicht mehr jung, aber mit Spuren großer Schönheit in dem kühn geschnittenen Gesicht. Sie schaute lächelnd zu dem Polizisten hinüber, der sich ihr mit einer Verbeugung näherte.

„Wir haben uns vor zwei Jahren bei einer ähnlichen Gelegenheit getroffen, meine Gnädige,“ sagte er halblaut; „ich bedaure, daß Sie abermals auf abschüssige Bahnen gekommen sind.“

Die Blonde lachte. „Predigen Sie nicht, Monsieur,“ antwortete sie französisch, „das ist schlecht angebracht. Thun Sie Ihre Pflicht, aber schonen Sie, soweit es möglich ist, meine Gäste.“

Dubowski wandte sich um und winkte einen seiner Beamten herbei. „Notieren Sie die Adressen der Herrschaften, Asnik,“ sagte er. „Aber keine falschen Namen und Angaben, meine Damen und Herren! Reine Wahrheit, wenn ich bitten darf! Ich kenne Sie alle!“

„Haben Sie Ihren Mann gefunden?“ flüsterte er Schrader zu.

„Ja,“ erwiderte dieser. „Dort drüben!“

Graf Tokowa saß in einem Sessel neben einer Gruppe von Palmen und drehte sich gleichmütig eine Cigarette.

Dubowski schritt auf ihn zu. „Graf Demeter Tokowa?“ fragte er.

„Ist mein Name," antwortete dieser, ohne sich zu erheben.

„Ein deutscher Herr wünscht Sie zu sprechen. Treten Sie mit ihm in das Nebenzimmer."

Er öffnete eine Tapetenthür, die in das Boudoir der Hausherrin führte.

Tokowa stand langsam auf und schritt in das kleine, üppig ausgestattete Gemach. Schrader folgte ihm. Hinter beiden schloß sich wieder die Thür.

„Nun?" fragte Tokowa, Max mit feindseligem Blicke messend. „Was soll's? Ich bin über das Erstaunen, Sie hier zu sehen, hinaus. Seit wann gehören Sie der russischen Polizei an?"

„Lassen Sie diesen Ton, Herr Graf," entgegnete Max finster. „Er ist einem Manne gegenüber, der Ihnen Hilfe bringen will, nicht angebracht."

„Sie wollen mir helfen?"

„Allerdings. Sie sollen wegen unerlaubten Glücksspiels verhaftet werden. Und wenn Sie aus der Haft entlassen sind, wird man Sie den preußischen Behörden ausliefern, die Sie wegen Unterschlagungen, begangen an der Verwaltung des Tattersalls, und wegen Hehlerschaft an dem von Ihrem Genossen Görgey verübten Diebstahl verfolgt."

Tokowa wurde weiß wie eine Kalkwand, als er dies hörte. Er griff mit den Händen rückwärts und hielt sich an dem Gesimse eines Pfeilerspiegels fest. Er wollte antworten, aber nur ein unartikulierter Laut quoll über seine Lippen.

Schrader nutzte die Lage aus. „Sie sehen, Herr Graf," fuhr er fort, „daß Sie in der That vor einem Abgrunde stehen, und daß Sie tief, sehr tief stürzen werden, wenn Sie meine rettende Hand zurückweisen. Die Gegenleistung, die ich verlange, ist nur gering."

Tokowa schritt an den Toilettentisch der Hausherrin, auf dem Krystall und Silber blitzte und blinkte, goß sich ein Glas Wasser ein und trank es leer. Dann ließ er sich in einem Sessel nieder.

„Sprechen Sie, Herr Schrader,“ sagte er. „Aber vor allem: wie geht es meiner Schwester? — Ich bin lange ohne Nachricht von ihr.“

„Ich wünschte, Herr Graf,“ entgegnete Max, „ein anderer könnte Ihnen Antwort auf Ihre Frage geben. Sie wird mir schwer. Die Komtesse ist nicht mehr —“

Demeter stieß einen kurzen Schrei aus. „Sie ist tot?!“

„Ja, sie ist tot, Herr Graf,“ erwiderte Max, „und es war mir vergönnt, sie kurz vor ihrem Hinscheiden noch einmal sehen und sprechen zu dürfen. Sie gedachte auch Ihrer, des Bruders. Und sie trug mir auf, Ihnen, wenn ich Sie wiedersehen sollte, ihre letzte Bitte an Sie zu wiederholen: Sie möchten Umkehr halten und möchten ein anderes, Ihres Namens, Ihrer Persönlichkeit und Ihrer Fähigkeiten würdiges Dasein beginnen! — Das können Sie immer noch, Herr Graf, es ist noch nicht zu spät! Ich verpflichte mich, Sie unaufgehalten in eine Hafenstadt zu bringen, von der aus Sie das Ausland erreichen können. Im Auslande sind Sie frei und aller Rücksichten ledig; Sie werden Thätigkeit und Verdienst finden und werden sich durch Fleiß und Arbeit ein ungleich besseres Los schaffen können als hier.“

Tokowa hatte die Stirn in die Handfläche gestützt und den Kopf geneigt. Es machte den Eindruck, als grüble er, aber er dachte an nichts. Er sah immer nur das blasse Gesicht seiner Schwester vor sich und fühlte dabei, daß ein eisig kaltes Empfinden sein Inneres durchströmte und seine Organe zu lähmen schien.

Endlich richtete er sich wieder im Sessel auf. Sein Gesicht hatte eine grünliche Färbung angenommen; er

schauerte zusammen. „Welche Bedingungen stellen Sie für Ihre Hilfe?“ fragte er tonlos.

„Zunächst die Auslieferung sämtlicher, die Tattersallverwaltung betreffenden Papiere,“ antwortete Max.

Tokowa zog seine Brieftasche hervor, entnahm ihr einige Schriftstücke und reichte sie Schrader.

„Ich habe die wichtigsten bei mir,“ sagte er dabei; „prüfen Sie sie. Die übrigen liegen in dem Reisekoffer in meiner hiesigen Wohnung, Mozowiecka 17. . . . Was noch?“

Max sah die ihm gereichten Papiere durch und nickte zufrieden. „Als zweites und letztes,“ fuhr er fort, „bitte ich Sie nur noch um ein offenes Geständnis Ihrer Mitwissenschaft an dem von Görgey verübten Verbrechen.“

Die Augen Tokowas blitzten auf. „Dieser Schurke!“ stieß er hervor. „Ich habe mich narren lassen von ihm! Kennen Sie seinen Aufenthaltsort?“

„Ja, aber ich bin nicht befugt, ihn Ihnen zu nennen.“

„Auch gut. Ich gönne es dem Halunken, wenn er seinen Lohn findet! Was also wollen Sie wissen? — Generalbeichte! Sei es! Ich bin Mitwisser und Hehler dieses Görgey, ich habe die Intrigue gegen Sie sogar mit eigener Hand eingefädelt. Ihre Erzählung von dem unerhobenen Depot des verschollenen Senden und ein glücklicher Zufall, der mich in Hallwyl eine leicht zu leitende Marionette entdecken ließ, wiesen mir die Richtung an, die ich zu verfolgen hatte, um in den Besitz des verschwundenen Depotscheins zu gelangen. Ich fand ihn — dank einer unwillkürlichen Kombination, die freilich auch hätte fehlschlagen können — in einer Brieftasche, die Baron Rasmus als Andenken an den Feldzug in Jütland aufbewahrte. Nun weihte ich Görgey ein. Er reiste nach Lemgo, dort Material über die Familienverhältnisse Sendens zu sammeln, dann zu gleichem Zwecke nach Breslau, fälschte auf Grund der eingezogenen Erkundigungen und

einiger alter Briefschaften Sendens, die er in Lemgo aufgetrieben oder gestohlen hatte, mit der ihm eigenen Meisterschaft die nötigen Legitimationen und sollte sich Ihnen dann als einzig überlebenden Verwandten des Verschollenen vorstellen. Er sollte, sage ich, denn ich selbst hörte seitdem nichts mehr von Görgey. Er ließ mich im Stich und arbeitete auf eigene Faust weiter. That schließlich recht daran, — vielleicht hätte ich's gerade so gemacht! Ah, ah, mich schüttelt der Ekel! Kommen wir zu Ende! Wollen Sie noch weitere Einzelheiten?"

Max verneinte. „Ich danke Ihnen, Herr Graf," sagte er, „ich bin zufriedengestellt. Gestatten Sie, daß ich einige Worte mit dem Polizeikommissar wechsle und Sie dann in Ihre Wohnung geleite."

„Halt," warf Tokowa ein und erhob sich, „noch nicht! Was soll aus mir werden? — Ich fliehe — gut — ich komme glücklich bis nach Amerika oder Australien oder sonst wohin, — was dann? Ich kann nicht arbeiten — arbeiten in jenem Sinne, wie Sie es meinen! Und ich schaue auch lieber dem grinsenden Tod ins Gesicht als der grinsenden Armut. Sie waren besser daran als ich, denn Sie konnten die Armut meistern. Sie sind ein starker Charakter, ich gar keiner. Ich bin ein verpfuschtes Kunstwerk der Natur, weil mir ein Rad im Mechanismus der Seele fehlt — das vorwärtstreibende Rad der Pflicht! Pflichtlos ist hilflos: das ist das, was ich im Leben gelernt habe. Aber ich lernte es zu spät. Addio, Schrader!"

Max sah ein rasches Blitzen vor seinen Augen, ein Knall tönte durch das Zimmer, und Tokowa brach zusammen.

Mit einem Ausruf des Entsetzens beugte sich Schrader über ihn. Der Graf war tot; die Kugel war durch das Gehirn gedrungen. Eine blutige, klebrige Masse sickerte über den Smyrnateppich.

An die Thür klopfte es. Dubowski trat ein, schaute kalten Blickes auf den Toten und fragte nur: „Selbst?"

Max nickte traurig. Fassungslos starrte er den Polizisten an. Er dachte in diesem Augenblick gar nicht an die gräßliche Bedeutung der Frage.

26.

Schrader hatte Eva seine Rückkehr telegraphisch angekündigt, und sie erwartete ihn auf dem Bahnhofe. Sie war glückselig, ihn wieder zu haben; seine kurze Abwesenheit hatte ihr wie eine wochenlange Trennung gedünkt. Im übrigen hatte sie Günstiges zu berichten. Ihre Mutter hatte sich gänzlich in die neue Sachlage gefunden, die Schuldverhältnisse Kurts waren von Onkel Leopold geordnet worden, James Behrend hatte seine Koffer gepackt und war nach Monte Carlo gereist: lauter erfreuliche Dinge, die Max in guter Laune aufnahm.

Schon am folgenden Morgen sprach er bei Rasmus vor. Der Baron wollte, in der Hoffnung, wenigstens den größten Teil des gestohlenen Depots zurückzuerhalten, einen Kriminalbeamten auf eigene Kosten nach New York schicken und begleitete Max zum Polizeipräsidenten. Max erzählte mit voller Offenheit die ganze Sachlage, und der Chef hörte mit Interesse zu. Von einer privaten Verfolgung des flüchtigen Verbrechers konnte seiner Ansicht nach keine Rede sein; sobald die Angelegenheit der Polizei zu Ohren gekommen, hatte diese allein die Verpflichtung, den Schuldigen aufzuspüren und ihn den zuständigen Gerichten auszuliefern. Schrader wie Rasmus hatten sich demgemäß jeder weiteren persönlichen Einmischung in die Sache zu enthalten. Ihre Angaben wurden zu Protokoll genommen; die Entstehungsgeschichte des fraglichen Depots blieb dabei ganz aus dem Spiel — es handelte sich lediglich um den von Görgey an Max verübten Betrug.

Hallwyl und Emsteeg wurden später zur Bestätigung der Mitschuld Tokowas gleichfalls vernommen, und auch Riesencamp mußte es sich gefallen lassen, den Behörden eine genaue Schilderung seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Görgey zu geben. Schultze, der gelehrte Schutzmann, schlug vor, sich Riesencamps, der ja im Begriffe stand, nach Amerika aufzubrechen, als Mittelsmann zu bedienen. Riesencamp war mit Görgey genau bekannt und galt diesem als harmlose Persönlichkeit; durch ihn konnte Schultze unter irgend einer Maske leicht bei dem Verbrecher eingeführt werden und ihn dingfest machen. Der Polizeichef überlegte lange, ob er Schultze mit der schwierigen Aufabe, Görgey zu fangen, betrauen sollte; es war das erste Mal, daß man einen einfachen Schutzmann zu einer Sendung verwendete, die viel Klugheit und Kombinationsgabe erforderte. Aber endlich entschloß er sich, ihm die Ausführung des Planes zu übertragen.

Anfang Juni reisten Schultze und Riesencamp ab. Zum Abschiede hatten sich auf dem Hamburger Bahnhofe Schrader, Hallwyl und die kleine Frau Martha eingefunden, die letztere herzbrechend schluchzend, daß sie ihren Gatten schutz- und hilflos dem wilden Meere anvertrauen sollte.

Hallwyl versuchte sie zu beruhigen. „Weinen Sie nicht, werte Frau Schultze," sagte er sanft. „Alles, was Wasser ist, ist gut. Schon Pindar wußte das, und ich wiederhole es Ihnen. Zudem fährt Ihr Ehegemahl auf einem jener großen Ozeandampfer, die jedem Sturme Trotz bieten können. Auch sind die Aequinoktien vorüber, und damit ist die Gefahr gering."

Riesencamp sah noch rosiger in die Zukunft; er prahlte gewaltig und hatte seinen Plaid wie eine Toga um die Schultern geworfen. Endlich pfiff die Lokomotive, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Da sprang Hallwyl noch einmal an den Wagen heran.

„Riesencamp!“ rief er. Der Kopf des Alten erschien in der Umrahmung des Wagenfensters. Hallwyl hüpfte an dem davonrasselnden Zuge entlang.

„Riesencamp, lasse das Saufen! Kehre zum Wasser zurück, — es ist das einzige.“

Da zog Riesencamp eine gewichtige Feldflasche aus seinem Rock hervor und winkte damit Hallwyl ein Prosit zu. Hallwyl sah noch, wie der Alte die Flasche entkorkte und mit vergnügtem Schmunzeln einen tiefen Schluck nahm, — dann glitt der Zug hinaus ins Freie.

Traurig kehrte Hallwyl zu Schrader und Martha zurück. „Es war gebranntes Wasser,“ sprach er vor sich hin, „der Mann ist auf ewig verloren! — Herr Schrader, ich nehme Abschied von Ihnen. Sie brauchen mich nicht mehr, — ich will wieder an den Rhein. Es ist ein elender Posten, den ich dort verwalte, und ich hatte auf Höheres gehofft, aber es ist doch einmal mein Beruf, ohne den ich nicht leben kann. Und wirke ich auch nur im kleinen, so wirke ich immerhin, und die Nachwelt wird mir dankbar sein. Denn erst die Nachwelt wird erkennen lernen, daß wir zur Natur zurückkehren müssen und zu den Elementen der Schöpfung, zu Licht und Wasser. Leben Sie wohl, Herr Schrader!“

Max schüttelte dem kleinen Naturmenschen die Hände. „Ich denke: auf Wiedersehen, Herr Hallwyl,“ sagte er. „Und bleiben Sie den Elementen treu; nur vergessen Sie nicht, daß sie auch ihre Tücken haben. Zügeln Sie Ihren Enthusiasmus bisweilen. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,“ sagt einer, der auch ein Meister war. Bedürfen Sie meiner einmal, so schreiben Sie mir. Mit Gott, Herr Hallwyl!“

Er grüßte, brachte die einsam gewordene kleine Schutzmannsfrau an die Pferdebahn und bestieg dann selbst eine Droschke, um zu Leopold Sporrschild zu fahren.

Arbeitsreicher denn je war die nächste Zeit für ihn. Es kostete viel Mühe, das wankend gewordene Vertrauen zu der Tattersallgründung wieder zu stützen und zu festigen. Aber auch diesmal zeigte sich, daß sich der gute Ruf einer Firma selbst in Zeiten schwerer Krisen nie völlig erschüttern läßt. Dadurch, daß Leopold Sporrschild selbst mit seinem Namen an die Spitze der Zeichnungen für die neue Aktienausgabe trat, war die Anleihe an der Börse geborgen, und das Publikum folgte, wenn auch langsam, nach.

Damit war die Möglichkeit gegeben, das groß angelegte Unternehmen ohne Störungen zu Ende führen zu können. Das Hauptinteresse Schraders war von nun ab dem neuen Gestüt gewidmet. In Miklowicz lag die Seele des Ganzen; schlug das Gestüt ein, dann war an einem glänzenden Aufschwung der Gründung nicht mehr zu zweifeln. Schrader verstand es, von allen Seiten gewiegte Fachleute heranzuziehen. Auch in den weiteren Kreisen der Sportwelt begann sich das Interesse für die Sache von neuem zu regen, nachdem die dumpfen Gerüchte, die von einer drohenden „Pleite“ des Tattersalls erzählt hatten, erstickt worden waren.

Der Kommerzienrat beteiligte sich nicht mit seiner früheren Lebhaftigkeit an den Geschäften des Hauses. Das Lehrgeld, das er hatte zahlen müssen, war ein zu großes gewesen: er begann sich langsam zurückzuziehen. Er dachte sogar allen Ernstes daran, nach der Verheiratung Evas seinen Haushalt einzuschränken, und sprach gelegentlich auch mit seiner Gatitn darüber, ob es nicht angebracht sein würde, die bisherige Wohnung mit einer kleineren zu vertauschen. Frau Thekla wollte freilich nichts davon wissen, aber der Rat behielt seine Pläne im Auge. Er war in den letzten Zeiten sehr grau geworden, und das Spinnennetz an den Augen hatte sich verdichtet. Er hatte Sehnsucht nach Ruhe bekommen.

Selbst über Kurt schien in der Folge ein besserer Geist gekommen zu sein. Seine Versetzung in den Kolonialdienst, vorläufig als „stellvertretender Hilfsarbeiter“, war beschlossene Sache. Kurt lernte mit Eifer Suaheli und begann sich wie ein Afrikaforscher auszurüsten. Vor allen Dingen schaffte er sich von den heimlichen Sparthalern der Mama eine Anzahl vorzüglicher Jagdflinten an, denn er war der Meinung, daß man unter den wilden Bestien „da unten“ einmal gehörig aufräumen müsse.

Während dieser Vorgänge war auch Baron Rasmus nicht müßig gewesen, sondern war persönlich nach Hellenstedt gereist und hatte sich dort von dem alten Onkel Hans die Aufklärungen geholt, deren er noch bedurfte. Er hatte sich bei dieser Gelegenheit auch das Grab jenes Mannes angesehen, der noch nach seinem Tode im Lebensgange vieler eine so seltsame Rolle spielen sollte, des Doktors Alfred Senden, dem zwei liebende, nun auch längst erkaltete Hände in einem Winkel des Hellenstedter Parks unter Steineichen und Rottannen die letzte Heimstätte bereitet hatten. In den Rottannen lockte ein Finkenweibchen seine flügge gewordene Brut herbei, als Rasmus vor dem einsamen Grab stand: zu Häupten des Toten hatte sich frisches Leben ein Nest erbaut. Und Rasmus, der gern ein bißchen philosophierte, wenn er, wie er es nannte, in „Dämmerstimmung“ war, dachte bei sich: „Tod und Leben ist doch wahrlich wie arm und reich. Wer viel hat, kann nichts haben, und wer nichts besitzt, kann dennoch reich sein. Das Leben ist Reichtum, aber wer sagt, daß die Armut des Todes nicht vorzuziehen sei?“ Und dann ging der Baron, nachdem er den Hut gezogen und damit den Toten im Grabe geehrt und das zwitschernde Leben im Finkenneste gegrüßt hatte, nach dem Herrenhause zurück, um mit dem grimmen Ohm tapfer zu frühstücken. —

Der Sommer kam heran. Der Kommerzienrat weilte

noch in der Stadt, aber seine Gattin badete bereits die zuckenden Nerven in den Wassern einer süddeutschen Stahlquelle. Der Abschied von ihrem geliebten Kurt hatte sie arg mitgenommen, und auch die Versicherung des neuen Kolonialbeamten, ihr baldigst ein schönes Löwenfell für den Salon schicken zu wollen, vermochte sie nicht zu trösten.

Max und Eva waren eifrig dabei, ihre künftige Wohnung, die ganz in der Nähe des Geschäftslokals von Gebrüder Sporrschild belegen war, mit Behaglichkeit auszustatten, denn schon Ende Sommers, so war beschlossen worden, sollte die Hochzeit sein.

Aus New York waren bisher nur kurze Nachrichten eingetroffen, doch hatte ein pflichtgetreuer Storch die Abwesenheit des braven Schultze benutzt, der kleinen Frau Martha ein pausbäckiges Bübchen zuzutragen. Max war von diesem freudigen Ereignis gebührend in Kenntnis gesetzt worden, und Eva ließ es sich nicht nehmen, persönlich Erkundigungen über das Befinden der einsamen jungen Mutter einzuziehen und für sie zu sorgen.

Erst Anfang August traf ein ausführliches Schreiben aus New York ein. Man hatte Görgey richtig erwischt.

„Sehr geehrter Herr Schrader!" berichtete Schultze. „Nun will ich Ihnen chronologisch erzählen, was alles passiert ist und wie wir diesen ungarischen Hochstapler glücklich dingfest gemacht haben. Wir sind zuerst in einem Boarding House abgestiegen und dann hat Riesencamp seinen Direktor aufgesucht. Er scheint, Gott sei Dank, ganz gut angekommen zu sein; hoffentlich hält er aus und fällt nicht in seine alten Dummheiten zurück. Die Sache mit Görgey hat er ganz schlau angestellt. Wir erfuhren Görgeys Adresse leicht durch die Polizeibehörde, die sich sehr gefällig erwies, als ich mit meinen Vollmachten herausrückte. Der Spitzbube nannte sich hier Mister Georges, hatte sich ein elegantes Quartier gemietet und trat als

Gentleman auf. Riesencamp spazierte auf meinen Rat ein paar Tage hintereinander vor der Wohnung Görgeys auf und ab, bis er diesen einmal aus der Hausthür treten sah. Er that nun so, als ob das Wiedersehen ein ganz zufälliges sei, begrüßte Görgey mit vieler Herzlichkeit und verabredete ein Stelldichein mit ihm. Auf diese Weise war die Erneuerung der alten Bekanntschaft unauffällig eingeleitet worden. Riesencamp erzählte Görgey von seinem Engagement in der Spindlerschen Konzerthalle, und jener erfand ein Märchen, um ihm seinen plötzlichen Reichtum zu erklären: eine unerwartete Erbschaft, die ein nach Pennsylvanien ausgewanderter Onkel hinterlassen hätte. Kurzum, die beiden freundeten sich miteinander an, wie ehemals in Berlin, und Görgey tappte wie ein ungeschicktes Schwarzwild in die Falle.

Durch meine Unterredungen mit den Kollegen von der New Yorker Polizei wußte ich, daß es mit vielen Schwierigkeiten und Umständen verbunden gewesen wäre, wenn ich ihre Mithilfe in Anspruch genommen hätte. Ich brauchte sie auch nicht, ich konnte den mir gegebenen Befehl, Görgey auf deutschem Boden zu verhaften, auf eigene Faust ausführen. Ich weihte den Kapitän der „Hammonia“, eines Hamburger Dampfers, der im Hafen vor Anker lag, in die Sachlage ein, verkleidete mich dann selber als Schiffskapitän und ließ mich Görgey gelegentlich als Freund Riesencamps vorstellen. Das ging ganz gut; Görgey hatte mich nie persönlich gesehen, und wir wurden bald ein Herz und eine Seele, kneipten gehörig miteinander. Eines Morgens, nachdem wir wieder einmal fürchterlich gekneipt hatten, schlug ich den beiden Mitgenossen vor, den Abend bei mir an Bord der „Hammonia“ zu verleben. Ich wolle eine Punschbowle brauen, wie sie noch nicht dagewesen sei. „Gewiß,“ rief Riesencamp, „das ist eine gute Idee! Ich sage dir, Georges, der Kapitän versteht sich auf Punsch

wie ein gelernter Koch!" — „Nehmen Sie auch immer ein Gläschen Maraschino dazu?" fragte Görgey. — „Versteht sich," antwortete ich, „der Maraschino macht's ja gerade," — obwohl ich keine Ahnung vom Punschbrauen habe. Also gut! Am Abend holten Riesencamp und ich Herrn Görgey aus seiner Wohnung ab, und diese Gelegenheit benutzte ich, mich heimlich ein bißchen in seinem Quartiere umzuschauen. Ich sah da einen eisernen Geldschrank stehen, der mir nicht übel gefiel. Wir fuhren nach Brooklyn hinüber und ließen uns an Bord der „Hammonia" rudern, wo wir bereits die bestellte Kabine bereit fanden. Den versprochenen Punsch machte ich nicht erst, sondern verschloß gleich die Thür und zeigte Görgey sodann meine Marke als Berliner Polizeibeamter. „Sie sind verhaftet, mein lieber Herr Görgey," sagte ich ihm ruhig, „und werden wohl auch wissen, weshalb. Machen Sie keine unnötigen Scherereien, sonst müssen wir Ihnen Handschellen anlegen; wenn Sie sich aber vernünftig betragen, bringen wir Sie in aller Gemütlichkeit nach Deutschland hinüber." Nun hätten Sie diesen Feigling sehen müssen! Kreidebleich fiel er vor uns nieder und flehte und wimmerte, und erst, als ihm dies nichts nützte, begann er in fürchterlicher Wut auf Riesencamp zu schimpfen, der ihm indessen ziemlich gleichmütig erklärte, daß er eine Natter sei, der man den geehrten Kopf zertreten müsse — eine Lieblingsphrase des Alten, wie Sie vielleicht wissen werden. Görgey wurde in das Schiffsgefängnis gesperrt, und dort nahm ich ihm seinen Mammon, seine Brieftasche und seine Schlüssel ab. Mit letzteren fuhr ich in die Stadt zurück zum deutschen Konsul, legitimierte mich und bat um Beschlagnahme der Görgeyschen Wohnung mit allem, was darin sei. Das gab nun erst noch ein Hin und Her mit Vernehmungen, Protokollen u. s. w., zu dem auch die Revierpolizei beordert wurde; schließlich schritt

man aber doch zu der verlangten Beschlagnahme. Im Geldschranke Görgeys fand man amerikanische Staatspapiere und New Yorker Stadtobligationen im Werte von ungefähr zweihundertsiebzigtausend Mark vor, dazu etwa an fünfzehntausend Mark Bargeld. Das übrige hat der Schuft bereits durchgebracht. Die Wohnung wurde bis auf weiteres versiegelt; das Geld liegt auf dem Konsulate deponiert. Der Konsul wird direkt an die Berliner Polizeiverwaltung berichten; ich für meinen Teil habe dies bereits gethan.

In drei Tagen geht die „Hammonia" in See. Ich fahre mit, hoffe am 16. in Hamburg zu sein und kann einen Tag später meinen gefangenen Vogel in Berlin abliefern. Er ist recht still geworden und scheint sich seinem Schicksal zu fügen.

Sehen Sie sich doch, bitte, einmal nach Marthchen um, geehrter Herr Schrader, und seien Sie bestens begrüßt

von Ihrem dankbar ergebenen

A. Schulze."

* * *

Um die Mittagsstunde eines Septembertages stand Eva, bräutlich geschmückt und im braunen Haar den Kranz aus Myrten, vor dem Wandspiegel in ihrem Ankleidezimmer und ließ sich von der Zofe die Schleppe arrangieren.

„So, gnädiges Fräulein," sagte die Dienerin mit einem letzten Blick auf die über den Teppich rieselnde Silberschlange, „nun sind wir so weit." Und in diesem Augenblicke öffnete sich auch die Thür des Nebenzimmers, und der Kopf ihrer Mutter erschien in der Spalte.

„Fertig, mein Herzchen? — Max und Onkel Leopold sind soeben gekommen, und die Wagen vorgefahren. Ah, sieh da, wie du hübsch aussiehst!"

Frau Thekla trat ein, blieb vor ihrer Tochter stehen und sah sie mit Augen voll leuchtenden Mutterstolzes an.

„Mach mich nicht rot, Mama,“ sagte Eva lächelnd; „ich will nichts, als ihm gefallen!“

Es klopfte.

„Darf ich herein?“ rief die Stimme Schraders.

„Ja, ich bin fertig!“

Max schlüpfte in das Zimmer, das Brautbouquet in der Hand.

„O Eva,“ sagte er, ihre Rechte an die Lippen führend, „wie kleidet dich der bräutliche Schmuck! Schade, daß wir uns nur einmal heiraten können, ich möchte diese Stunde verhundertfachen! Das Kleid ist wie deine Seele: ganz weiß, und die Perlen sind die Thränen der Weihe.“

„Das ist schön gesagt, lieber Schatz,“ antwortete sie, „nur finde ich keine ähnliche Antwort darauf, denn dein Frack ist schwärzer, als ich es von deiner Seele erhoffe. Erlaube, daß ich dir eine Rose ins Knopfloch stecke; die Rosen gehören zum Tage.“

Sie nahm von der Toilette eine der dort verstreuten Blüten, die zum Teil für ihr Kostüm verwendet worden waren, und heftete sie dem Bräutigam an die Frackklappe. Aber die Rose mochte neidisch sein, daß sie nicht an einem schöneren Platze welken durfte, denn sie stach mit einem versteckten Dorn Evas Finger, so daß sich ein winziges Blutströpfchen zeigte.

Rasch nahm Max die Hand seiner Braut und saugte die Wunde aus. „Blutsbrüderschaft,“ sagte er, „nun kann uns nichts mehr trennen. Ich habe dein Blut getrunken, und das giebt dem heutigen Tage erst die rechte und echte Feier.“

Die Zofe, die daneben stand, lächelte still. Sie hatte die Fähigkeit, in den Sternen zu lesen und aus geheimnisvollen Punktierbüchern jeglichen Traum und jegliches besondere Ereignis zu deuten. Ein Dornenstich am Hochzeitstage hatte viel für sich.

Als das Brautpaar in den Salon trat, wo Vater und Oheim seiner warteten, schritt Leopold Sporrschild mit einer gewissen Feierlichkeit Schrader entgegen und wies auf ein umfangreiches Schriftstück, das er in der Hand trug.

„Mein lieber Max," begann er, „ich habe die Freude, als Aeltester der Chefs unseres Hauses dir mitzuteilen, daß von heute ab unsere Firma nicht mehr Gebrüder Sporrschild wie sonst, sondern Sporrschild & Compagnie heißt. Als Mitinhaber ist unter dem Datum deines Hochzeitstages dein Name eingetragen worden. Was du uns mitbringst, ist viel: ist deine rüstige, frische und thatenfrohe Jugend, dein Arbeitssinn und deine treue Rechtlichkeit. Ich baue auf dich. Da du beides kennen gelernt hast, den Reichtum wie die Armut, so weißt du auch, daß es nur eines giebt, was uns Leute des Handels zu allen Zeiten, in solchen der Fülle und in denen der Not, auf den rechten Boden stellt: der stetig schaffende Fleiß. Nun deine Hand, Compagnon!"

Voll Rührung und Dankbarkeit streckte Max seine Rechte den beiden Sporrschilds entgegen. Eva stand hinter ihm, und plötzlich sagte sie, auch ihre kleine Hand darreichend: „Ich gehöre mit zu der Compagnie, ihr Herren! Ich habe euch diesen Max Schrader zugeführt und will auch mein Teil haben. Zudem ist ein vierblätteriges Kleeblatt mehr wert als eines mit drei Blättern!"

„Ja, du hast recht!" rief Max freudig. „Du bringst uns, so Gott will, als viertes Blatt das Glück ins Haus!"

Ende.





Die Seife von Windsor.

Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Von **Felix Tilla.**

Mit Illustrationen von C. Buffetti.

---

1. (Nachdruck verboten.)

Unter schweren Steuern und Bedrückungen aller Art hatte das englische Volk zur Zeit der Regierung Karls I. zu seufzen. Fast alle notwendigen Lebensbedürfnisse waren zu Monopolen geworden, so auch im Jahre 1630 die Seife. Einige Schmeichler und Günstlinge des Königs wußten sich das Seifenmonopol zu erschleichen — man nannte sie infolgedessen späterhin spottweise die „adeligen Seifensieder". Aber natürlich befaßten sie sich nicht persönlich mit der Seifenfabrikation, sondern sie überließen pachtweise ihre Gerechtsame gegen den bedeutendsten Anteil am Nutzen an eine Unternehmergesellschaft, welche unter den obwaltenden günstigen Umständen — Einfuhr fremder Seifen aus dem Auslande und anderweitige Seifenfabrikation im Inlande waren strenge verboten — nach dem Grundsatze „teuer und schlecht" ihre Seifen für die verschiedenen Zwecke lieferte, denn vor allem wollten diese Herren bei dem Geschäft auch möglichst viel Geld verdienen.

Bald entstand ein allgemeines Geschrei des heftigsten Unwillens über die schlechte Beschaffenheit der neuen Monopolseifen, nicht nur bei den sämtlichen entrüsteten Wäscherinnen, auch bei den vornehmen Damen und eleganten Stutzern des Hofes und der Hauptstadt, welche zu ihrer grenzenlosen Bestürzung nunmehr erleben mußten, daß ihre Halskrausen, Spitzenmanschetten u. s. w. nicht mehr so blendend weiß waren, wie zuvor, sondern vielmehr einen Stich ins Graue oder richtiger ins Gräulich-Schmutzige zeigten. Die Feinwäscherinnen, darüber zur Rede gestellt von ihren vornehmen Kundinnen und Kunden, versicherten einstimmig: „Es ist nicht unsere Schuld! Wir thun gewissenhaft unsere Pflicht, können's aber leider jetzt nicht besser machen. Es liegt an der schlechten Monopolseife."

Es kam sogar zu einigen Tumulten der Wäscherinnen in den Versammlungen, welche diese resoluten Weiber in London abhielten, um über die schlechte Seife gemeinsam zu klagen und dagegen öffentlich Protest zu erheben. Doch wurden diese Unruhen, welche damals einigen Balladendichtern Stoff zu sonderbaren satirischen Versen lieferten, rasch unterdrückt.

* * *

Zu Windsor, nahe beim alten Schlosse, wohnte die Hofwäscherin der Königin, Frau Drummond, eine Witwe, die sich mit Feinwäscherei beschäftigte, wobei ihre hübsche Tochter Nora ihr half.

Nora war seit kurzem verlobt mit dem jungen Edgar Banks, der in der Stadt Windsor ein kleines Geschäft hatte. Er fabrizierte und verkaufte feine Pomaden, Haaröle, Bartwichse und Zahnpulver. Diese Artikel waren nämlich glücklicherweise noch nicht monopolisiert. Seife aber durfte er nicht anfertigen, was ihm sehr leid that, denn er verstand sich gut darauf. Nun, im Grunde hatte er ja auch so Ursache zur Zufriedenheit mit seinem Lose,

denn sein Geschäft blühte immer mehr auf; er hatte viele gute Kunden unter den Kavalieren und Edeldamen des Hofes, die tagtäglich im Windsorschlosse — wenn die Majestäten sich dort aufhielten — aus und ein gingen; deshalb dachte er auch schon daran, nunmehr bald fröhliche Hochzeit zu feiern.

Es war am 1. September des Jahres 1630. Frau Drummond und Nora standen in ihrem Waschraume und betrachteten freudestrahlend die fertiggestellte Wäsche, die sie eben sauber geplättet hatten. Wie war sie diesmal so blendend weiß und schön, fast schöner noch als jemals zuvor in der guten Zeit, als es kein Seifenmonopol gab.

Das hatte aber auch seine ganz besondere Ursache.

Edgar Banks, dem gegenüber Nora sich oftmals über die schlechte Beschaffenheit der Monopolseife beklagt hatte, war bemüht gewesen, dieselbe zu verbessern. Er hatte ein Quantum davon aufgelöst, ausgelaugt, die Unreinigkeiten ausgeschieden, noch allerlei Zweckdienliches damit vorgenommen, und auf solche Weise eine vortrefflich für Wäschereizwecke geeignete Seife zu stande gebracht. Nur daran lag's also, daß diesmal Frau Drummond so stolz auf ihre Wäsche sein durfte.

„Heute wird die Königin doch gewiß mit uns zufrieden sein!“ rief Nora entzückt.

„Davon bin ich auch überzeugt,“ sagte ihre Mutter nicht weniger vergnügt. „Das letzte Mal bekam ich böse Worte zu hören von der Wäschebeschließerin, obgleich es doch gar nicht unsere Schuld war.“

„Mit der schlechten Seife ließ es sich eben beim besten Willen nicht anders machen.“

„Das sagte ich ihr. Die Dame meinte aber, wir müßten dafür Rat schaffen. Nun, das ist ja jetzt geschehen.“

„Und das verdanken wir Edgar!“



„Jawohl. Er ist überhaupt ein tüchtiger Mensch, dein Bräutigam. Wirklich jammerschade ist's, daß er keine Seife fabrizieren darf."

„Ja, ja — das verwünschte Monopol!" seufzte Nora. Die kostbare Wäsche der Königin wurde sorgsam zu-

sammengelegt, in Schließkörbe gepackt und dann der dafür eigens angestellten „Leinenzeug- und Spitzenwäschebeschließerin Ihrer Majestät der Königin“ im Schlosse überbracht. Diese würdige alte Dame sprach ihre volle Zufriedenheit aus über die neueste Leistung der braven Hoffeinwäscherin, was dann in der nächstfolgenden Zeit noch weitere angenehme Folgen hatte. Denn die Königin Henriette, diese lebhafte Französin — sie war eine Tochter Heinrichs IV. von Frankreich — begehrte die gerühmte Wäsche selbst zu sehen und bezeigte sich ebenfalls aufs angenehmste überrascht über die blendende Weiße und schneeige Frische derselben. Ja, zwei ihrer Hofdamen, die dabei zugegen waren, gerieten vor Bewunderung und Entzücken ganz außer sich und beschlossen sogleich, ihren bisherigen Wäscherinnen den Laufpaß zu geben, um fortan ebenfalls ihre feine Wäsche der geschickten Frau Drummond anzuvertrauen.

Das sollte aber verhängnisvoll werden und die angenehmen Folgen, die wir erwähnten, beinahe vernichten.

Die angenehmen Folgen bestanden zunächst darin, daß die Königin ihre allerhöchste Zufriedenheit allergnädigst der strebsamen Hofwäscherin auszudrücken geruhte, indem sie ihr zugleich eine goldene Brosche als Zeichen der Anerkennung übersandte, welchen zierlichen Schmuck Frau Drummond sogleich ihrer Tochter schenkte.

Die verhängnisvollen Folgen aber waren diese: die beiden Wäscherinnen in Windsor, welche ihre bisherigen guten Kundinnen, nämlich eben jene zwei Hofdamen, so plötzlich verloren, gerieten darüber in hohe Aufregung und spürten mit allem Eifer der Ursache nach, und zwar mit Erfolg. Von einer Plätterin, die häufig bei der Frau Drummond als Gehilfin arbeitete, erfuhren sie den ganzen Zusammenhang.

Da richteten die beiden erbitterten und neidischen

Weiber eine Denunziation an die Behörde, des Inhalts, die Frau Drummond habe verbotene Seife zum Waschen gebraucht, keine Monopolseife, die doch allein gebraucht werden dürfe.

Tags darauf erschienen in der Wohnung der Hofwäscherin ein Polizeibeamter und ein Kontroleur der Seifenmonopolgesellschaft, um Erkundigungen über den Sachverhalt einzuziehen. Ohne weiteres gab Frau Drummond die Thatsache zu, daß Edgar Banks, der Bräutigam ihrer Tochter, die Monopolseife verbessert habe zum Gebrauch für die feine Wäsche der Königin. Dabei dachte sie sich gar nichts Arges, sie vermochte durchaus nichts Verbrecherisches darin zu erblicken.

Die beiden Beamten entfernten sich dann, ohne sich weiter auszulassen über das, was etwa nun amtlich in der Sache geschehen solle.

2.

Edgar Banks hatte seine Wohnung und seinen Laden in einem stattlichen Hause am Marktplatze zu Windsor, dem durch den lustigen dicken Ritter Sir John Falstaff berühmt gewordenen „Gasthof zum Hosenband" gerade gegenüber.

Der junge Mann war eines schönen Morgens eben damit beschäftigt, eine neue Pomade zu verfertigen, die höchst angenehm und lieblich duftete, als zwei Polizeibeamte bei ihm erschienen, ihn ohne viel Federlesens ergriffen und hurtig aufs Rathaus zur Vernehmung führten.

Ein höherer Beamter verhörte ihn. Das Protokoll führte ein langer, halb verhungert aussehender Schreiber.

„Edgar Banks ist also Euer Name?" begann der Beamte.

„Ja, Sir."

„Wie alt seid Ihr?"

„Vierundzwanzig Jahre.“

„Noch ledig?“

„Ja. Aber verlobt.“

„Mit der Tochter der Hofwäscherin Drummond?“

„Ganz richtig.“

„Ihr fabriziert Pomaden, Haaröle, Bartwichse?“

„Jawohl, und auch Zahnpulver und allerlei Schminken. Dem steht doch kein Hindernis entgegen, so viel ich weiß.“

„Durchaus nicht, denn derartiges ist nicht Monopol. Aber Ihr fabriziert auch Seife, und zwar verbotenerweise, dem privilegierten Monopol zum Schaden.“

„Nein.“

„Doch! Frau Drummond hat die Thatsache eingestanden.“

„Was die Mutter meiner Braut ausgesagt hat, bestätige ich gerne als vollkommen richtig. Ja, ich habe die elende und unreine Monopolseife, welche für feine Wäsche nicht zu brauchen ist, verbessert, so daß nunmehr die Wäsche in vortrefflichster Weise zur größten Zufriedenheit der Königin ausgefallen ist. Das wird doch hoffentlich nicht als ein Verbrechen angesehen werden?“

„Auf welche Art habt Ihr die Monopolseife zu verändern oder angeblich zu verbessern Euch erdreistet?“

„Durch Auflösung und Auslaugen, durch Entfernung der unreinen und schlechten Substanzen.“

„Und dann habt Ihr wohl allerlei anderes hinzugethan?“

„Das war selbstverständlich unumgänglich nötig.“

„Also offenbare Mantscherei, Seifenpantscherei und frevelhafte Fälscherei!“

„Nein, Sir! Vielmehr eine sehr zweckmäßige Verbesserung.“

„Ein Verbrechen gegen das Monopol ist's, sage ich!



Das gehört vors Kriminalgericht, vor die Sternkammer! Bis auf weiteres verhänge ich über Euch die Untersuchungshaft."

„Sir," rief Edgar hitzig, „ist denn jetzt jedermann in England zu unsauberer Wäsche verdammt? Soll

selbst die Königin nicht in weiße Wäsche sich hüllen dürfen?"

„Das geht mich nichts an, kommt hier auch gar nicht in Frage," versetzte der dicke Richter. „Ich halte mich an den in England bekanntlich stets gültigen Buchstaben des Gesetzes, der Euch unrecht giebt dem zu Recht bestehenden Monopol gegenüber. Daran läßt sich nichts ändern. — Ihr bleibt in Untersuchungshaft! Heda — führt ihn ab!"

Ein Kerkermeister kam herein und führte den vor Zorn bebenden jungen Mann ab.

War denn diese Anklagesache wirklich gefährlich? Wohl mußte sie unter den obwaltenden bedenklichen Umständen dem unglücklichen Edgar so erscheinen. Mit der „Sternkammer" war nicht zu spaßen. Von diesem Spezialgerichtshofe wurden sämtliche Monopolverletzungen abgeurteilt und in der Regel sehr strenge, oft geradezu barbarisch bestraft.

Sternkammer wurde dieser Gerichtshof genannt nach dem Lokal in London, in welchem er stets seine Sitzungen abhielt. Es war ein großer, schöner Saal, dessen gewölbte dunkle Decke silberne oder versilberte Sterne zierten. Daher der Name.

In der Einsamkeit seiner Zelle geriet Edgar Banks dann aber doch auf tröstlichere Gedanken.

„Gewiß werden Nora und ihre Mutter alles mögliche aufbieten, um mich zu befreien," murmelte er. „Die beiden werden sich an die Königin wenden, für die ich ja gewissermaßen gethan habe, was mir jetzt als ein Verbrechen ausgelegt wird!"

Diese tröstliche Hoffnung sollte sich auch nicht als trügerisch erweisen.

Zuerst freilich waren Frau Drummond und ihre Tochter, als sie Edgars Verhaftung und die Veranlassung dazu

erfuhren, ganz außer sich vor Aufregung und Sorge. Dann aber gewannen sie ihre Fassung wieder und beschlossen sogleich, zu der Königin Henriette ihre Zuflucht zu nehmen.

Vor allem wandten sie sich natürlich im Schlosse an die Leinenzeug- und Wäschebeschließerin. Diese führte sie unverweilt zu einer von den beiden Hofdamen, die ja auch zu ihren Kundinnen gehörten.

Gütig und interessevoll hörte die Hofdame den Bericht und begab sich dann zur Königin, um für die Hofwäscherin und deren Tochter eine kurze Audienz zu erbitten. Diese wurde auch gewährt.

Frau Drummond und Nora wurden sofort zur Königin geführt.

Die hohen Flügelthüren zu einem Nebenzimmer waren geöffnet. Im letzteren stand eine vergoldete Wiege, und darin lag ein Säugling, der zuweilen lustig kreischte, das war der kleine Prinz Karl, nachmals König Karl II., damals aber erst drei Monate alt.

Demütig sanken die beiden Bittstellerinnen vor der Königin auf die Kniee*).

„Steht auf!" befahl diese. „Was ist euer Begehr?"

Frau Drummond gab über die Angelegenheit kurze Auskunft. Da geriet die Königin Henriette, ihrem lebhaften französischen Temperament entsprechend, in hohen weiblichen Zorn.

„Das ist doch wirklich zu arg!" rief sie, mit dem Fuße auf den Teppich stampfend. „Also diese abscheulichen Monopolseifensieder scheinen es nicht dulden zu wollen, daß ich mich tadellos gewaschener Leibwäsche erfreuen darf! Nun, das soll bald anders werden! Ich will dafür sorgen, daß der brave junge Seifenverbesserer

*) Siehe das Titelbild.

noch heute aus der Haft befreit wird. Wahrlich, Belohnung verdient er und keine Strafe! Sogleich will ich mit meinem Gemahl über diese Angelegenheit sprechen. Geht ruhig nach Hause, verlaßt euch darauf, daß ich eure Sache bald zu einem guten Ende bringen werde!"

3.

Seine Majestät König Karl I. befand sich in seinem Ankleidezimmer und ärgerte sich nicht wenig. Sein erster Kammerdiener und sein Garderobier waren bei ihm und halfen ihm beim Anlegen des großen Ordenskostüms für die feierliche Kapitelsitzung der Hosenbandritter, welche an diesem Tage in der St. Georgshalle des Windsorschlosses stattfinden sollte.

Diese prächtige, zweihundert Fuß lange, sehr hohe und breite Halle ist geschmückt mit den Wappen aller Hosenbandritter von der ältesten bis auf die neuere Zeit.

Zu dem Hosenbandordenskostüm gehörte damals auch eine vielfach gefältete, mit Stärke gesteifte, sehr große und prachtvolle Spitzenhalskrause. Sechs solcher Halskrausen lagen zur Auswahl bereit. Aber alle schienen nicht recht sauber zu sein; sie zeigten nicht die schneeig frische, blendende Weiße, welche sie hätten haben sollen, sondern sahen vielmehr etwas graugelblich, ja hie und da sogar mattfleckig aus.

„Ist denn gar keine tadellose Halskrause da?" fragte der König zürnend.

„Nein, Sire," versetzte der Garderobier. „Diese hier ist entschieden noch die beste und sauberste."

„So muß ich sie nehmen, so mangelhaft sie auch ist. Es muß in Zukunft besser auf die gute Beschaffenheit meiner Halskrausen geachtet werden. Verstanden?"

„Verzeiht, Sire!" sprach der Garderobier. „Es ist gewiß nicht mein Verschulden. An der gebrauchten Stärke

liegt es auch nicht, wohl aber an der zum Waschen der Halskrausen verwandten Seife, die jetzt nicht so gut zu bekommen ist, wie sie, um ihrem Zwecke richtig zu dienen, eigentlich sein sollte. Das ist die allgemeine Klage in England."

„Ja, ja, das ist freilich wahr! Derartige Klagen sind schon mehrfach zu mir gedrungen."

In diesem Augenblick erschien ein Page und meldete, daß die Königin Seine Majestät zu sprechen wünsche, noch bevor er sich in den Kapitelsaal begebe.

Im vollen Ordensornat verfügte Karl sich zu seiner Gemahlin, gegen die er sich stets sehr galant und liebevoll bezeigte.

„Was wünschest du, meine liebe Henriette?" fragte er zärtlich.

„Ich muß mich bitterlich beklagen," versetzte sie.

„Worüber denn?"

„Ueber die abscheulichen Monopolseifensieder."

„Du auch?"

„Schau meinen Spitzenkragen und meine Aermelmanschetten an."

„Sie sind von blendender Weiße und Schönheit."

„Diese Trefflichkeit verdanken sie einem erfindungsreichen jungen Manne, der die Monopolseife verbessert hat zum speziellen Gebrauch für meine Feinwäscherin, deren Tochter seine Braut ist."

„Ein vortrefflicher junger Mann!"

„Man sollte ihn belohnen."

„Ja, das sollte man."

„Statt dessen aber wird er grausam verfolgt. Die Monopolgesellschaft, welche einen Eingriff in ihre Gerechtsame in seinem Thun erblickte, hat ihn einkerkern lassen und will ihn vor die Sternkammer bringen."

„Das ist stark!"

„Ich bitte dich, durch einen Kabinettsbefehl noch heute seine Freilassung zu bewirken.“

„Das soll geschehen, meine Liebe. Wo sitzt er denn?“

„Hier in Windsor.“

„Wie heißt er?“

„Edgar Banks.“

„Schön! Dem jungen Seifenverbesserer soll bald gründlich geholfen werden.“

„Ich danke dir, Karl!“

„Bitte, schau doch einmal meine Halskrause an. Was sagst du dazu?“

„Ganz abscheulich sieht sie aus. Unzweifelhaft ist nur die schlechte Beschaffenheit der Monopolseife daran schuld.“

„Ja, ja, so ist's! Aber jetzt soll Wandel geschafft werden! Wollen die Unternehmer die Seife nicht besser liefern, so hebe ich das Monopol auf. Diese gar zu gewinnsüchtige Ausbeutung hat ja beinahe schon zu Rebellionen der Wäscherinnen in London und anderen großen Städten geführt.“

Karl küßte zärtlich seine Gemahlin und verließ sie.

Zunächst erteilte er noch die Weisung, unverzüglich solle in seiner Kanzlei ein Kabinettsbefehl zur Freilassung des verhafteten Edgar Banks ausgefertigt werden. Darauf begab er sich mit einem kleinen Gefolge von hohen Würdenträgern, Edelleuten, Offizieren der Leibgarde und Pagen in die St. Georgshalle zur Kapitelsitzung der Ritter des Hosenbandordens.

Edgar aber wurde noch am selben Tage aus der Haft befreit und eilte sogleich zu seiner glücklichen Braut.

* * *

Die Hauptdirektion der großen Seifenmonopolgesellschaft befand sich in einer der Vorstädte von London; natürlich hatte sie auch in den anderen größeren Städten



Fabrik- und Verwaltungsfilialen und überall im Lande Niederlagen ihrer privilegierten Fabrikate.

Eines Tages saßen die Direktoren beisammen am grünen Tische in ihrem Beratungszimmer. Ein Schreiben aus dem Kabinett des Königs versetzte sie in hochgradige Aufregung.

Nicht einmal, sondern dreimal las der erste Direktor mit bebender und gepreßter Stimme das Schreiben vor. Und bei jeder neuen Verlesung des Schriftstücks erhielten die Gesichter der Direktoren ein immer längeres, bestürzteres Aussehen.

Kein Wunder! Es wurde der Gesellschaft vorgeworfen, daß sie nur schlechtes Fabrikat liefere, über das allgemein bitter geklagt würde, und ihr angedeutet, daß das Monopol aufgehoben werden müsse, falls man nicht schleunigst für Verbesserung der Seife Sorge trage. Bisher, so scheine es ja, hätte sich die Gesellschaft geflissentlich jedem Verbesserungsversuch gegenüber ablehnend verhalten, wie aus der Thatsache hervorgehe, daß sie einen jungen tüchtigen Mann in Windsor, Namens Edgar Banks, der zum Nutzen und Wohlgefallen der Königin mit Erfolg es unternommen, die schlechte Monopolseife zu verbessern, höchst ungerechterweise habe einkerkern lassen. Der Monopolgesellschaft könne nur dringlichst empfohlen werden, von diesem begabten jungen Mann, dem ein Kabinettsbefehl bereits die Freiheit wiedergegeben, die gute und zweckmäßige Seifenbereitung gründlich zu erlernen.

Nachdem die Direktoren sich von dieser ungeheuren Nase einigermaßen erholt hatten, berieten sie über die Sache.

„Das für uns so vorteilhafte Monopol ist in höchster Gefahr!"

„Wir müssen die Aufhebung desselben unter allen Umständen zu verhindern suchen!"

„Am besten würde es sein, wir engagieren diesen Mr. Banks als technischen Mitdirektor."

„Ja, wahrhaftig! Das würde dem Könige gefallen."

„Wie viel Gehalt sollen wir ihm bieten?"

„Vierhundert Pfund jährlich."

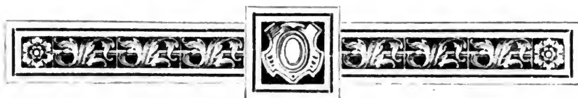
„So sei es!"

Das war für jene Zeit ein sehr bedeutendes Gehalt.

Zwei Direktoren reisten unverzüglich nach Windsor und verhandelten dort mit Edgar. Freudevoll nahm der junge Mann das vorteilhafte Anerbieten an. Er verkaufte sein kleines Geschäft und siedelte nach London über, um allda technischer Mitdirektor bei der großen Monopolseifensiederei zu werden. Bald vermählte er sich auch mit der schönen Nora.

Die Monopolseife wurde fortan viel besser geliefert, so daß die Klagen des Publikums verstummten. Edgar Banks erfand einige Jahre später die vortreffliche „Windsorseife“, die aus einem Gemische von raffiniertem Schweinefett, sorgfältig gereinigter Lauge, Anisöl nebst noch etlichen geheimnisvollen Zuthaten besteht und sich bis auf den heutigen Tag mit Recht großer Beliebtheit erfreut.





Die Stadt an Ehren reich.

Heidelberger Spaziergänge. Von **Hans Gerstner.**

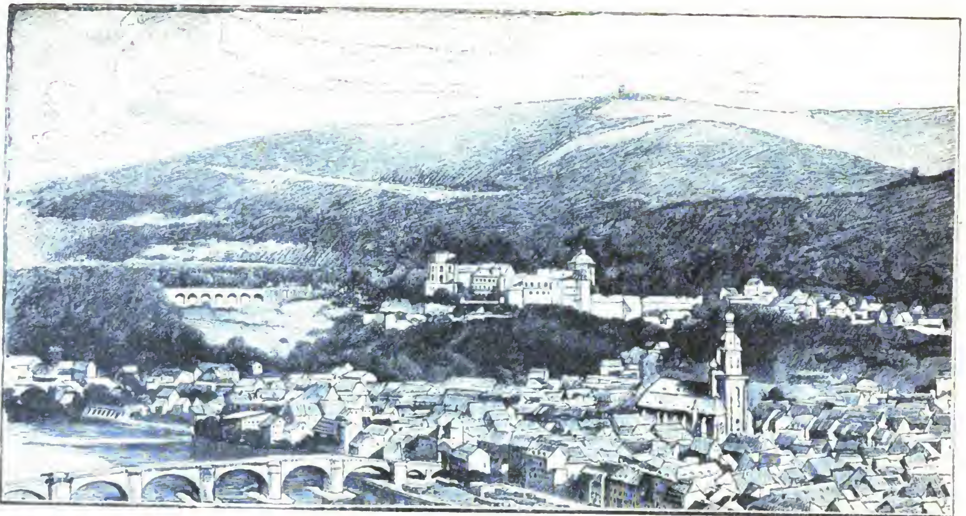
Mit 16 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wunderschöne Lage, seltene Milde des Klimas und die Erinnerungen an eine bewegte Vergangenheit vereinigen sich, um Heidelberg, die ehemalige Königin der Pfalz, zu einer der anziehendsten Städte Deutschlands zu machen und jahraus, jahrein eine große Menge von Fremden, die in erster Linie das berühmte Schloß, die schönste Ruine der deutschen Lande, sehen wollen, dorthin zu locken. Und wer je in der alten, am Fuß des Königstuhls und Geisbergs und am linken Neckarufer lang ausgedehnten Oberamts- und Universitätsstadt geweilt, wer je von der Schloßterrasse in das Thal, wo sich Nord und Süd die Hand reichen, hinabgeschaut hat, der wird gern Scheffels Trompeter von Säckingen beipflichten, wenn er das Lob seiner Heimat in den berühmten Versen singt:

„Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt, an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.“

Die erste Niederlassung am Eingange des wildromantischen Neckarthals gründeten die Römer. Bis in das



Heidelberg vom Philosophengang aus.

3. Jahrhundert bestand auf dem Boden des jetzigen Bergheimer Stadtviertels eine römische Kolonie, von der man in neuerer Zeit noch zahlreiche Spuren zu Tage gefördert hat. Aus den Mauerresten eines römischen Kastells auf der oberhalb des Schlosses gelegenen Molkenkur soll im

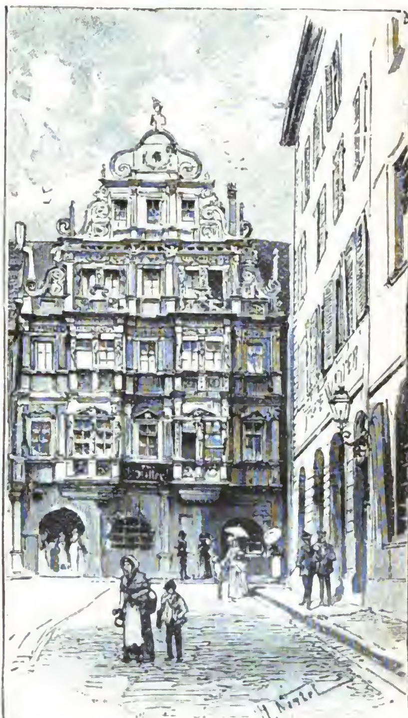


Der Brückenturm.

8. Jahrhundert eine deutsche Burg entstanden sein, ein Lehen des Hochstifts Worms, auf der 1148 Konrad von Hohenstaufen als Herzog von Rheinfranken und Pfalzgraf bei Rhein wohnte. Er wurde der Gründer von Heidelberg (dessen Namen durch Lautverschiebung aus Heidenberg entstanden sein soll), dieser später von den denkbar traurigsten Schicksalen heimgesuchten Stadt, in welche seine Nachfolger bleibend die pfalzgräfliche Resi-

denz verlegten. Urkundlich kommt ihr Name 1196 zum erstenmal vor; das älteste Stadtsiegel ist vom Jahr 1224.

Fast von Anbeginn an wurde das Bestehen der jungen Stadt durch Pest, Erdbeben (1225–1227), Hungersnot (1248), Ueberschwemmungen (1278 und 1313), Feuersbrünste (1288) und Krieg (1301) wiederholt in Frage gestellt; durch die Gründung der Universität im Jahre 1386 erweiterten sich zuerst ihre Ringmauern, und in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts blühte Heidelberg mächtig empor. Im dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt 1622 durch Tilly eingenommen und später zweimal von den Kaiserlichen verwüstet, aber noch Schlimmeres hatte sie durch die Horden des „allerchristlichsten Königs" Ludwigs XIV. von Frankreich zu erdulden. Zuerst ver-



Das Gasthaus „Zum Ritter".

heerte und plünderte der Mordbrenner Melac die Stadt, die dann in dem Unglücksjahre 1693 von den Franzosen völlig zerstört und in eine menschenleere Oede verwandelt

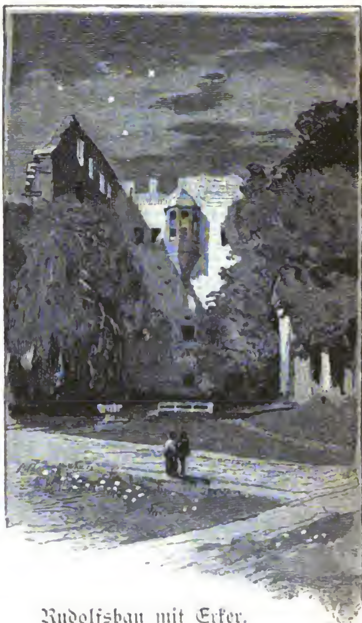


Der Karzer: Bei „Vater Gredel im Palais Royal".

wurde. Nur langsam und allmählich erstand aus Trümmern und Ruinen Heidelberg von neuem, das dann im Jahre 1803 infolge des Reichsdeputations-Hauptschlusses mit der Rheinpfalz an Baden kam.

Heute ist Heidelberg, das gegen 32,000 Einwohner

zählt, eine ungemein lebhafte, überall Wohlhabenheit verratende Stadt, die aber an und für sich dem Fremden, der nicht zugleich wissenschaftliche Interessen verfolgt, drunten im Thal nur wenig des Sehenswürdigen bietet. Sie erstreckt sich hier mehrere Kilometer lang auf dem schmalen linken Ufersaum zwischen den Bergen und dem Flusse; in neuerer Zeit ist sie namentlich nach Westen hin gewachsen, wo sich in der Ebene mehr Raum bietet. Der obere östliche Teil wird mit dem jenseitigen Ufer durch die altertümliche, von 1786 bis 1788 unter dem Kurfürsten Karl Theodor erbaute, steinerne Bogenbrücke verbunden. Der Zugang führt durch den festen Brückenturm hindurch; die Brücke ist 210 Meter lang, 9 Meter breit und mit einem Standbilde jenes Fürsten geschmückt, den außer den Flußgöttern seiner Gebiete, Minerva, Merkur und Ceres, die Figuren der Theologie und Jurisprudenz umgeben. Reizend ist die Aussicht von dieser Brücke, die Goethe ihrer Lage und Bauart wegen zu den schönsten Brücken der Welt zählte, auf Stadt und

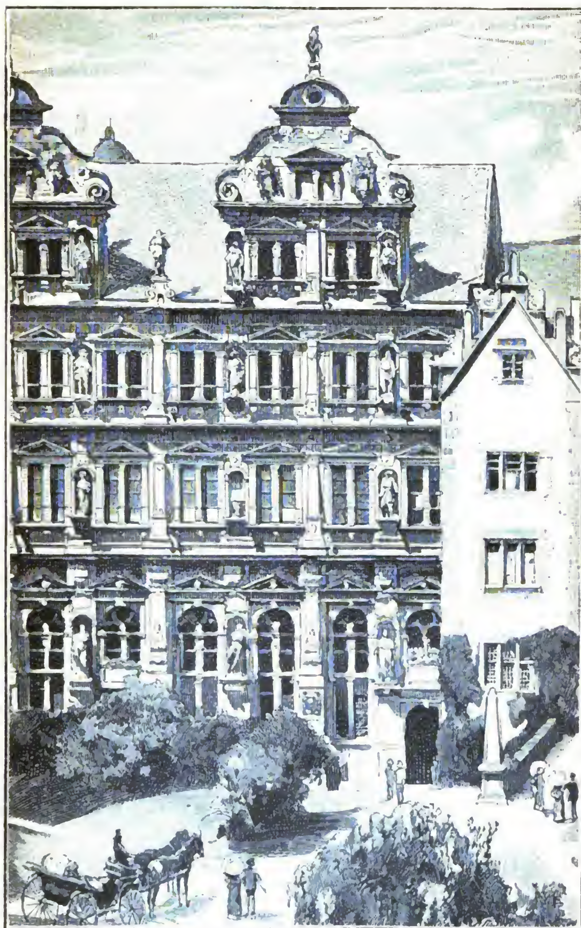

Rudolfsbau mit Erker.

Schloß. Bei dieser Brücke fand im Jahre 1613 gelegentlich der mit ungeheurem Prunk gefeierten Vermählung Friedrichs V. mit Elisabeth von England ein großes Schifferstechen statt, bei dem gar viele Ritter ein nasses Bad nehmen mußten, weil sie, wie der Chronist der Nachwelt verraten hat, „vorher zu viel in die Weingläser gestochen hatten".

Wandert man aber vom Zentralbahnhof, am „Darmstädter Hof" vorüber, über die neue Neckarbrücke nach Neuenheim, so führt dort in halber Höhe des Heiligenbergs der sogenannte Philosophenweg, von dem man gleichfalls einen herrlichen Ausblick hat, bis zu der in studentischen Kreisen berühmten Hirschgasse, wo im Gasthaus „Zum Hirsch" die Paukereien stattzufinden pflegen.

Im Inneren der Stadt erleichtert eine Pferdebahn den Verkehr, welche sich vom Bahnhof in zwei nach Westen und Süden ziehenden Straßen bis zur Karlstation im Osten erstreckt. Ferner führt vom Kornmarkt am Schlosse vorüber seit 1888 eine Drahtseilbahn für Personenbeförderung nach der sogenannten Molkenkur, auf der Anhöhe oberhalb des Schlosses, einer vielbesuchten Wirtschaft, welche die Stelle der ehemaligen Hohenstaufenburg einnehmen soll.

Wer auf die Benutzung der Pferdebahn verzichtet, lenkt vom Bahnhof in die Leopoldstraße ein und durchschreitet die reizenden Anlagen, die längs der halben Stadt sich hinziehen, bis er, am Friedrichsplatz mit dem Wrededenkmal vorüber, die teilweise von dichtem Ephen umrankte gotische Peterskirche erreicht. Durch die Grabengasse gelangt man auf den Ludwigsplatz mit dem Universitätsgebäude. Zur Hochschule, deren fünfhundertjähriges Jubiläum im August 1886 mit großen Festlichkeiten gefeiert wurde, gehören 29 Seminare, Kliniken, Institute, Sammlungen und Laboratorien, für die in den letzten Jahr-

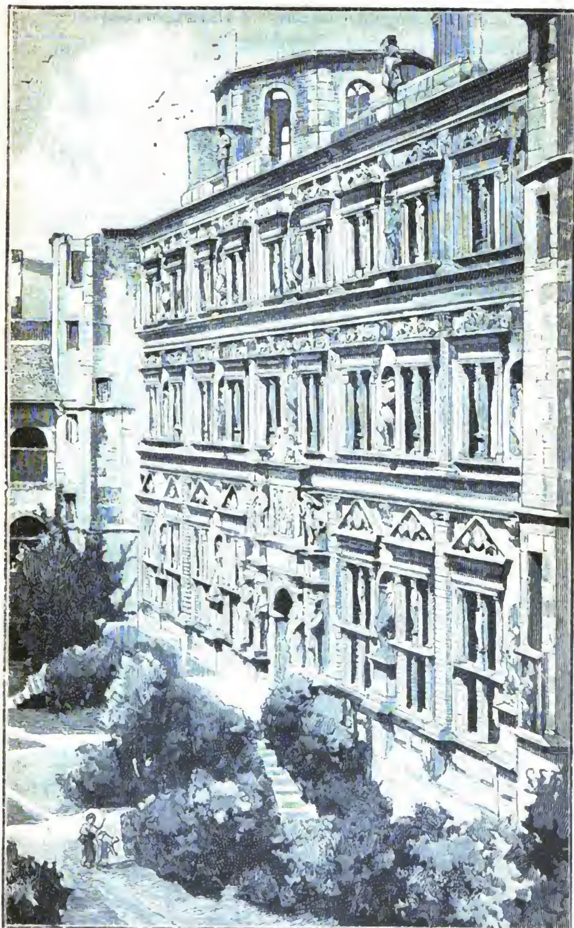


Im Hof des Heidelberger Schlosses.

zehnten neue Gebäude errichtet sind. Eine Sehenswürdigkeit eigener Art ist auch der Karzer mit seinen massenhaften humoristischen Inschriften und sonstigen Erinnerungen; in der Sprache der Musensöhne brummt man aber nicht im Karzer, sondern befindet sich bei „Vater Gredel im Palais Royal".

Das älteste Haus in der Stadt ist das Gasthaus „Zum Ritter", 1592 im reichsten Renaissancestil von dem Hugenotten Charles Belier erbaut, fast das einzige Haus, das in dem Unglücksjahre 1693 unversehrt blieb; es war der alte Ritter- und Frankenhof. Das 1704 erbaute Rathaus enthält einen sehenswerten neuen Saal, den Lindenschmitts Gemälde „Die Ueberreichung neuer Statuten an die Universität durch Otto Heinrich" schmückt.

Die berühmteste der weltlichen Bauten und das vornehmste Ziel aller Fremden ist aber das Heidelberger Schloß, östlich über der Stadt. Wenn man die Peterskirche und die Infanteriekaserne passiert hat, überschreitet man die Schienen der Neckarbahn, geht die Schloßstraße bergaufwärts und steht dann bald vor dem äußeren Burgthor. Malerisch erhebt sich die Gruppe von Gebäuden und Ruinen aus rotem Sandstein, an denen drei Jahrhunderte gebaut haben, aus üppiger Baumumhüllung auf dem Jettenbühl (205 Meter über dem Meer, 89 Meter über der Stadt), einem Vorhügel des Königstuhls. Vorgänger der jetzigen Bauten sollen nach der gewöhnlichen Annahme bereits unter dem Pfalzgrafen Rudolf I. (1294 bis 1319) vorhanden gewesen sein; diese selbst aber wurden begonnen um 1400 unter Kurfürst Ruprecht III., späterem römisch-deutschen König, hauptsächlich von Ludwig V. (1503—1544) weitergeführt und unter Friedrich II. (1544 bis 1546), Otto Heinrich (um 1557), Friedrich IV. (um 1600) und Friedrich V. (um 1615), dem Winterkönig, ausgebaut. Mit dem dreißigjährigen Krieg hörte die Bauthätigkeit,



Der Otto-Heinrichsbau.

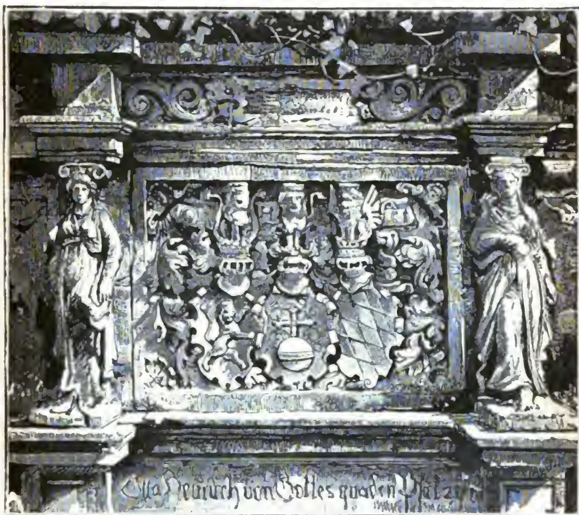
insofern Neubauten in Frage kommen, auf. Das herrliche Schloß wurde am 2. März 1689 und am 22. Mai 1693 nochmals von den Franzosen zerstört und dann am



Inneres des Schloßhofes mit dem Brunnenhause.

24. Juni 1764 nach notdürftiger Wiederherstellung durch Blitzschlag von neuem verwüstet. Seit 1883 hat die badische Regierung die Wiederherstellung beziehungsweise Erhaltung einzelner Teile nach einem umfassenden Plane

in die Hand genommen. — Sind wir nun durch das äußere Burgthor und die Anlagen, über die Brücke und den viereckigen Wartturm in den Schloßhof getreten, so hat man linker Hand die ältesten Bauten, die aus dem 13. bis 15. Jahrhundert stammen, geradeaus und rechts die jüngeren



Wappen über dem Portal des Otto-Heinrichsbaues.

aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Die künstlerische Behandlung und Ausschmückung konzentriert sich auf die Fassaden nach dem Schloßhof, die das architektonische Gepräge der verschiedenen Bauepochen aufweisen. Zu zwei Dritteilen stehen sie unter dem Einflusse des gotischen Stiles; der Rest trägt die Formen jener Kunstrichtung, die Albrecht Dürer als „antikisch" bezeichnete, und die wir Renaissance nennen. Gerade diese aber, in erster Linie der herrliche Otto-

Heinrichsbau, sind es, die dem Heidelberger Schlosse seine kunstgeschichtliche Bedeutung sichern.

Der uns zunächst liegende Bau links ist der Ruprechtsbau, den Ruprecht aufführen ließ und Ludwig V. gegen das Ende seiner Regierung erneuerte. Tiefer zurücktretend, steht daneben der Rudolfs- oder alte Bau mit seinem luftigen gotischen Erker im zweiten Stock, und unmittelbar daran, wieder gegen den Schloßhof heraustretend, schließt sich das Bandhaus oder die alte Kapelle. In der Südostecke des Schloßhofes befindet sich ein Ziehbrunnen mit einer Brunnenhalle darüber, deren Kreuzgewölbe auf Syenitsäulen ruhen, die angeblich aus dem ehemaligen Palast Karls des Großen zu Ingelheim stammen. Nun folgen die beiden prächtigsten Bauten: der Friedrichs- und der Otto-Heinrichsbau.


Altan an der Stadtseite.

Ersterer, der im Winkel an das Bandhaus stößt, ist zugleich der am besten erhaltene Teil des Schlosses. In seinen architektonischen Grundmotiven schließt er sich den Renaissanceformen des Otto-Heinrichsbaues an, doch erscheint er ernster und schwerer, barocke Formen zeigend.

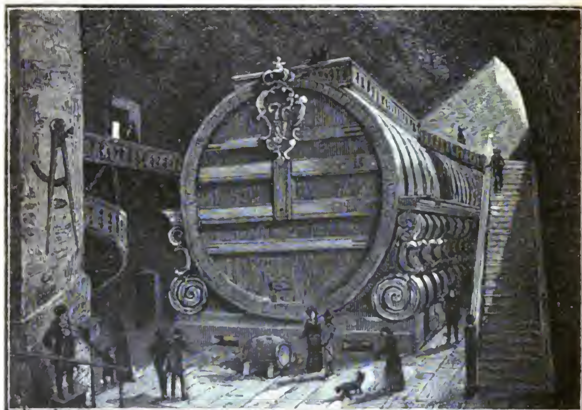
Kurfürst Friedrich IV. führte ihn von 1601 bis 1607 auf. In den Nischen der Hoffassade schmücken ihn 16 Standbilder, Karl den Großen, Otto von Wittelsbach, bayerische und die pfälzischen Fürsten bis auf den Erbauer darstellend.



Eingang zum Museum.

Der Bau enthält das Museum: die sehenswerte städtische Kunst- und Altertümersammlung. Ein Gang führt uns durch den Friedrichsbau auf den Großen Altan, von dem man einen unbeschreiblich schönen Ausblick in das Neckarthal, die zu Füßen des Beschauers liegende Stadt und zur Linken weit hinaus in die Rheinebene genießt. An den Friedrichsbau schließt sich der kleine Neue Hof Fried-

richs II., des Weisen, in drei von Säulen getragenen Stockwerken 1549 auf der Stelle errichtet, wo sich einst das Heiligtum der heidnischen Sibylle Jetta erhob: daher wohl der Name Jettenbühl. Hinter dem Neuen Hof ragt der achteckige Turm empor, in den 1764 der verhängnisvolle Blitz einschlug. Der Strahl zündete, das



Das große Faß.

Feuer griff rasch um sich, und beinahe das ganze Schloß, so viel davon noch erhalten war, brannte aus.

Die Perle des Ganzen ist der selbst in seinem Verfalle noch prächtige Otto-Heinrichsbau, den Kurfürst Otto Heinrich, bekannt durch seine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, 1556 bis 1559 erbaute, das hervorragendste Denkmal edler Frührenaissance in Deutschland. Der Bau erhebt sich in drei Stockwerken mit reichem Skulpturenschmuck, besonders an dem schönen Portal. Zumal bemerkenswert ist das von Karyatiden getragene Portalgesims, ein Werk Alexanders Colins' aus Mecheln, der mit Antoni auch

die in Nischen stehenden Figuren an der Fassade geschaffen hat. Ueber dem Portal befindet sich das Bildnis Otto Heinrichs, darunter das pfälzische Wappen und die Inschrift: „Otto Heinrich von Gottes Gnaden Pfalzgraf". Das Innere des herrlichen Baues ist vollständig Ruine, die Bedachung ist nicht mehr vorhanden. Den Beschluß der den Schloßhof umgebenden Bauten bildet der zur Zeit noch bewohnbare Ludwigsbau (1508—1524), der früher Oekonomiegebäude enthielt.


Der Zwerg Perkeo.

Vor dem Friedrichsbau befindet sich der Eingang in den Keller, in dem das berühmte Heidelberger Faß liegt. Dieses Riesenfaß, das zum Schmerz aller durstigen Kehlen leider leer ist, hat eine Länge von 8,5 Meter bei einer Breite von 7 Meter und vermag 236 Fuder oder 212,422 Liter aufzunehmen. Kurfürst Karl Theodor ließ es im Jahr 1751 erbauen, doch ist es die vierte, „vermehrte und verbesserte, wohl auch letzte Auflage" früherer Riesenfässer, da die pfälzischen Fürsten von jeher nach dem Ruhme geizten, das größte Faß im Reich zu besitzen. Das erste „große Faß" ließ Johann Kasimir von Lautern 1589 bauen; ein zweites erstand 1664 unter Kurfürst Karl Ludwig und das dritte unter Karl Philipp im Jahre 1727, das er dann 24 Jahre später durch das jetzige ersetzen ließ.

In Diensten des letztgenannten Fürsten stand der Hof-

zwerg Klemente Perkeo, der seinen ungeheuren Durst täglich mit 15 Flaschen Wein zu stillen pflegte. Sein hölzernes Standbild befindet sich neben dem jetzigen Fasse, und ein anderes Denkmal hat ihm Scheffel errichtet in seinen Versen:



Der gesprengte Turm.

„Als er zum Faß gestiegen, stand's wohlgefüllt und schwer,
Doch als er kam zum Sterben, klang's ausgesaugt und leer.
Da sprach er fromm: „Nun preiset, ihr Leute, des Herren Macht,
Die in mir schwachem Knirpse so Starkes hat vollbracht.
Wie es dem kleinen David gegen Goliath einst gelang,
Also ich arm Gezwerge den Riesen doch bezwang.
Und singt ein De Profundis, daß das Gewölb' erdröhnt,
Das Faß steht auf der Neige, ich falle sieggekrönt."
Perkeo ward begraben. — Um seine Kellergruft
Beim leeren Riesenfasse weht heut noch feuchte Luft."

Will der Besucher nun auch noch das Aeußere des Schlosses kennen lernen, so geht man am besten durch ein kellerartiges Gewölbe des Otto-Heinrichsbaues, unter dem sogenannten Rittersaal hindurch, auf die Schloßmauer, um den sogenannten Bibliothekturm herum zu dem gesprengten

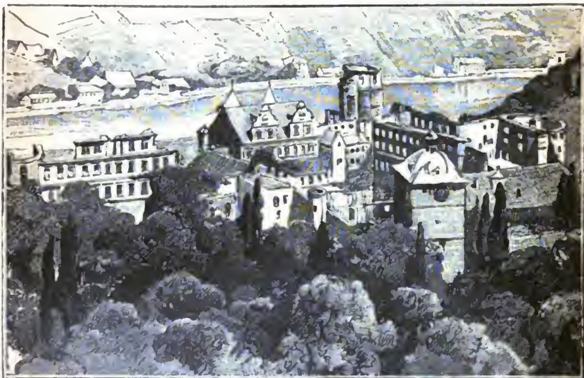


Elisabethpforte.

Turm, den Kurfürst Friedrich der Siegreiche 1455 erbauen ließ. Er hat 29 Meter im Durchmesser und 6,5 Meter dicke Mauern aus behauenen Quadern. Er bildet die Südostecke des Schlosses, die Nordwestecke der dicke Turm; beide wurden 1689 von den Franzosen zur Hälfte abgesprengt. In der Südecke des Schloßhofes er-

hebt sich der große Wartturm mit dem Ausgange nach dem Schloßgarten.

Man geht am besten vom gesprengten Turm in den Schloßgraben hinab, wo die Elisabethquelle sprudelt, und steigt dann auf Stufen zum Brückenthor hinauf. Von hier gelangt man durch die Elisabethpforte in den Stückgarten, den der vorhin erwähnte dicke Turm abschließt,



Schloß von der Molkenkur aus.

in dem sich seit 1681 ein Theater befand. Mit dem Bandhaus ist er durch den Elisabeth- oder Englischen Bau verbunden, einst die Residenz der Gemahlin des Winterkönigs, Elisabeth von England.

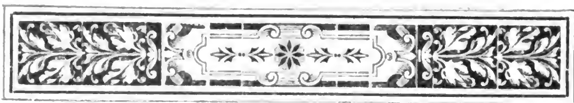
Hohen Genuß gewährt sodann ein Spaziergang durch die prächtigen Anlagen des erst seit 1804 wieder planmäßig angelegten Schloßgartens, am oberen Fürstenbrunnen und der Restauration vorbei zur Großen Terrasse, östlich vom Schloß, mit schönem Blick auf dieses und die Stadt. Erbaut hat sie der französische Ingenieur und Physiker Salomon de Caus (gestorben 1626), der vielfach, jedoch

nicht mit vollem Recht, als Erfinder der Dampfmaschine bezeichnet wird. Sie ruht auf etwa 30 Meter hohen Gewölben, wie die schwebenden Gärten der sagenhaften Semiramis, und war einst mit Statuen, Grotten und einem Pomeranzenwald, der im Winter überdacht wurde, geschmückt. Im Jahre 1891 ist auf der Terrasse ein schönes Bronzestandbild Scheffels (von Ad. Heer) errichtet worden; dahinter der Koniferengarten mit dem Musikpavillon daneben, in dem während der schönen Jahreszeit nachmittags häufig Konzerte stattfinden. Hinter der Terrasse liegen das Schloßhotel und das Hotel Bellevue.

Zum Schluß geht es hinauf zur Molkenkur mit seiner vielbesuchten Gastwirtschaft, wo sich uns abermals eine Prachtaussicht eröffnet. Ein durch den Wald führender Fußweg bringt uns in einer halben Stunde zum König- oder Kaiserstuhl (568 Meter über dem Meer), der seinen Namen von dem Besuche der beiden Monarchen Alexander von Rußland und Franz von Oesterreich trägt. Seit 1833 erhebt sich hier ein 29 Meter hoher Aussichtsturm, der einen großartigen Rundblick über das Rhein- und Neckarthal, den Odenwald, einen Teil der Pfalz mit den Hardtbergen, Partien vom Schwarzwald u. s. w. erschließt. Südwestlich davon liegt der Geisbergturm (376 Meter).

Von der Molkenkur fährt man endlich mit der Drahtseilbahn wieder hinunter zur Stadt, um unvergeßliche Erinnerungen, deren Zauber Natur, Kunst und Geschichte gewoben haben, reicher.





Auf dem Bergfried.

Novelle von **Reinhold Ortmann.**

1.

Es war nicht eben schwer zu erraten, wes Geistes Kind der wohlgemute Wanderer sei, der da in der Morgenfrühe des herrlichen Sommertages auf schmalem Fußpfad bergan durch den düsteren, majestätischen Hochwald stieg. Der Malkasten und die leichte, zusammengelegte Staffelei machten sein Handwerk offenbar. Aber ein halbwegs menschenkundiges Auge würde vielleicht auch ohne das Gerät den Künstler in ihm entdeckt haben. Der freie, gleichsam leuchtende Blick, der oft mit sichtlichem Entzücken an einer schönen Waldpartie, an einem pittoresken Felsblock hing, die hochgewölbte weiße Stirne und nicht zum wenigsten die sorglose Fröhlichkeit, die sonnig auf dem jugendlichen, leicht gebräunten Antlitz lag, waren Anzeichen, die schwerlich trügen konnten. Er hatte die Dreißig wohl noch kaum erreicht, und seine straffe Haltung, seine anmutigen, elastischen Bewegungen zeugten von Gesundheit und strotzender Kraft. Wenn er hie und da einmal für ein paar Augenblicke stehen blieb, so that er's nicht, um Atem zu schöpfen, sondern um in die sonntägig feierliche Stille hinauszujauchzen und um sich des munteren

Echos zu freuen, das von den Wänden der benachbarten Berge widerhallte.

Hie und da auch hatte er zaudernd in längerer Betrachtung seiner Umgebung verweilt, wie wenn er mit sich zu Rate ginge, ob dies nicht das rechte Fleckchen sei, seine Staffelei aufzustellen. Aber der Wandertrieb hatte doch immer den Sieg behalten, und er war rüstig weitergeschritten, um die Höhe des bewaldeten Berges zu gewinnen. Nun wurde es vor ihm zwischen den Stämmen hell, und graues, verwittertes Gemäuer lugte durch das frische Grün des Unterholzes. Leichtfüßig schwang sich der Maler trotz seiner Bürde über einen Bodeneinschnitt hinweg, der vor Jahrhunderten wohl ein Burggraben gewesen sein konnte — ein paar Dutzend vorsichtiger Schritte noch über niedriges Gesträuch und zerbröckeltes Gestein, und er stand freudig überrascht vor den allerdings recht spärlichen Ueberresten einer Bergfeste, die ehedem vielleicht stolz und trutzig in die Thäler des Waldgebirges hinabgeschaut hatte.

Ohne Zweifel war es ein rechtes Raubritternest gewesen, wie alle die ähnlichen Burgen ringsumher, und irgend ein Starker hatte hier so lange gehaust, bis ein Stärkerer gekommen war, um den Fuchs aus seinem Loche zu treiben und ihm obendrein den Bau zu zerstören. Mauerbrecher und Feuersgluten hatten wohl das wesentlichste an dem Vernichtungswerk gethan, und Regen und Wind, Frost und Hitze hatten es dann im Verlauf der Jahrhunderte vollendet. Jetzt redeten nur noch kümmerliche Ueberbleibsel cyklopischen Mauerwerks von der soliden Technik jener längst verflossenen Zeit, die „auf den Fels gebaut“, und einsam ragte zwischen dem Trümmerwerk ein mächtiger, gedrungener Turm, der Bergfried der ehemaligen Feste, zum blauen Sommerhimmel empor. Er hatte dem tückischen Nagen der Elemente bis heute ebenso tapfer wider-

standen, als der Zerstörungswut des Menschen, wenn sich auch das von seiner Zinne abbröckelnde Gestein rings um ihn her bereits zu ansehnlichen Schutthaufen aufgetürmt hatte, und wenn auch Schießscharten und Fenster zum Teil bereits zu weit klaffenden Lücken erweitert waren. Von seiner einstigen Höhe hatte er dadurch zwar nichts eingebüßt, aber die Tannen und Fichten um ihn her waren lustig emporgewachsen, und da er sich nicht gleich ihnen hatte recken und dehnen können, ragte er nur noch um ein geringes über ihre grünen Wipfel hinaus, und konnte darum vom Thale aus kaum mehr wahrgenommen werden.

Neben dem einzigen schmalen Eingang war eine Tafel aufgerichtet mit der Inschrift: „Das Betreten des Turmes ist verboten."

Die kleine, eisenbeschlagene Holzthür aber, die sich gewiß erst seit kurzem hier befand, war weit geöffnet. Lächelnd betrachtete der junge Maler die Warnung, dann trat er unter die niedrige Pforte. Von der Steintreppe, die einst bis zur Plattform des Turmes emporgeführt haben mochte, waren nur noch hie und da an den Wänden einige Ueberreste zu erkennen. Statt ihrer aber gab es da ein luftiges, wenn auch anscheinend vollkommen sicheres Stiegenwerk von hölzernen Leitern, die ihrem Aussehen nach kaum wenige Jahre alt sein konnten. Durch eine viereckige Oeffnung lachte droben der blaue Himmel in das helldunkle Innere des Turmes hinein. Es konnte also nicht zweifelhaft sein, daß das flache Dach ohne nennenswerte Schwierigkeiten zu erreichen war.

„Nur keine Angst!" sagte der Maler laut, indem er seinen Fuß auf die unterste Sprosse setzte. „Wenn es dem Besitzer dieser ehrwürdigen Ruine ernst war mit seinem Verbot, hätte er wahrlich die Thür nicht so einladend offen lassen dürfen."

Der Aufstieg war nicht gerade bequem, und es ließ

sich bei dem Fehlen jeglichen Geländers wohl nur für schwindelfreie Personen als vollkommen gefahrlos bezeichnen. Der Maler aber klomm so behend die knarrenden Leitern hinauf, als gehöre es zu seinen täglichen Gewohnheiten, sich auf solchen halsbrecherischen Pfaden zu bewegen. Nach wenigen Minuten schon stand er droben an der zerbröckelnden Brustwehr und nahm mit einem Ausruf des Entzückens durstigen Auges die Schönheit der zu seinen Füßen ausgebreiteten Landschaft in sich auf.

Hell von der Sonne beschienen, schimmerten die freundlichen weißen Häuser des Dorfes, das er vor einer kleinen Stunde verlassen, aus dem saftigen Grün ihrer Wiesen und Felder zu ihm herauf; sonst aber gab es ringsum in schön geschwungenen Wellenlinien nur ein Meer von ernsten dunklen Tannenwipfeln, selten durch ein abenteuerlich geformtes Felsgebilde oder durch eine steil abfallende nackte Steinwand unterbrochen.

Mit der Empfänglichkeit des Künstlers hatte sich der junge Mann lange in den erquickenden Anblick vertieft. Dann wandte er sich, um auch die andere Hälfte des Bildes zu genießen; aber sein Fuß haftete wie festgewurzelt am Boden und ein grenzenloses Erstaunen malte sich auf seinem hübschen Gesicht, als er dabei die überraschende Entdeckung machte, daß er gar nicht der einzige Mensch auf dem alten Turme sei. So eilig hatte er's vorhin gehabt, sich an der lockenden Aussicht zu erfreuen, daß ihm das Dasein dieser zweiten Person völlig entgangen war und daß er ihr jetzt, für den ersten Moment wenigstens, in sehr drolliger Verlegenheit gegenüberstand.

Und doch war der Anblick, der ihm da zu teil wurde, für ein Künstlerauge gewiß nicht minder erfreulich, als die Betrachtung der allerschönsten Landschaft. Eine junge Dame von achtzehn oder neunzehn Jahren saß auf leichtem Feldstühlchen im Schatten der steinernen Brustwehr, da,

wo sie noch am höchsten war, und neigte unter seinem erstaunten Blick das lächelnde Gesicht tief über die Zeichnung, die sie auf den Knieen hielt. Offenbar hatte diese hinterlistige junge Dame bereits mit heimlichem Vergnügen auf den unausbleiblichen Moment gewartet, wo er durch die unverhoffte Entdeckung in Verlegenheit gesetzt werden würde, und wenn sie nun auch ebenfalls ein wenig rot geworden war, zuckte es doch wie in lustigem Spott um ihre reizenden frischen Lippen.

Doch sie sollte des wohlfeilen Triumphes nicht lange froh werden; denn die Verwirrung des Malers währte nicht länger als eine flüchtige Sekunde. Dann zog er mit ritterlicher Verbeugung seinen Hut und sagte in erheucheltem Ernst: „Wenn ich die Ehre haben sollte, die Herrin und Hüterin dieser Burg vor mir zu sehen, so bekenne ich reumütig, mich durch mein frevelhaftes Eindringen strafbar gemacht zu haben. Und ich bin bereit, mich sofortiger Pfändung zu unterwerfen. Nur meine Pinsel und meinen Farbenkasten, als die einzigen Werkzeuge meines kümmerlichen Broterwerbs, bitte ich mit einer Beschlagnahme gütigst zu verschonen."

Jetzt sah sie zu ihm auf, und nicht ihre Lippen allein, auch ihre glänzenden braunen Augen lachten ihn unbefangen fröhlich an.

„Sie irren, mein Herr! Ich bin weder die Besitzerin dieses Turmes noch zu seiner Bewachung bestellt. Und das Verbot der Besteigung ist überdies, wie ich glaube, lediglich im Interesse allzu waghalsiger Touristen erlassen."

Der Klang ihrer hellen Stimme entzückte den Maler fast ebensosehr als ihr holdseliges Gesichtchen. „Nun, um so besser!" rief er. „Denn ich fürchte, offen gestanden, nicht einen einzigen pfändbaren Wertgegenstand bei mir zu haben. Sie werden mir das ohne weiteres glauben,

mein Fräulein, wenn ich mich Ihnen vorstelle. Rudolf Selbitz, vagabundierender Maler."

Sie neigte ein wenig den Kopf, doch sie erwiderte nichts. Eine Fortsetzung des auf so lustige Weise begonnenen Gesprächs schien also nicht in ihren Wünschen zu liegen. Da mußte gerade zur rechten Zeit, infolge einer unvorsichtigen Bewegung, die Mappe, auf der die Zeichnung befestigt war, von ihrem Schoße gleiten, und der andere war natürlich flink genug, sie zu erhaschen, noch ehe die Besitzerin ihre Hand hatte danach ausstrecken können. Er versagte sich's nicht, einen Blick auf das Blatt zu werfen, bevor er es ihr zurückreichte, und es leuchtete dabei in seinen Augen auf wie vorhin, wenn eine besonders malerische Waldscenerie seine Aufmerksamkeit gefesselt hatte.

„Ah, eine wirkliche Konkurrentin also, mein Fräulein? Nun freue ich mich doppelt, daß mir ein gütiger Zufall vergönnt hat, hier inmitten dieser Bergeinsamkeit das edle Handwerk zu grüßen."

„Sie halten mich im Ernst für eine Malerin, mein Herr?"

„Für eine Künstlerin jedenfalls. Diese Zeichnung ist eine mehr als hinreichende Legitimation. Und da dilettierende höhere Töchter gewöhnlich nicht mutterseelenallein mit Lebensgefahr auf wackelige alte Türme klettern, um da ihre Studien zu betreiben, so darf ich auch wohl annehmen, eine richtige Berufskollegin vor mir zu haben."

Seine frische, offene Weise, die in keinem Augenblick den Eindruck dreister Aufdringlichkeit machte, belustigte sie ganz unverkennbar.

„Da Sie so scharfsinnig sind, mein Herr, darf ich wohl nicht widersprechen. Unter Kollegen aber kann man ganz aufrichtig sein, und nachdem Sie das Blatt nun doch einmal gegen meinen Willen gesehen haben, bitte ich

Sie, mir ehrlich und ungeschminkt Ihre Meinung darüber zu sagen."

Sie hielt die Mappe wieder auf den Knieen, und er mußte dicht hinter sie treten, um die Zeichnung genau zu betrachten. Ein paar Minuten lang verharrte er schweigend; dann begann er seine Kritik, ernst und eingehend, so wie ein Meister die Arbeit seines Schülers kritisiert. Mit Wärme wiederholte er das neidlose Lob, das schon in seiner vorigen Aeußerung gelegen hatte, aber er hielt in Bezug auf verschiedene Einzelheiten auch mit seinem Tadel nicht zurück, und dabei wurde es zuletzt ganz unvermeidlich, daß er über ihre Schulter hinweg mit seiner Hand diese oder jene bedenkliche Stelle bezeichnete. Als die junge Künstlerin, die seinen Worten schon nach den ersten allgemeinen Bemerkungen mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, einmal rasch nach dem Stift griff, um auf der Stelle die von ihm gewünschte Aenderung vorzunehmen, berührten ihre weichen, warmen Finger unversehens die seinigen — und da war es mit der Lektion auf einmal zu Ende.

Bestürzt, als ob er ein schweres Unrecht begangen hätte, trat Selbitz um einen Schritt zurück, und die unbekannte Kollegin begann plötzlich mit tief gesenktem Kopf überaus eifrig an ihrer Zeichnung zu wischen. Die jäh eingetretene Stille aber mußte ihr doch noch peinlicher sein als ihm, denn sie war es, die nach einer kleinen Weile zuerst wieder das Wort ergriff.

„Ich danke Ihnen für die freundliche Unterweisung, mein Herr! Sie sehen nun doch wohl ein, daß es mit meiner Künstlerschaft noch nicht weit her ist."

„Im Gegenteil — es ist da einiges in Ihrer Zeichnung, um das ich Sie beneide. Und wenn Sie nicht etwa schon heute oder morgen Ihren Stab weitersetzen, werde ich Ihnen mit Ihrer Erlaubnis Gelegenheit

geben, mir jeden Tadel doppelt und dreifach zurückzuzahlen."

„Auch Sie haben sich also die Umgebung von Reimsbach für Ihre Studien ausgesucht?"

Selbitz war offenbar glücklich, daß sie sich geneigt zeigte, die Unterhaltung weiterzuführen. Er schwang sich — jetzt in respektvoller Entfernung von seiner reizenden Kollegin — auf eine der verwitterten Zinnen und gab ihr von diesem luftigen Sitz herab Antwort auf ihre letzte Frage.

„Ich wäre, ehrlich gesagt, niemals darauf verfallen, wenn mir nicht einer meiner besten Freunde die malerischen Reize seiner engeren Heimat mit den glühendsten Farben geschildert hätte. Ich bin nicht ohne gelinde Zweifel seinem Rate gefolgt; aber schon dieser erste Morgen hat mich überzeugt, daß ich es nicht zu bereuen habe. Freund Holmfeld hat mir wahrlich nicht zu viel verheißen."

Die junge Dame hob mit einer schnellen, fast ungestümen Bewegung den Kopf. „Holmfeld — sagen Sie? Doch nicht Bernhard v. Holmfeld?"

„Allerdings," bestätigte Selbitz in neuer Ueberraschung. „Sie kennen ihn also auch, mein Fräulein?"

„O — ich — ich glaube einem Herrn dieses Namens begegnet zu sein. Aber vielleicht ist es doch nicht derselbe, von dem Sie sprechen. Sie nannten ihn Ihren Freund?"

„Und ich glaube, einige Berechtigung dazu zu haben. Wir sind während des ganzen letzten Winters Ateliernachbarn gewesen und haben dabei gute Kameradschaft geschlossen. Wenn Ihr Holmfeld ein lieber, prächtiger, kernfester Bursche war, so ist er sicher der nämliche, den ich meine."

Die Malerin lächelte wieder, und dabei traf das Antlitz ihres Kollegen ein so freundlicher Blick, daß es Selbitz ganz warm ums Herz wurde.

„Die Beschreibung ist doch vielleicht etwas zu allgemein

gehalten. Wenn ich volle Gewißheit erhalten soll, müssen Sie mir schon noch einiges Nähere von Ihrem Freunde erzählen."

„Nun, eine eingehende Biographie kann ich Ihnen leider nicht geben; denn Holmfeld liebt es nicht, viel von seinen persönlichen Verhältnissen zu reden, und ich bin in diesem Punkte ganz und gar nicht neugierig. So viel nur weiß ich, daß er bis vor kurzem Offizier war und daß ihn der Entschluß, sich ganz der Malerei zu widmen, mit seiner Familie entzweit hat."

„Ah! Und er ist natürlich infolgedessen sehr ungehalten auf diese Familie?"

„Keineswegs! Wenn er je einmal von seinem Vater spricht, thut er es stets mit dem Ausdruck herzlichen Bedauerns über die eingetretene Entfremdung. Ich aber für meine Person bin fest überzeugt, daß es ein Glück für ihn war, von seiner Krautjunkersippschaft loszukommen. In der Atmosphäre engherziger Standesvorurteile und beschränkten Kastengeistes kann eine wahre Künstlernatur nie gedeihen."

Die junge Malerin war plötzlich wieder sehr eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt. Es vergingen wohl ein paar Minuten, ehe sie sagte: „Ich weiß nach Ihren Andeutungen doch nicht, ob wir dieselbe Persönlichkeit im Sinne haben. Aber Ihr Freund hat da jedenfalls einen sehr folgenschweren Schritt gethan. Halten Sie denn sein Talent wirklich für so stark, daß die Preisgabe einer aussichtsreichen Laufbahn dadurch gerechtfertigt wurde?"

„Sein Talent? O, mein Fräulein, Holmfeld ist viel mehr als ein Talent — er ist ein Genie!"

Und ohne in seinem Freundschaftseifer daran zu denken, daß die Verherrlichung eines Menschen, den sie nach ihrer letzten Erklärung gar nicht zu kennen schien, der jungen Dame vermutlich sehr uninteressant, wenn nicht

gar ein wenig lächerlich war, sprach er von den Fähigkeiten, Leistungen und glänzenden Zukunftsaussichten seines Ateliernachbarn mit einer Beredsamkeit und einem Feuer, wie wenn er selbst an den künstlerischen Erfolgen dieses Holmfeld das größte persönliche Interesse hätte. Erst als er offenbar alles erschöpft hatte, was er zu seinem Lobe zu sagen wußte, kam ihm das Wunderliche seines Eifers zum Bewußtsein, und er lachte, den Strom seiner Rede unterbrechend, fröhlich auf.

„Nun haben Sie mich gewiß im Verdacht, daß ich mit meinen Freunden prahlte, um einen kleinen Abglanz ihres Ruhmes auch auf meine Wenigkeit fallen zu lassen. Einem anderen an meiner Stelle würde sicher etwas viel Interessanteres eingefallen sein, Sie zu unterhalten."

Noch einmal streiften ihn die braunen Augen mit einem warmen, wie es ihn zu seinem Erstaunen bedünken wollte: dankbaren Blick.

„Ich war mit der Art, wie Sie mich unterhalten haben, vollkommen zufrieden, Herr Selbitz! Sie haben mich in dieser halben Stunde zweimal zu Ihrer Schuldnerin gemacht."

Sie erhob sich jetzt, um ihre Gerätschaften zusammenzupacken und sich zum Aufbruch zu rüsten.

„Sie wollen schon gehen, mein Fräulein? Ich habe Sie also doch vielleicht vertrieben?"

„Nein, nein, durchaus nicht. Aber ich bin an eine bestimmte Stunde für meine Heimkehr gebunden und habe mich fast schon verspätet."

„Ihre Zeichnung beweist mir, daß Sie heute nicht zum erstenmal auf diesem Turme sind. Fürchten Sie sich denn gar nicht, so ganz allein hier herauf- und wieder hinunterzuklettern?"

Sie schüttelte lachend den Kopf. „Nicht im geringsten! Ich bin eine gute Turnerin, und die Leitern sind ganz

zuverlässig. Man müßte schon hervorragend ungeschickt oder unvorsichtig sein, um hier Schaden zu nehmen."

Und als wollte sie ihm gleich durch den Augenschein beweisen, wie wenig sie sich fürchte, stieg sie durch die viereckige Bodenöffnung, die nur eben breit genug, einen Menschen durchzulassen, in die Dämmerung des Turminnern hinab. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als mit seinem Malkasten hinterdrein zu klettern, ohne daß er ihr auch nur den geringsten Beistand hätte leisten können.

Ein paarmal auf dem bedenklichen Wege mahnte er sie zur Vorsicht, wenn sie gar zu schnell die steilen Leitern hinabstieg; aber sie antwortete ihm nur mit leisem, fröhlichem Lachen und hatte denn auch wirklich die Genugthuung, mit einem tüchtigen Vorsprung unten anzulangen. Aber sie entwischte ihm nicht, wie er es gefürchtet hatte, sondern wartete draußen an der kleinen Pforte auf sein Erscheinen.

„Wenn die Thür immer offen bleibt, hat dies Verbot in der That herzlich wenig Bedeutung," sagte Selbitz, auf die warnende Tafel deutend, „und der Besitzer des Turmes hätte sich's ersparen können."

„Die Pforte wird, wie ich glaube, zuweilen auch verschlossen. Aber die Ruine liegt so weit ab von der gewöhnlichen Touristenstraße, und es kommt so selten ein Fremder hier herauf, daß man diese Maßregel neuerdings wohl für überflüssig hält. Sie sind seit Wochen der erste, der sich hierher verirrt hat."

„Und ich danke dem Himmel für den Zufall, der es so fügte," wollte er sagen; aber er fürchtete, daß sie ihm die Kühnheit verübeln könnte, und behielt es für sich. Als sie die Stelle erreicht hatten, wo sich, von dem schmalen Pfade kaum erkennbar, ein wenig betretener Seitenweg abzweigte, blieb das junge Mädchen stehen.

„Ich vermute, daß Sie unten in Reimsbach Quartier genommen haben, Herr Selbitz."

„Ja, beim Krugwirt Gottwalt. Die Unterkunft ist nicht gerade glänzend, aber für einen fahrenden Künstler immer noch gut genug."

„So müssen Sie diesen Weg einschlagen. Er ist nicht nur der kürzeste, sondern er führt auch durch den sogenannten Freudengrund, den malerischesten Winkel der ganzen Gegend."

Aber für Rudolf Selbitz hatte die Aussicht auf ein schönes Motiv in diesem Augenblick gar nichts Verlockendes. „Es ist nicht Ihr Weg, wie ich sehe. Wollen Sie mir nicht gestatten, Sie noch ein Stückchen zu begleiten?"

Die Malerin zauderte ein wenig; dann sah sie offen und freundlich zu ihm auf. „Sie dürfen mir nicht böse sein, wenn ich Sie bitte, darauf zu verzichten. Ich thue es nicht, weil mir Ihre Gesellschaft unangenehm wäre. Aber ich — ich — nun, es geht eben nicht gut, Herr Selbitz."

Es war etwas so Herzliches im Klang ihrer Stimme wie in dem Ausdruck ihrer schönen braunen Augen, daß er trotz seiner Betrübnis über die abschlägige Antwort nicht den Empfindlichen spielen konnte.

„Wenn es so ist, muß ich mich wohl fügen; aber ich sage Ihnen nicht lebewohl, Sankt Lukas kann zweie von seiner Gilde nicht inmitten dieses Urwaldes zusammengeführt haben, damit sie sich gleich wieder für alle Ewigkeit verlieren. Also auf Wiedersehen, nicht wahr?"

„Ja, wenn es Sankt Lukas so will!" erwiderte sie lächelnd. Und dann, während ihr Selbitz eine Verbeugung machte wie einer Prinzessin, nickte sie ihm noch einmal freundlich zu und eilte leichtfüßig auf dem Wege dahin, der zu seinem tiefen Bedauern nicht auch der seinige sein durfte.

2.

Wenn es die unbekannte Kollegin dem gütigen Schutzpatron alles malenden Volkes überlassen hatte, eine etwaige nochmalige Begegnung zwischen ihr und Selbitz herbeizuführen, so hatte sie es ihm jedenfalls nicht allzu schwer gemacht, sich dieser Aufgabe zu entledigen. Denn als der junge Mann am nächsten Vormittag um dieselbe Stunde seinen lockigen Kopf durch die Bodenöffnung in der Plattform des alten Turmes steckte, saß sie wieder mit ihrer Zeichenmappe im Schatten der Brustwehr und erwiderte seinen heiteren Gruß, ohne sich über sein Erscheinen bestürzt oder mißvergnügt zu zeigen. Selbitz hatte diesmal die Staffelei und den Malkasten zu Haus gelassen; aber er brachte ein Skizzenbuch mit und bat feierlich um die Erlaubnis, hier oben gleichfalls einige Studien machen zu dürfen.

„Ich habe so wenig ein Recht es zu gestatten, als ich es Ihnen verbieten kann,“ lautete ihre Antwort. „Wäre es anders, so würde ich zur Bedingung machen, daß Sie mir zuvor Ihr Skizzenbuch zeigen.“

Natürlich war er sofort bereit, sich dieser milden Bedingung trotzdem zu unterwerfen, und die junge Kollegin vertiefte sich mit unverkennbarem Vergnügen in die Betrachtung der flott hingeworfenen landschaftlichen und figürlichen Studien. Selbitz war an ihre Seite getreten, wenn er es auch taktvoll vermied, ihr zu nahe zu kommen, und gab in seiner treuherzig liebenswürdigen Weise die Erläuterungen, deren es hie und da bedurfte.

Ganz unmerklich glitten sie dabei in ein ernsthaftes Gespräch über seine künstlerischen Ansichten und Ziele hinein, und die Fragen, welche sie ihm stellte, zeugten von so viel Verständnis und wirklicher Teilnahme, daß er ihr freimütig immer tiefere Einblicke in seine Ideenwelt ge-

währte. Es gab heute keine Verlegenheitspausen, wie sie sich gestern zuweilen eingestellt hatten, und auch später, als er mit seinem Skizzenbuche emsig zeichnend auf der anderen Seite der Plattform saß, plauderten sie unbefangen weiter wie zwei gute alte Bekannte. Ohne daß er selber eigentlich hätte sagen können, wodurch er dazu bestimmt worden war, hatte ihr Selbitz schlicht und ehrlich die einfache Geschichte seines Lebens erzählt. Sie wußte jetzt, daß er armer Leute Kind war und daß er hart hatte kämpfen müssen, um sich eine gute allgemeine Bildung anzueignen und sich die Pforten der Akademie zu erschließen. Auch heute noch war er mit irdischen Gütern wenig gesegnet, denn er hatte nicht den Ehrgeiz, sich jede künstlerische Modeströmung zu nutze zu machen. Ohne zu große Sorge um die Nahrung und Notdurft des kommenden Tages ging er in ruhigem Vertrauen auf das eigene Können den einmal gesteckten Zielen nach, und es war etwas unwiderstehlich Ueberzeugendes in seiner gelassenen Zuversicht, daß er sie früher oder später gewiß erreichen würde.

Angesichts seiner rückhaltlosen Offenheit und bei dem ungekünstelten Interesse, das sie für seine Mitteilungen an den Tag legte, hätte Selbitz wohl eigentlich erwarten dürfen, daß auch die junge Kollegin ihm einiges über ihre Verhältnisse offenbaren oder ihm wenigstens ihren Namen nennen würde. Aber es verstimmte ihn nicht, daß sie es unterließ. Er war ersichtlich vollkommen zufrieden, hier oben bei ihr sitzen und mit ihr plaudern zu dürfen, und keine indiskrete Frage, keine Andeutung, die sie vielleicht hätte in Verlegenheit setzen können, kam über seine Lippen. Im Fluge gingen die Viertelstunden dahin, und als die Malerin das Seidenpapier über ihre Zeichnung legte, um die Mappe zu schließen, fragte Selbitz ganz erschrocken: „Wie? Ist es wirklich schon Zeit?“

„Ich habe beinahe eine Stunde zugegeben," erwiderte sie, „und ich werde vielleicht schon eine Notlüge ersinnen müssen, um mein langes Ausbleiben zu erklären."

Sie errötete, als sie sah, wie freudig und dankbar es bei diesem Geständnis in seinem Gesicht aufleuchtete. Eine Hilfe beim Abstieg ließ sie sich auch diesmal nicht von ihm leisten, und an der Wegkreuzung blieb sie wie gestern stehen. Selbitz hatte sich vorgenommen, der schnellen Verabschiedung heute einen lebhafteren Widerstand entgegenzusetzen. Aber als ihn die braunen Augen dann wieder so freundlich bittend ansahen, fügte er sich doch gehorsam wie ein Kind. Und die Belohnung blieb nicht aus; denn zum erstenmal reichte ihm beim Lebewohl die junge Kollegin ihre Hand, und es war wohl keine Täuschung gewesen, wenn er geglaubt hatte, einen ganz leisen Druck der schlanken Finger zu spüren. Glückseliger noch als gestern stieg Selbitz an diesem Morgen in den Freudengrund hinab, und unter einer breitästigen Linde in Vater Gottwalts Wirtshausgarten schrieb er selbigen Tages an seinen Freund Holmfeld eine Postkarte, darauf es zum Schlusse hieß:

„Dafür, daß Du mich nach Reimsbach geschickt hast, bin ich Dir von ganzem Herzen dankbar. Ich habe all meine Lebtage nichts Lieblicheres gesehen, und wenn ich hier nicht zu einem großen Künstler werde, so werde ich's überhaupt nicht, das ist ganz gewiß!"

— — — — — — — — — — — —

Am Abend ging ein schweres Gewitter nieder, und auch als es vorüber war, blieben die Berggipfel in trübe Regenwolken gehüllt. Sorgenvoll blickte Selbitz wohl hundertmal zu dem grauen Himmel empor; denn der Gedanke, daß die unbekannte Kollegin durch schlechtes Wetter verhindert werden könnte, morgen auf den Turm zu kommen, machte ihn vollständig melancholisch. Die

Sonne aber meinte es offenbar gut mit den beiden jungen Menschenkindern; denn sie strahlte am nächsten Morgen wieder hell und goldig vom lichtblauen Himmel hernieder, und die gereinigte Atmosphäre erschien noch würziger und erquickender als an den vorhergegangenen Tagen.

Trotzdem wären Selbitz' Hoffnungen um ein Haar getäuscht worden. Wohl stieg die junge Dame mit ihrer Zeichenmappe in früher Morgenstunde bergan; aber als sie zu der Stelle gekommen war, wo sich der schmale, kaum erkennbare Pfad nach der Ruine abzweigte, hielt sie eine kleine Weile zaudernd inne, um dann in der anderen Richtung weiterzugehen. Ein nachdenklicher, fast wehmütiger Ausdruck lag dabei auf ihren Zügen. Offenbar war sie nicht ohne Kampf zu diesem Entschlusse gelangt, und es hatte nicht den Anschein, als ob der Sieg, den sie endlich über eine gewisse süße Lockung in ihrem Herzen davongetragen, sie mit besonderer Genugthuung erfüllte. Je weiter sie sich von der Wegkreuzung und dem alten Turme entfernte, desto langsamer wurde ihr Schritt, und zuletzt blieb sie abermals stehen, um ein Margaretenblümchen, das sie zu ihren Füßen erspäht hatte, als Orakel zu befragen. Ein Lächeln huschte um ihre Lippen, als ihre rosigen Fingerspitzen das letzte Blütenblatt abgezupft hatten. Diesmal mußte die Entscheidung in einem anderen Sinne gefallen sein, denn sie wanderte jetzt leichtfüßig desselben Weges zurück, den sie gekommen war, und zauderte an der bedeutsamen Stelle nicht mehr, die wohlbekannte Richtung nach dem grauen, verwitterten Gemäuer einzuschlagen. Es war ja unzweifelhaft eine höhere Gewalt, die es so bestimmte, und am Ende hätte es wenig gefrommt, sich ihr zu widersetzen.

Der Maler, der seine junge Kollegin wohl nicht so frühe hier oben vermutete, war noch nicht da, und sie machte sich, als sie die Höhe des Turmes erreicht hatte,

mit ehrlichem Eifer an ihre Arbeit, die dank seiner Anweisungen jetzt ein vielfach verändertes Aussehen gewonnen hatte. Ein paar Viertelstunden waren ihr dabei so rasch verflogen, als ihr feines Ohr das verräterische Knarren der Leitern unter einem Menschentritt vernahm. Die durch das wohlwollende Blumenorakel eingeschläferte Stimme des Gewissens schien sich jetzt doch von neuem zu regen; denn es flammte heiß in ihrem Antlitz auf, und sie wandte hastig den Rücken gegen die Bodenöffnung, damit der Ankömmling ihr Erröten nicht gewahre.

Jetzt war er oben und mußte dicht hinter ihr stehen, denn sie hörte deutlich das Geräusch seines schnellen Atmens. Aber sie wartete vergebens auf den gewohnten fröhlichen Morgengruß, und plötzlich überkam sie, die Furchtlose, ein so herzbeklemmendes Gefühl der Bangigkeit, daß sie sich mit ganz verstörter Miene nach dem Schweigsamen umdrehte.

Und ein halblauter Ausruf unmutiger Ueberraschung kam dabei von ihren Lippen. Denn der da vor ihr stand, war nicht Rudolf Selbitz, sondern ein schlanker, dunkelbärtiger junger Mann im grünen Försteranzuge. Sein hageres Gesicht war von scharfem, kühnem Schnitt, und seine schwarzen Augen loderten in einem heißen, fast unheimlichen Feuer unter den starken, buschigen Brauen.

Als ihm die junge Dame ihr Antlitz zuwandte, zog er respektvoll seinen Hut, aber der verzehrende Blick, der unverwandt auf ihr ruhte, stand in einem auffallenden Gegensatz zu seiner ehrerbietigen Haltung.

„Sie sind es, Herr Müllner," sagte die Malerin mit einem merklichen Klang von Unwillen in der Stimme. „Wie Sie mich erschreckt haben! Gehört es denn neuerdings zu Ihren Obliegenheiten, auch die Ruine des Freudenschlosses zu inspizieren?"

„Ich sah die Thür offen stehen, gnädiges Fräulein,

und ich vermutete, daß sich ein Unbefugter eingeschlichen haben könnte. Wenn ich Sie erschreckt habe, so bitte ich um Verzeihung."

In seinen Worten zitterte eine mühsam verhaltene Erregung, die schlecht zu ihrem Inhalt stimmen wollte. Die junge Dame sah ihn verwundert, vielleicht etwas hochmütig an. Dann neigte sie den Kopf wie zum Zeichen, daß die Sache nunmehr für sie erledigt sei, und fuhr in ihrer Arbeit fort. Aber der andere machte trotz der deutlichen Verabschiedung nicht Miene, sich zu entfernen. Kaum zwei Schritte von ihr entfernt, blieb er regungslos stehen.

„Nun?" fragte das junge Mädchen nach einer kleinen Weile, diesmal, ohne von der Zeichnung aufzublicken. „Wünschen Sie mir vielleicht noch etwas zu sagen?"

Als hätten diese Worte einen Bann gebrochen, der so lange lähmend auf ihm gelegen, reckte sich der andere plötzlich aus seiner unterwürfigen Haltung auf. Ein Ausdruck wilder Entschlossenheit ließ die Züge seines mageren Antlitzes noch schärfer und düsterer werden. Er warf seinen Hut auf den Boden und trat dicht an die Sitzende heran.

„Ja, ich will Ihnen etwas sagen, Fräulein Hildegard — ich will Ihnen sagen, daß ich so nicht weiterleben kann, ohne wahnsinnig zu werden."

Sie ließ die Hand mit dem Zeichenstift sinken und hob in fassungslosem Erstaunen den Kopf. Als sie die seltsame Veränderung auf seinem Gesicht wahrnahm, sprühte es zornig in ihren Augen auf.

„Mir scheint beinahe, daß Sie es bereits sind," erwiderte sie stolz und verweisend. „Wie kommen Sie dazu, gerade mir eine solche Mitteilung zu machen?"

„Als wenn Sie es nicht recht gut wüßten! Es ist ja unmöglich, daß Sie keine Ahnung von meinem Seelenzustande haben sollten — unmöglich, daß Sie die Vergangenheit so ganz vergessen haben."

„Ich verstehe Sie immer weniger. Was für eine Vergangenheit ist es, von der Sie reden?"

„So gedenken Sie wirklich der Zeit nicht mehr, da man mich auf Neuhaus für würdig hielt, Ihren Kameraden und Beschützer zu machen? Es ist Ihrem Gedächtnis entschwunden, daß damals eine — eine sehr innige Freundschaft zwischen uns bestand?"

„Wenn Sie damit auf eine Zeit Bezug nehmen, wo Sie ein halbwüchsiger Junge waren und ich ein kleines Mädchen, so kann ich Ihre Frage verneinen. Aber ich weiß nicht, was uns diese sonderbaren Kindheitserinnerungen sollen, Herr Müllner."

„Natürlich, Sie wissen es nicht. Denn heute bin ich nur noch ein gewisser Müllner, ein armseliger Privatförster, der Diener Ihres Vaters, ein Mensch, der überhaupt kaum das Recht hat, ein Herz zu besitzen. Wahrhaftig, ich wollte, der Herr Baron hätte vor zwanzig Jahren den Sohn des verunglückten Seiltänzers im Straßengraben umkommen lassen, statt ihn großmütig seinem Verwalter zur Erziehung zu übergeben. Ich weiß ihm keinen Dank mehr für seine Güte."

„Ob Sie meinem Vater dankbar sind oder nicht, ist eine Frage, die Sie allein mit Ihrem Gewissen abzumachen haben. Mich kümmert es nicht, und ich muß Sie ersuchen, diese unpassende Scene zu enden."

Für einen Moment schien es wirklich, als ob ihre Entschiedenheit ihn bestimmen würde, dem Befehl zu gehorchen. Die weißen Zähne tief in die Unterlippe drückend, wandte er sich zum Gehen; aber noch ehe er den Fuß auf die erste Leitersprosse gesetzt hatte, wurde er wieder anderen Sinnes.

„Und wenn ich nun trotz meiner dienenden Stellung auch ein Mensch von Fleisch und Blut wäre wie Sie und Ihre vornehmen Standesgenossen, Fräulein v. Holmfeld?

Wenn jene Jugendfreundschaft für mich etwas anderes wäre, als nur eine thörichte, abgethane Kinderei, würde ich dann wirklich ein so todeswürdiges Verbrechen begehen, indem ich es Ihnen sage?"

Seine Stimme bebte, obwohl er sich bemühte, ihr einen ironischen Klang zu geben. Das junge Mädchen lehnte die Zeichenmappe an die Mauer und stand auf.

„Sie können nicht im Ernst erwartet haben, daß ich Ihnen darauf antworten werde. Da aber meine Bitte nicht genügte, so befehle ich Ihnen jetzt, mich auf der Stelle zu verlassen."

Das Blut stieg ihm ins Gesicht, doch unmittelbar darauf wurde er leichenblaß. „So recht, mein gnädiges Fräulein! Man braucht dem verwegenen Knecht ja nur die Herrin zu zeigen, um ihn in seine Schranken zurückzuweisen. Aber Sie übersehen, daß es auch im Dasein eines Knechtes Augenblicke geben kann, wo er alles vergißt, seine eigene Niedrigkeit wie die unnahbare Hoheit seiner Gebieterin — Augenblicke, wo er sich an nichts anderes mehr erinnert als daran, daß sie ein Weib ist und er ein Mann. Fürchten Sie nicht, daß ein solcher Moment in meinem Leben gerade jetzt gekommen sein könnte?"

„Sie sind wahnwitzig oder betrunken. Wenn Sie nicht Ihre ganze Zukunft freventlich aufs Spiel setzen wollen, so gehen Sie unverzüglich!"

„Meine Zukunft? Welche Macht besitzest du denn, Mädchen, sie zu zerstören? Dein Vater kann mich aus seinem Dienst jagen, das ist alles! Und ich bin nicht naiv genug, um zu bezweifeln, daß mir dieses Aeußerste jetzt schon gewiß ist. Aber wenn ich schon meine Entlassung haben soll, so will ich sie mir auch rechtschaffen verdienen. Einmal wenigstens will ich dich in meinen Armen halten — einmal wenigstens sollst du erfahren, daß

der Sohn des Vagabunden nichts anderes ist als deine hochgeborenen Verehrer. Ich liebe dich, Mädchen, liebe dich bis zur Raserei — und ich will doch sehen, wer mir's hier oben verwehrt, dich zu küssen."

In seinem zuckenden, von unsinniger Leidenschaft entstellten Gesicht mußte die Geängstigte lesen, daß es ihm ernst war mit jedem seiner Worte. Sie war vor ihm zurückgewichen bis an die steinerne Brustwehr, und sie machte einen letzten Versuch, ihn durch ihre stolze, gebieterische Haltung an einer That des Wahnsinns zu hindern.

„Zurück!" rief sie ihm mit erhobener Stimme zu. „Sie sind verloren, wenn Sie mich anzurühren wagen."

„Und wenn ich den Tod dafür erleiden müßte, jetzt gilt mir alles gleich. Bin ich dann doch wenigstens einmal in meinem verpfuschten Leben glücklich gewesen!"

Er wollte sie an sich reißen, und wenn es ihr auch durch eine behende Bewegung diesmal noch gelang, sich ihm zu entziehen, so war das Ende des ungleichen Kampfes in diesem winzigen Rund, das der Angegriffenen nirgends eine Möglichkeit des Entfliehens bot, doch nur zu sicher vorauszusehen. Sie stieß einen gellenden Hilferuf aus, ohne Hoffnung, daß er das Ohr eines hilfsbereiten menschlichen Wesens erreichen würde, und sie raffte zugleich den leichten Feldstuhl auf, um sich seiner als Verteidigungswaffe zu bedienen.

Da aber — im Augenblick der höchsten Not — erschien ihr ein Retter, dessen urkräftiges Eingreifen die Situation mit einem Schlage gründlich veränderte. Zwei muskulöse Männerarme, die seinen Oberkörper wie mit stählernen Reifen umschlangen, hatten den Förster von hinten erfaßt, hatten ihn wohl einen Fuß hoch über den Boden erhoben und schleuderten ihn dann so wuchtig gegen die Mauer, daß er mit dumpfem Aufschlagen wie eine leblose Masse niederstürzte.

„Dem Himmel sei Dank, ich kam wenigstens noch zur rechten Zeit!" stieß Rudolf Selbitz aus keuchender Brust hervor, indem er einen funkelnden Blick auf den am Boden Liegenden warf. „Fürchten Sie nichts mehr von diesem Unverschämten, der es wagte, Sie zu überfallen. Ich bin zu Ihrem Schutze da."

Schwer atmend stand die Gerettete ihm gegenüber. Ein heftiges Zittern ging über ihren Körper, und noch war sie keines Wortes mächtig.

„Erlauben Sie mir jetzt, Sie hinunterzugeleiten," fuhr er fort. „Wenn auch der Bursche da ganz unschädlich ist, solange er sich im Bereich meiner Fäuste befindet, möchte ich es Ihnen doch schon der fatalen Erinnerung wegen empfehlen, den Turm jetzt zu verlassen. Sie sind durch den Schreck sehr angegriffen."

Sie machte eine zustimmende Bewegung, und Selbitz nahm ihre Mappe auf. Aber als er sie dann beim Betreten der Leiter stützen wollte, lehnte sie seinen Beistand ab.

„Ich bin sehr gut im stande, allein zu gehen," flüsterte sie, „aber ich fürchte mich, den Förster hinter uns zu lassen. Er ist in seiner Leidenschaft zu allem fähig, und auf den schmalen Leitern würden Sie sich vielleicht nicht gegen ihn verteidigen können."

Der Maler trat zu dem unbeweglich Daliegenden und beugte sich über ihn herab.

„Seien Sie unbesorgt, Fräulein!" versicherte er, als er sich wieder aufgerichtet hatte. „Er ist mit dem Kopf gegen die Brüstung geschlagen und hat, wie es scheint, einen heilsamen Denkzettel erhalten. Gar so schnell dürfte er noch nicht aus seiner Ohnmacht erwachen. Aber wenn Sie wirklich stark genug sind, den bedenklichen Abstieg ohne meine Hilfe zu machen, so werde ich selbstverständlich hier oben bleiben, bis Sie sicher den Boden erreicht haben."

Dagegen aber protestierte sie nun mit Entschiedenheit.

„Nein, nein! Es war ja nicht meinetwegen, daß ich mich ängstigte, den schrecklichen Menschen in unserem Rücken zu wissen. Wenn Sie glauben, daß er bewußtlos ist, so lassen Sie uns lieber zusammen gehen."

Und da er sie noch einmal in seiner überzeugend zuversichtlichen Art über diesen Umstand beruhigte, stiegen sie wirklich gemeinsam von der luftigen Höhe zur Erde hinab. Ganz so sicher, wie sie es vorhin behauptet hatte, war die junge Dame doch noch nicht auf den Füßen. Von dem zweiten Stiegenabsatz an, als die Gefahr einer Verfolgung durch den Förster völlig ausgeschlossen schien, mußte Selbitz vorangehen, um ihr seine beiden Hände reichen und sie stützen zu können. Und auf der untersten Leiter, als sie nur noch wenige Stufen hinabzusteigen hatte, verließ sie auch der letzte Rest ihrer Kraft. Wie ein Fieberschauer schüttelte es sie, und laut aufschluchzend mußte sie beide Arme um seinen Nacken schlingen, da sie sonst unfehlbar zu Boden gesunken wäre.

3.

Wie es geschehen war und wessen Lippen zuerst die des anderen gesucht hatten, keines von ihnen hätte es sagen können. Aber es war jedenfalls eine unumstößliche, vollendete Thatsache, daß sie sich geküßt hatten — nicht einmal und schüchtern wie spielende Kinder, sondern unzähligemal, mit heißen, glühenden Küssen, wie nur die sehnsüchtige Liebe jugendlicher Menschenwesen sie giebt und empfängt. Dann waren sie auf dem schmalen Pfade weitergegangen, Seite an Seite geschmiegt, und noch völlig befangen von ihrem jungen, wie in einem wonnigen Traume auf sie herniedergesunkenen Glück.

Was sie einander dabei mitzuteilen hatten, nur ihre Augen waren es, die es sich sagten, und nun huschte ein

liebenswürdig schalkhaftes Lächeln über das Antlitz des Malers, da er, plötzlich stehen bleibend, das beredte Schweigen brach: „Ist es nicht wie ein richtiges, romantisches Waldmärchen? Ich habe mir aus der alten Burg ein holdes Lieb geholt und weiß doch noch nicht einmal seinen Namen zu nennen. Soll ich auch jetzt nicht erfahren, aus welchen Königs Reich meine verzauberte Prinzessin stammt?“

Sein Arm hatte sie noch zärtlicher an sich ziehen wollen; da aber riß sie sich von ihm los und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Mein Gott,“ schluchzte sie, „was habe ich gethan! O, wie Sie mich verabscheuen — wie Sie mich verachten müssen!“

Ihre so jäh ausbrechende Verzweiflung setzte ihn wohl in Erstaunen, aber sie konnte die sonnige Glückseligkeit nicht von seinem Antlitz scheuchen.

„Verabscheuen? Verachten? Puh, was das doch für grausliche Worte sind! Und das alles, weil meine Waldelfe mir nicht länger verheimlichen konnte, daß sie mir gut ist?“

Ohne zu ihm aufzusehen, schüttelte sie den Kopf. „Nein, nein, nicht deshalb. Aber ich habe Sie belogen. Ich hätte den Irrtum längst zerstören müssen, in dem Sie sich über meine Person befanden. Ich bin nicht das, wofür Sie mich halten. Ich bin Bernhard v. Holmfelds Schwester.“

Diese Enthüllung schien dem Maler offenbar nichts anderes als eine neue Freudenbotschaft. „Aber das ist ja prächtig, herrlich! Das ist ja das Allerschönste, was mir widerfahren konnte. Wie wird Holmfeld jubeln, wenn er das erfährt!“

Jetzt schlug Hildegard die Augen mit einem so großen, erstaunten Blick zu ihm auf, als fürchte sie, daß er sich

über sie lustig machen wolle. Der strahlende Ausdruck ehrlicher Freude in seinen Zügen mußte freilich sofort jeden Zweifel verscheuchen.

„Mein Bruder wird vielleicht damit einverstanden sein," sagte sie leise, „er ist ja Ihr Freund. Aber mein Vater —"

„Ah, wahrhaftig, das hatte ich vergessen. Der alte Kraut—, Pardon, der alte Herr wird sich vermutlich einen vornehmeren Schwiegersohn gewünscht haben, als ich es zur Stunde noch bin. Nun, was thut's! Ich fürchte mich nicht, den Kampf mit seinen Vorurteilen aufzunehmen. Schließlich muß er ja doch nachgeben. Nicht wahr, mein Lieb?"

Sie hatte den Kopf sinken lassen und eine tiefe Niedergeschlagenheit klang aus ihren Worten, da sie nach einer kleinen Weile sagte: „Ich darf Sie nicht noch einmal belügen. Nein, er wird das niemals zugeben — niemals!"

Selbitz erfaßte ihre Hand und zog sie neben sich auf einen moosigen Felsblock nieder, der ein paar Schritte vom Wege zwischen den Bäumen lag. Sein sprudelnder Uebermut war verflogen, aber die alte, frohmütige Zuversicht war doch auch jetzt im Ton seiner Rede.

„Es ist selbstverständlich, daß du deinen Vater besser kennst als ich, der ich mir nur aus deines Bruders kurzen Andeutungen ein nebelhaftes Bild von ihm zu konstruieren vermag. Dafür aber kenne ich nun wieder mich selbst besser als du mich bis jetzt kennen kannst, mein Lieb! Und ich denke, an hartköpfiger Beharrlichkeit gebe ich dem alten Herrn nicht viel nach. Außerdem bin ich stärker als er; denn ich habe die gute Sache auf meiner Seite und befinde mich in der Ueberzahl gegen ihn."

„In der Ueberzahl?" fragte sie, schon halb angesteckt von seinem hoffnungsfreudigen Mute, und er führte die

kleine Hand, die er noch immer festhielt, zärtlich an seine Lippen.

„Habe ich denn nicht zur Bundesgenossin — dich, die unbekannte Waldfee, deren eigentlichen Namen ich, wie es scheint, niemals erfahren werde —"

„Ich heiße Hildegard," flüsterte sie verschämt, und der Maler küßte sie für dies Geständnis mit so feuriger Dankbarkeit, als ob sie ihm das köstlichste Geschenk gemacht hätte, dann aber wurde er ganz ernsthaft.

„Daß uns der Herr Baron v. Holmfeld morgen schon den Verlobungsschmaus ausrichten werde, glaube ich natürlich auch nicht. Denn — ehrlich gesprochen — ich würde mich an seiner Stelle wahrscheinlich ebenfalls bedenken, es zu thun. Dem ersten besten hergelaufenen Farbenkleckser, der erst noch den Nachweis erbringen soll, daß er in seinem Handwerk was Rechtes leisten kann, wirft man ein solches Kleinod nicht ohne weiteres in den Schoß. Wenn ich also nachher vor ihn hin trete, so werde ich ihm sagen —"

Erschrocken abwehrend erhob Hildegard die Hand, und in der Aufregung glitt zum erstenmal, ihr selber unbewußt, auch über ihre Lippen das vertraute Du.

„Um Gottes willen, du darfst nicht daran denken, dich ihm schon jetzt zu offenbaren. Sein Zorn über Bernhards Austritt aus dem Militärdienst ist noch zu frisch — und er ist wütend auf alles, was irgendwie mit der Kunst im Zusammenhange steht. Ich glaube, er würde mich wirklich eher unserem Förster zur Frau geben, als einem Maler. Wenn du heute mit ihm sprächest, wäre ganz gewiß alles verloren."

„Du willst also lieber eine Heimlichkeit vor ihm haben? Wir sollen uns auch weiter oben auf dem alten Turme treffen, ohne daß er etwas davon ahnt?"

Hildegard machte eine entschieden verneinende Bewe-

gung. „Ich werde diesen Turm, an den sich für mich eine so schreckliche Erinnerung knüpft, nie wieder betreten. Heute noch soll die Pforte für immer verschlossen werden. Aber wir dürfen uns hinter dem Rücken meines Vaters auch an keinem anderen Orte mehr begegnen. Ich würde niemals auf seine Verzeihung rechnen können, wenn ich einwilligte, das zu thun. Und du wirst es auch nicht von mir verlangen, nicht wahr? Ich will dir treu bleiben und will auf dich warten, wie lange es immer währen mag. Weiter aber darf ich dir nichts versprechen."

Und sie hatte sich in der Gesinnung des Malers, an dessen Ehrenhaftigkeit sie felsenfest glaubte, seitdem sie erfahren, daß er der Freund ihres Bruders war, in Wahrheit nicht getäuscht. Wohl mochte ihm der Gedanke schwer auf die Seele fallen, dem kaum gewonnenen Glück schon nach diesen ersten seligen Augenblicken wieder auf lange, ungewisse Zeit zu entsagen; aber bei einem Zwiespalt zwischen den eigensüchtigen Regungen des Herzens und den Geboten der Ehre war in seinem Leben die Entscheidung noch niemals zweifelhaft gewesen.

„Wenn wir schon warten sollen, so mag es auch bis zu dem Tage sein, wo ich nicht mehr als ein völlig unbekannter, namenloser Maler vor ihn hin zu treten und nicht mehr zu erröten brauche bei der Frage, was ich dir denn als Ersatz zu bieten habe für den Adelstitel, den du um meinetwillen aufgeben sollst. Ich weiß, daß ich die Kraft habe, was Tüchtiges zu schaffen; niemals habe ich's so deutlich gefühlt als in dieser Stunde. Und es soll jetzt in einem anderen Tempo vorwärts gehen als bisher. Du wirst in den Berichten über die nächsten Ausstellungen meinen Namen nicht vergebens suchen."

Sie schmiedeten Zukunftspläne und bauten Luftschlösser, wie es seit ungezählten Jahrtausenden noch alle jungen Liebesleute gethan, und die Zeit, die sie da auf ihrem

Felsblock im traulichen Waldesdunkel zubrachten, verrann ihnen schnell genug. Vom Abschiednehmen war noch mit keiner Silbe die Rede gewesen, als Hildegard sich plötzlich des Försters auf dem Bergfried erinnerte.

„Mein Gott," rief sie aufspringend, „vielleicht ist er doch schwer verletzt. Es wäre längst unsere Pflicht gewesen, Leute zu seinem Beistande zu senden."

„Nun, ich glaube nicht, daß es so schlimm geworden ist. Er müßte denn einen ausnehmend zerbrechlichen Hirnschädel gehabt haben."

Das Herrenhaus der Holmfeldschen Besitzung war von der Ruine um ein beträchtliches Stück weiter entfernt als das Dorf Reimsbach; trotzdem verwarfen sie nach kurzem Bedenken ihren ersten Plan, einige Männer aus dem Dorfe herbeizuholen. Die Schwierigkeit, dort die geeigneten Personen zu finden, hätte den Vorteil des kürzeren Weges sicherlich wieder ausgeglichen, und das junge Mädchen hegte außerdem den begreiflichen Wunsch, die Kunde von dem Vorgefallenen auf möglichst wenige Mitwisser beschränkt zu sehen.

„Am liebsten hätte ich auch meinem Vater nichts davon erzählt," sagte sie, „denn in seinem ersten Zorn ist er fähig, dem unseligen Menschen noch einmal zu Leibe zu gehen. Aber das läßt sich nun natürlich nicht vermeiden, und ich werde dann wohl zu einer kleinen Notlüge meine Zuflucht nehmen müssen, wenn er über die Person meines Retters und über sein spurloses Verschwinden Auskunft von mir verlangt. Schließlich wird er es ja erfahren, wer es gewesen ist; aber es ist besser, wenn du Reimsbach alsdann bereits verlassen hast. Er würde dich natürlich aufsuchen, um dir persönlich zu danken, und dabei würde dann wahrscheinlich doch alles vorzeitig ans Licht kommen."

„Was für eine kluge kleine Frau ich dermaleinst bekommen werde!" sagte Selbitz in halb aufrichtiger, halb

scherzhafter Bewunderung. „Wahrhaftig, ich will auf meiner Hut sein, daß solche Intriguen nicht auch einmal gegen mich gesponnen werden."

Sie waren unterdessen mit raschen Schritten in der Richtung nach dem Herrenhause weitergegangen. Vor der kleinen Thür eines Wildgatters blieb Hildegard stehen.

„Hier müssen wir uns trennen," sagte sie beklommen. „Mein Vater macht um diese Zeit seinen Morgenritt durch den Wald, und er pflegt ihn oft bis hierher auszudehnen. Wenn wir ihm begegneten, wäre alles aus."

„Und hier sollen wir uns wirklich schon lebewohl sagen? Es soll für viele Monate, vielleicht für ein ganzes Jahr das allerletzte Mal gewesen sein, daß ich in deine geliebten, süßen Augen geblickt habe?"

„Es muß ja sein," flüsterte sie mit zuckenden Lippen. „Mach mir das Herz nicht noch schwerer, Rudolf!"

„Und du willst auf meine Wiederkehr warten — du, das vornehme Freifräulein, auf den armen Maler?"

„Habe ich dir's nicht schon versprochen? Zweifelst du an meinem Wort?"

„Nein, nein! Aber es ist so wunderbar, so berauschend, daß ich es immer wieder hören möchte. Welch eine Lust wird es jetzt für mich sein, zu schaffen und zu ringen, jetzt, wo es gilt, einen so köstlichen Preis zu gewinnen! Mir ist's ja, als ob mein Dasein überhaupt erst heute einen Zweck und einen Inhalt habe."

Hildegard duldete es, daß er sie noch einmal umschlang, und sie verweigerte ihm ihre roten Lippen nicht. Dann aber machte sie sich sanft von ihm frei und reichte ihm zum letztenmal die Hand.

„Ich muß eilen, denn es hängt vielleicht ein Menschenleben an meinem Zaudern. Wenn du dich meinem Bruder entdeckst, so grüße ihn viel tausendmal von seiner treuen Schwester. Sag ihm, mit welcher Sehnsucht ich den Tag

seiner Aussöhnung mit dem Vater herbeiwünsche. Und nun — lebe wohl! Auf ein glückliches Wiedersehen!"

Noch konnte Selbitz sich nicht entschließen, ihre Hand freizugeben. „Darf ich denn nicht wenigstens zuweilen an dich schreiben, mein Lieb?"

Auch diesmal schüttelte sie den Kopf. „Das wäre ja fast dasselbe, als ob wir uns heimlich sähen. Und es bedarf dessen nicht, solange jedes von uns des anderen gewiß sein kann. Wenn sich irgend etwas Außerordentliches ereignet, wenn unsere Liebe von einer wirklichen Gefahr bedroht wird, dann — aber auch nur dann, werde ich dir durch Bernhards Vermittelung eine Nachricht zukommen lassen, und im gleichen Fall wirst auch du auf diesem Wege an mich schreiben. Ich will am Tage der Entscheidung meinem Vater frei und offen in die Augen sehen können."

Er drang nicht weiter in sie; noch eine letzte, kurze, stürmische Umarmung, dann riß sie sich los und eilte beflügelten Fußes, um die verlorene Zeit wenigstens zu einem kleinen Teile wieder einzubringen, von dannen. Nach wenig Minuten schon war dem Nachschauenden ihre zierliche Gestalt im Dunkel des Waldes entschwunden, und wehmütiger Ernst lagerte sich über sein Antlitz, als ergriffe ihn erst jetzt das ganze Weh dieser allzu raschen Trennung.

Aber ein trübseliges Kopfhängen widersprach nun einmal seiner frischen, thatkräftigen Natur. Er reckte sich in allen Muskeln, wie um seiner gesunden, jugendlichen Kraft so recht bewußt zu werden. Dann wanderte er, wie es von vornherein nicht anders in seiner Absicht gelegen hatte, nach der Ruine zurück. Bis die von Hildegard aus Neuhaus requirierte Hilfe eintraf, konnte immerhin noch eine beträchtliche Zeit verstreichen, und so lange sollte der Mann da oben nicht ganz ohne Beistand bleiben,

vorausgesetzt, daß er des Beistandes überhaupt bedurfte. Ohne die geringste Besorgnis vor einem etwaigen wütenden Angriff des auf so empfindliche Weise Gezüchtigten stieg Selbitz zur Höhe des Turmes empor. Aber als er die Plattform erreicht hatte, lachte er laut auf; denn von dem Förster war nichts mehr zu erblicken. Nur ein Blatt aus Hildegards Zeichenmappe lag auf den Steinquadern. Das faltete der junge Maler sorglich zusammen und barg es, nachdem er wiederholt die Lippen darauf gedrückt hatte, in seiner Brusttasche.

Zum letztenmal nahm er das herrliche, weite Rundbild in sich auf; dann stieg er die knarrenden Leitern wieder hinab. Auf derselben Stelle, wo er vor zwei Tagen auf seiner Wanderung das verwitterte Gemäuer der Ruine zuerst erspäht hatte, blieb er stehen, um dem ehrwürdigen Bergfried seinen Scheidegruß zuzuwinken.

„Lebewohl, alter Gesell!“ rief er mit seiner hellen, klingenden Stimme in die Stille des Waldes hinein. „Hast wohl in deinem ganzen Leben nichts Besseres angestiftet wie heute. Nun halte dein morsch' Gebein zusammen, damit ich dich noch auf derselben Stelle finde, wenn ich wiederkomme, mir mein Glück zu holen.“

* * *

Die Diener des Barons v. Holmfeld fanden den Förster natürlich ebensowenig als Rudolf Selbitz ihn gefunden hatte; doch unmittelbar, nachdem sie die Ruine verlassen, trat Müllner aus dem dichten Gestrüpp hervor, das die spärlichen Mauerreste umwucherte. Unter dem weichen Jägerfilzhut hatte er den Kopf mit einem Tuche umwunden.

Nachdem er sich vorsichtig spähend überzeugt hatte, daß kein menschliches Wesen mehr in der Nähe sei, brachte er aus dem Buschwerk einen mit allerlei unkenntlichen Gegenständen gefüllten Sack zum Vorschein, den er inzwischen

aus dem tiefer waldeinwärts gelegenen Försterhause geholt haben mußte, und verschwand damit in der noch immer offenstehenden Thür des Turmes.

Die kleinen Vögel, die auf den nächsten Bäumen saßen, mochten verwundert aufhorchen ob des ungewohnten Geräusches, das alsbald aus dem Innern des alten Bergfrieds drang. Wohl eine Stunde lang gab es da drinnen ein Sägen und Hämmern, als seien fleißige Heinzelmännchen an irgend einem nützlichen Werke. Als der Förster endlich wieder ins Freie hinaustrat, schien er ganz erschöpft, und der Schweiß stand ihm in großen Tropfen auf der Stirn. Aber um seine Lippen zuckte es wie ein Lächeln, als er noch einmal an dem Turme hinaufsah. Er schleuderte den Sack mit dem Handwerksgerät weit hinweg in das dichteste Gesträuch und ging mit langen Schritten davon. —

Als man ihn auch am nächsten Morgen vergebens in seiner Wohnung suchte, ließ sich nicht mehr daran zweifeln, daß er die Flucht ergriffen habe, und da es wohl sehr schwer gewesen wäre, ihm eine verbrecherische Absicht bei seinem wahnwitzigen Beginnen nachzuweisen, wurde kein Versuch gemacht, ihn zu verfolgen.

Die eisenbeschlagene Pforte des alten Turmes aber wurde auf den Wunsch der Baronesse verschlossen.

4.

Nahezu vierzehn Monate waren seit jenen Sommertagen vergangen, als eines Morgens vor dem einfachen Wirtshause in Reimsbach zwei elegant gekleidete Herren aus dem Postomnibus stiegen. Der Krugwirt, der mit gezogenem Käppchen herzutrat, erkannte in dem einen von ihnen sofort den fröhlichen jungen Maler, der sich vor Jahresfrist zu längerem Aufenthalt bei ihm eingemietet hatte, um dann zu seinem Bedauern schon nach wenigen

Tagen wieder abzureisen. Er begrüßte ihn, soweit es der schuldige Respekt zuließ, mit aufrichtiger Freude; aber seine Blicke flogen dabei immer wieder gespannt und zweifelnd zu dem schönen, dunkelbärtigen Gesicht des anderen hinüber, der dem Hausknecht eben einige Befehle in Bezug auf das vorsichtig zu behandelnde Gepäck erteilte. Als sich der unbekannte Reisende, dessen straffe Haltung den Offizier in Zivil zu verraten schien, nun ebenfalls zu ihm wandte, konnte er nicht länger an sich halten und sagte, verlegen sein Käppchen drehend: „Wenn dies nicht die verwunderlichste Aehnlichkeit sein sollte, die mir je in meinem Leben vorgekommen ist —"

Weiter jedoch ließ ihn der Dunkelbärtige nicht reden, sondern er legte ihm lächelnd die Hand auf die Schulter und raunte ihm zu: „'s ist schon richtig, Vater Gottwalt! Ihre Augen sind noch immer so gut wie vor zwanzig Jahren, da wir nächtlicherweile zusammen auszogen, Krebse zu fischen. Aber Sie müssen Ihre Entdeckung vorläufig für sich behalten, hören Sie? Heute und morgen wenigstens braucht es noch keiner zu erfahren, daß ich hier bin. Ich habe dafür meine besonderen Gründe, und ich denke, es wird mich außer Ihnen nicht so leicht jemand erkennen."

„Wenn der Herr Baron es so wünschen, ich will's gewiß keinem verraten. Und der Herr Baron wollen mir wirklich die Ehre erweisen —?"

„Natürlich will ich. Und ich bitte mir's aus, daß Sie uns die allerschönsten Zimmer geben."

Er wußte recht gut, daß es dieser Aufforderung nicht bedurft hätte, einmal deshalb, weil es eine Kränkung gewesen wäre, an Vater Gottwalts gutem Willen zu zweifeln, und dann auch des besonders gewichtigen Umstandes wegen, daß es im Kruge überhaupt nur zwei Fremdenzimmer gab. Diese beiden ziemlich bescheidenen Stübchen aber hätte der erfreute Wirt jetzt am liebsten sogleich mit allem Schönen

und Kostbaren ausgestattet, was er besaß, und es bedurfte von seiten des Barons der nachdrücklichsten Versicherung, daß er nach jeder Richtung hin vollkommen befriedigt sei, ehe Vater Gottwalt sich zum Rückzuge entschloß.

„Der wird trotz des allerbesten Willens mein Inkognito schwerlich sehr lange wahren," sagte Bernhard v. Holmfeld lachend, als er endlich mit dem Freunde allein war. „Wir müssen also zusehen, unsere Angelegenheiten schleunigst ins reine zu bringen, damit die Kunde von meinem Hiersein nicht auf anderem Wege als durch mich selbst zu meinem Vater gelangt. Deine Sache hat natürlich den Vortritt. Und ich sehe nicht ein, weshalb auf die nächste Stunde verschoben werden soll, was schon in dieser geschehen kann. Laß in Gottes Namen die feurigen Rappen des Krugwirts einspannen, die vermutlich auch noch die nämlichen sein werden wie vor zwanzig Jahren, und fahre ohne allen Zeitverlust nach Neuhaus hinüber. Die Antwort, die du erhältst, wird heute ja nicht anders ausfallen als sie morgen ausfallen würde."

„Das heißt, sie wird in einem bündigen Nein bestehen," erwiderte Selbitz, der heute viel ernster dreinschaute als vor einem Jahre. „So ist es doch wohl deine Meinung, nicht wahr?"

„Für den Anfang wirst du dich wohl auf etwas derartiges gefaßt machen müssen. Dadurch, daß mein Vater irgend welche bestimmten Absichten mit der armen Hildegard hat, sind deine Chancen schwerlich besser geworden."

„Aber es ist doch noch keineswegs gewiß, daß solche Absichten überhaupt bestehen. Sie existieren vielleicht nur in deinen Vermutungen; denn Hildegard schreibt davon kein Wort."

„Nein, sie hat allerdings nur geschrieben: „Komme sofort, um auf jede Gefahr hin mit dem Vater zu sprechen; ich kann unser Geheimnis nicht länger bewahren!" Von

einem Heiratsplan steht nichts in dem Briefe. Wodurch aber könnte ihr sonst jener Angstschrei erpreßt worden sein, wenn nicht durch eine solche Gefahr? Sie ist nachgerade in einem Alter, wo man dergleichen in Erwägung zu ziehen pflegt, und vielleicht hat sich neuerdings ein Bewerber eingestellt, der meinem Vater besonders gefällt."

Selbitz, der schon angefangen hatte, für den beabsichtigten Besuch seinen Anzug zu wechseln, hielt wieder inne und ging nachdenklich durch das Zimmer.

„Ich kann nicht glauben, daß Hildegard es verschwiegen hätte, wenn etwas derartiges im Werke wäre."

„Warum sollte sie es dir mitteilen? Es ist genug, daß sie jetzt den Zeitpunkt einer Erklärung für gekommen hält, und es trifft sich gut, daß du noch eben vorher die goldene Medaille auf der Kunstausstellung und den Auftrag zur malerischen Ausschmückung des hauptstädtischen Rathauses davongetragen hast. Ich glaube zwar, ehrlich gesprochen, nicht, daß diese Dinge meinem Vater besonders imponieren oder ihn von seinen Vorurteilen abbringen werden. Aber sie sind immerhin danach angethan, meinem Schwesterchen neuen Mut einzuflößen und dir selber eine größere Sicherheit zu geben. Außerdem ist für einen gewissen äußersten Fall der Wert einer festgegründeten Lebensstellung nicht zu unterschätzen."

„Du machtest schon einmal eine ähnliche Andeutung. Worin sollte denn deiner Meinung nach dieser äußerste Fall bestehen?"

„Pst! Davon werden wir reden, wenn es an der Zeit ist, und wenn ich mit Hildegard gesprochen habe. Vorerst ist das Wichtigste, daß du nach Neuhaus hinüberfährst und deine Sache auf dem hergebrachten Wege zum guten Ende zu führen suchst. Hildegard rechnet ohne Zweifel heute auf dein Erscheinen, und du wirst die peinliche Ungewißheit des armen Kindes nicht ohne Not verlängern wollen."

„Nein, du hast recht! Es ist meine Pflicht, offen und mannhaft vorzugehen. Wie auch immer man mich empfangen mag, ich werde um ihren Besitz kämpfen, solange deine Schwester selbst gewillt ist, die meine zu werden.“

„Brav gesprochen, mein Junge! Tummle dich also mit deiner Toilette! Ich gehe einstweilen hinunter, dir den Wagen zu bestellen.“

Eine Stunde später rasselte die alte, hinfällige Kalesche durch das Einfahrtsthor des Neuhauser Schlößchens. Selbitz sah das stattliche Herrenhaus zum erstenmal, und es wurde ihm aufs neue ein wenig beklommen ums Herz, als er diese Umgebung, die in jeder geringfügigen Einzelheit Zeugnis ablegte für die Vornehmheit ihrer Bewohner, im Geiste mit derjenigen verglich, die er seiner jungen Gattin würde bereiten können. Wenn er nur wenigstens Gelegenheit gehabt hätte, Hildegard vor der Begegnung mit ihrem Vater zu sprechen und ein ermutigendes oder aufklärendes Wort aus ihrem Munde zu vernehmen! Sehnsüchtig ließ er die Augen an den blinkenden Fensterreihen des stolzen Herrensitzes dahingleiten. Und da — er hätte laut aufjauchzen mögen vor Glückseligkeit — da öffnete sich just in dem Moment, wo der Wagen hielt, wirklich ein Flügel im ersten Stock; ein wohlbekanntes, holdseliges Köpfchen neigte sich lächelnd heraus, und eine schlanke, weiße Hand winkte ihm grüßend zu. Freilich hatte er noch kaum Zeit gehabt, seinen Hut zu ziehen, als die liebliche Erscheinung schon wieder verschwunden war.

Der bloße Anblick des geliebten Mädchens aber hatte seine Gemütsverfassung mit einem Schlage gründlich umgewandelt. Alle Befangenheit und alles bängliche Zagen waren aus seinem Herzen verschwunden, und die alte fröhliche Zuversicht war wieder darin eingezogen. Jetzt fühlte er sich hinlänglich gewappnet gegen alle Widerwärtigkeiten, die ihn erwarten mochten; denn mit dem Lächeln der Ge-

liebten war ihm die beruhigende Gewißheit zurückgekommen, daß es keinem fremden Einfluß gelingen würde, sich dauernd feindlich zwischen ihn und sein Glück zu stellen.

Der Diener, dem er beim Eintritt in den Vorsaal seine Karte übergeben hatte mit dem Ersuchen, ihn bei dem Baron v. Holmfeld zu melden, kehrte nach einigen Minuten zurück, um ihn in das Arbeitszimmer des Hausherrn zu führen. Die äußere Erscheinung des Barons, der sich zur Begrüßung des Fremden mit gemessener Höflichkeit erhob, entsprach nicht ganz dem Bilde, welches sich Selbitz von dem Vater Hildegards gemacht hatte. Statt einer reckenhaften, aristokratischen Gestalt mit vornehm geschnittenem Kopfe stand er einem kleinen, untersetzten Manne mit buschigem grauem Haar und martialischem Schnurrbart gegenüber. Feurig und beweglich leuchteten die hellen Augen unter struppigen Brauen; jede Bewegung der gedrungenen Glieder deutete auf ungebrochene Kraft und auf ein rasches, heißblütiges Temperament.

Selbitz wäre wohl um eine passende Einleitung in Verlegenheit gewesen, wenn der Baron sie ihm nicht zu seiner Erleichterung gänzlich erspart hätte.

„Ihr Name ist mir nicht unbekannt. Ich irre wohl nicht, wenn ich in Ihnen denselben Herrn vermute, der meine Tochter vor etwa einem Jahre gegen die Zudringlichkeiten eines plötzlich verrückt gewordenen Gutsbeamten in Schutz nahm. Ich habe mich damals nicht bei Ihnen bedanken können, weil Sie bereits abgereist waren, als ich endlich herausgebracht hatte, wer jener Beschützer gewesen war. Gestatten Sie mir also vor allem, daß ich es jetzt nachhole, Herr Selbitz!"

Er reichte ihm die Hand, deren Druck der Maler nicht ohne eine gewisse Beschämung erwiderte. Jedenfalls mußte er jetzt ohne Umschweife mit seinem Anliegen heraus-

kommen, wenn die Situation nicht zu einer sehr peinlichen werden sollte.

„Ich verdiene Ihren Dank nur in sehr bescheidenem Maße, Herr Baron," sagte er freimütig, „denn ich handelte aus den selbstsüchtigsten Beweggründen. Es war gewissermaßen mein eigener Besitz, den ich verteidigte."

Herr v. Holmfeld blickte verständnislos auf. Es war nicht sehr ermutigend für Selbitz, daß ihm trotz der Deutlichkeit der Umschreibung offenbar der Sinn seiner Worte völlig dunkel geblieben war.

„Ihr eigener Besitz? Darf ich fragen, wie das gemeint ist?"

In schlichten Worten, kunstlos und herzlich, machte ihm der Maler seine Erklärung. Er erzählte der Wahrheit gemäß, wie er dazu gekommen war, Hildegards Bekanntschaft zu machen und wie sich nach jenem aufregenden Ereignis ihre Herzen gefunden.

„Ich durfte es damals nicht wagen, als Bewerber um die Hand Ihrer Tochter vor Sie hin zu treten, Herr Baron, denn ich war nichts als ein ganz unbekannter Maler und sollte meinen Befähigungsnachweis als Künstler erst erbringen. Inzwischen, so hoffe ich, ist mir das einigermaßen gelungen. Man hat auf der letzten Kunstausstellung eines meiner Bilder mit der kleinen goldenen Medaille ausgezeichnet und die städtischen Behörden unserer Residenz haben mich unter einer großen Zahl konkurrierender Maler ausgewählt, das Treppenhaus und die Festsäle des neuerbauten Rathauses mit Freskogemälden zu schmücken. Meine Stellung in der Kunstwelt wie in der Gesellschaft ist dadurch eine derartige geworden, daß ich es trotz des Unterschieds der Geburt nicht mehr für eine Vermessenheit halte, Sie um Ihren Segen zu einer Verbindung mit Fräulein Hildegard zu bitten."

Der Baron hatte ihn nicht ein einziges Mal unter-

brochen. Weit in seinen Sessel zurückgelehnt, hatte er ein Bein über das andere geschlagen, und nur das nervöse Wippen seiner Fußspitze, wie der Generalmarsch, den er gelegentlich mit den Fingern auf der Armlehne trommelte, verriet seine unterdrückte Erregung. Als Selbitz jetzt innehielt, räusperte er sich und fragte in einem sehr kühlen, doch noch immer vollkommen höflichen Tone: „Nachdem dieses romantische Verhältnis einmal ohne mein Vorwissen angeknüpft worden war, sind Sie vermutlich auch weiterhin in heimlicher Verbindung mit meiner Tochter geblieben?"

Selbitz segnete in der Stille seines Herzens Hildegards Entsagung, die ihn jetzt in den Stand setzte, mit gutem Gewissen eine verneinende Antwort zu geben.

„Ich habe sie seit jenem Morgen heute zum erstenmal wiedergesehen, als sie bei meiner Einfahrt für einen Moment am Fenster erschien, und es war der ausdrückliche Wunsch Ihrer Tochter, daß auch keine Briefe zwischen uns gewechselt würden."

„Das ist ja sehr rücksichtsvoll. Aber es scheint doch, daß Sie heute von ihr erwartet wurden. Wodurch, wenn Sie nicht miteinander korrespondierten, war sie denn von Ihrem Kommen unterrichtet?"

Der Maler zauderte wohl einen Augenblick mit der Antwort; dann aber entschloß er sich, auch in diesem Punkte rückhaltslos die Wahrheit zu sagen.

„Nachdem ich vierzehn Monate lang nicht das kleinste Lebenszeichen von Fräulein Hildegard empfangen, schrieb sie mir vorgestern durch die Vermittelung ihres Bruders, daß ich jetzt kommen möge, um bei Ihnen um sie zu werben."

Das Gesicht des Barons hatte sich plötzlich höher gerötet, und in seinen hellen Augen blitzte etwas auf, das dem jungen Freier unmöglich gefallen konnte.

„Durch die Vermittelung ihres Bruders, sagen Sie? Sie kennen also meinen Sohn? Und er war von vornherein mit im Komplott?"

„Bernhard v. Holmfeld und ich waren vertraute Freunde schon ehe ich das Glück hatte, Ihrer Tochter zum erstenmal zu begegnen. Daß ich ihm aus unserem Herzensbunde kein Geheimnis machen durfte, war selbstverständlich. Und vielleicht dient es mir in Ihren Augen als eine kleine Empfehlung, Herr Baron, daß er mit Freuden bereit war, mich als seinen Schwager zu begrüßen."

„Sie werden mir gestatten, mich auf diese Ihre letzte Bemerkung nicht weiter zu äußern, mein Herr, denn wie ich zu meinem Sohne und zu seinen sozialen Anschauungen stehe, ist eine interne Familienangelegenheit, die ich mit Fremden" — er legte einen sehr bemerkbaren Nachdruck auf dieses Wort — „nicht wohl erörtern kann. Nur mein Erstaunen über sein schlechtes Gedächtnis kann ich nicht verhehlen. Ich meine, er hätte sich des Geistes, der in diesem Hause lebt, noch deutlich genug erinnern müssen, um Sie, wenn er es wirklich gut mit Ihnen meinte, vor allen unmöglichen Hoffnungen und thörichten Erwartungen zu bewahren. Ich will Ihnen wegen Ihres Verhaltens keine Vorwürfe machen, denn ich vergesse nicht, daß Sie meinem Hause einen dankenswerten Dienst erwiesen haben; aber ich glaube in unserem beiderseitigen Interesse zu handeln, wenn ich Ihnen statt aller langen Auseinandersetzungen rund heraus erkläre, daß Sie sich umsonst bemüht haben. Eine Heirat zwischen Ihnen und meiner Tochter gehört einfach zu den Unmöglichkeiten. Und Hildegard hat jenen Brief wohl auch nur geschrieben, weil sie in sicherer Voraussicht der Antwort, die Sie von mir erhalten würden, dem auf so kindische Weise angeknüpften Verhältnis ein Ende zu machen wünschte."

Selbitz hatte sich erhoben. Der Zorn über diese Ver-

dächtigung des geliebten Mädchens flammte in seinen Augen.

„Darf ich Sie bitten, Herr Baron, Fräulein Hildegard in meinem Beisein um die Beweggründe ihres Briefes zu befragen?"

Herr v. Holmfeld war ebenfalls aufgestanden. Seine steife, hochmütige Haltung mußte ebenso beleidigend auf den Maler wirken als die schroff abweisende Kälte im Klang seiner Stimme.

„Ich vermöchte den Zweck einer solchen Befragung nicht einzusehen. Denn wie auch immer die Antwort ausfiele, meine vorhin abgegebene Erklärung könnte dadurch nicht beeinflußt werden. Ich zweifle keinen Augenblick, mein Herr, daß Sie ein bedeutender Künstler sind, aber ich muß für meine Tochter auf die Ehre verzichten, den Ruhm Ihres Namens zu teilen."

„Und Sie würden bei dieser kränkenden Abweisung beharren, auch wenn Sie die Ueberzeugung gewinnen, daß Ihre Tochter mich liebt?"

„Ich bedaure, Ihnen darauf mit einem runden und bündigen Ja antworten zu müssen. Uebrigens ist es keineswegs mein Wunsch, Sie zu kränken. Da ich nicht das Vergnügen habe, Sie näher zu kennen, ist es weder persönliche Abneigung noch Geringschätzung, die meine Antwort bestimmt. Gewisse Prinzipien, die zu ändern ich zu alt bin, machen es mir unmöglich, Ihren Antrag auch nur in Erwägung zu ziehen. Und außerdem ist über die Zukunft meiner Tochter bereits in einem anderen Sinne verfügt."

„Das heißt, Sie wollen sie gegen ihren eigenen Willen zu einer Heirat zwingen?"

Die buschigen Brauen des Barons zogen sich drohend zusammen. „Ich glaube nicht, Ihnen über meine Absichten eine Erklärung schuldig zu sein. Was ich Ihnen zu sagen hatte, habe ich gesagt."

„Und Sie werden mir auch nicht gestatten, mit Ihrer Tochter zu sprechen?"

„Wozu das? Ich werde sie von dem Inhalt unserer Unterredung in Kenntnis setzen, und wenn sie Ihnen noch irgend etwas mitzuteilen wünscht, so wird es durch meine Vermittelung geschehen. Sie haben wohl die Güte, mir zu diesem Zweck Ihre Adresse zu hinterlassen."

„Ich wohne im Wirtshause zu Reimsbach, und ich erwarte dort Ihre Nachrichten, Herr Baron! Ueber die Art, wie Sie die Werbung eines ehrlichen Mannes aufgenommen haben, kann ich ja nicht mit Ihnen rechten. Aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen offen zu erklären, daß ich die Hoffnung auf Hildegards Besitz nicht eher aufgeben werde, als bis ich aus ihrem eigenen Munde gehört habe, daß sie mich nicht mehr liebt. Und wenn ich jemals erfahren sollte, daß man irgend welchen Zwang auf sie auszuüben versucht, so werde ich auch die geeigneten Mittel finden, sie dagegen zu schützen."

Die sprühenden Augen des Herrn v. Holmfeld ließen den Ausbruch eines gewaltigen Unwetters als Antwort auf diese verwegene Rede erwarten. Aber er mochte gelernt haben, sich zu beherrschen, denn er begnügte sich mit einem Achselzucken und verabschiedete sich durch eine kurze, stumme Verbeugung von dem unwillkommenen Besucher.

5.

Mit dunkelrotem Gesicht und gesträubtem Haar rannte der Baron im Zimmer auf und nieder, während Hildegard totenbleich, aber vollkommen ruhig und mit energisch zusammengepreßten Lippen dasaß.

„Also du weigerst dich, ihm durch mich zu erklären, daß du diese kindische Geschichte als abgethan ansiehst? Ueberlege deine Antwort wohl, denn ich frage dich zum letztenmal."

„Ja, ich weigere mich dessen, weil es eine Lüge sein würde, Vater!"

„Gut, gut! Wir werden, wie ich denke, auch ohne das fertig werden. Aber nun sage mir doch gefälligst, warum du ihn gerade jetzt hergerufen hast, warum dir gerade dieser Zeitpunkt so besonders geeignet schien für seine Bewerbung?"

„Weil — ach, warum soll ich es aussprechen, Vater, da du es doch recht gut weißt."

„Etwa, weil eben jetzt Joachim v. Rüstow unser Gast ist und weil ich dir zu verstehen gegeben habe, daß er den Wunsch hat, mein Schwiegersohn zu werden?"

„Ja, deshalb! Ich wollte dem armen Vetter eine fatale Enttäuschung ersparen und wollte dich nicht länger belügen."

„So! Und wenn ich dir nun sage, daß von einer Enttäuschung für Joachim gar nicht die Rede sein kann, daß er bereits mein Wort hat und daß ich es einlösen werde, wie ich es noch immer in meinem Leben gethan. Wirst du auch dann noch bei deinem verrückten, unweiblichen und undankbaren Eigensinn beharren?"

„Auch ich habe mein Wort verpfändet, Vater! Und ich habe dabei nur über das verfügt, was mein war, während du —"

Mit hoch geschwollenen Stirnadern trat der Baron vor sie hin. „Nun, warum sprichst du nicht weiter? Also ich habe nach deiner Ansicht meine Befugnisse überschritten? Ich hatte kein Recht, dem Bewerber, der mir genehm ist, deine Hand zuzusagen?"

„Du konntest ihn deiner Zustimmung versichern, gewiß! Aber du durftest dich ihm nicht für die meinige verbürgen, ohne mich vorher zu befragen. Ich bin weder eine leblose Sache noch eine Sklavin, die man nach Belieben verschenkt."

Holmfeld starrte sie an, als hätte sie sich vor seinen

Augen in ein anderes, nie zuvor gesehenes Wesen verwandelt. Die schmerzliche Empfindung, die ihn in diesem Augenblicke bewegte, war vielleicht noch stärker als sein Zorn.

„Ist es denn wirklich mein Kind, das so zu mir spricht? Hat dieser Pinselheld nicht nur deinen Verstand verwirrt, sondern auch alle Ehrfurcht und Achtung in deinem Herzen ertötet? Willst du mir den kindlichen Gehorsam aufkündigen, weil ich dich zu deinem eigenen Besten hindere, dich einem Vagabunden an den Hals zu werfen?"

Hildegard fühlte, wie ihr die Thränen aufsteigen wollten, aber sie schluckte sie tapfer hinunter; denn sie hatte sich gelobt, stark und standhaft zu bleiben in dieser schweren Stunde.

„Rudolf Selbitz ist kein Vagabund," erwiderte sie, „und du weißt, daß er es nicht ist. Aber ich würde Vetter Joachims Frau nicht werden können, auch wenn ich Rudolf nie gesehen hätte. Ich schätze ihn als einen tüchtigen, ehrenwerten Menschen, doch ich liebe ihn nicht."

„Du liebst ihn nicht, weil das Götzenbild, das du dir wahrscheinlich aus diesem hergelaufenen Anstreicher zurecht gezimmert hast, dich blind macht für seine ausgezeichneten Eigenschaften. Ich aber habe, Gott sei Dank, noch zwei gesunde Augen, und du wirst es mir dermaleinst danken, wenn ich dich jetzt zwinge, mit ihnen zu sehen. Joachims Urlaub ist in drei Tagen zu Ende, und er wird Neuhaus als dein Verlobter verlassen. Ich will es so — richte dich deshalb danach ein! Uebermorgen beim Diner wünsche ich euch unseren Freunden und Nachbarn als Brautpaar vorzustellen."

Ohne ein Wort der Entgegnung stand Hildegard auf und ging zur Thür. Erstaunt sah der Baron ihrem Beginnen zu, dann rief er mit starker Stimme: „Was soll das heißen? Warum antwortest du mir nicht? Und wohin willst du gehen?"

Sie wandte sich um und kehrte ihm furchtlos ihr blasses Antlitz zu. „Zu Joachim, Vater! Ich will ihn fragen, ob er Lust hat, die Braut eines anderen zum Weibe zu nehmen."

Sprachlos, als hätte man ihm einen betäubenden Schlag vor den Kopf versetzt, stand Herr v. Holmfeld da. Er fühlte, daß er in diesem Kampfe nicht mehr der Stärkere sei, und was er unter dem ersten Eindruck einer solchen Erkenntnis für seine Tochter empfand, glich beinahe einem wirklichen Haß. Nicht mehr laut und polternd wie bisher, sondern mit gedämpfter Stimme und mit einer plötzlichen, unnatürlichen Ruhe sagte er: „Wenn du etwas derartiges thust, wenn du die Ehre unseres Namens durch diese oder eine ähnliche Handlung preisgiebst, so hörst du auch im nämlichen Augenblick auf, meine Tochter zu sein. Ich gebe dir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit und lasse dir die Wahl, dich für mich oder für jenen Menschen zu entscheiden. Kannst du dich nicht auf deinen kindlichen Gehorsam besinnen, so ist es besser, du kommst mir überhaupt nie mehr unter die Augen, sondern gehst gleich mit deinem Zigeuner auf und davon in die weite Welt. Er hatte ja bereits die Unverschämtheit, mir dergleichen anzudrohen. Eine Holmfeld als Malerliebchen — das wäre doch wenigstens einmal etwas ganz Neues in der Geschichte unseres Geschlechts."

„Vater!" rief Hildegard mit verzweifeltem Aufschrei, aber die flehentliche Bitte in ihrer Stimme fand den Weg nicht mehr zu seinem Herzen.

„Geh!" befahl er kurz und rauh. „Du kennst meine Meinung, und du kannst danach deine Entschlüsse fassen. Ich werde Joachim sagen, daß du wegen eines Unwohlseins heute auf deinem Zimmer bleibst. Hast du mir etwas mitzuteilen, wirst du mich ja zu finden wissen."

Er ging zum Fenster und stieß es auf, um die frische

Herbstluft über sein erhitztes Gesicht streichen zu lassen. Hildegard wartete noch eine kleine Weile; dann, da er ihr beharrlich den Rücken zuwandte, ging sie.

Aber es duldete sie nicht lange oben in den engen vier Wänden ihres Zimmers. Ihre Stirn glühte, und in ihren schmerzenden Schläfen hämmerte es, als solle ihr der Kopf zerspringen. Sie hatte sich niedergesetzt, um an Selbitz zu schreiben, denn so fest und mutig sie sich auch unten bei ihrem Vater gezeigt hatte, jetzt fühlte sie doch, daß sie ohne den Trost und den Beistand des geliebten Mannes diesen Kampf nicht würde zu Ende führen können. Aber sie vermochte in ihrer fieberischen Erregung die rechten Worte nicht zu finden, und außerdem fürchtete sie bei jedem Geräusch, das draußen laut wurde, ihren Vater im nächsten Augenblick an die Thür klopfen zu hören.

Nachdem sie wieder und wieder die angefangenen Briefe schon nach den ersten Worten zerrissen hatte, stand sie, einer plötzlichen Eingebung folgend, auf, nahm eine kleine Reiseschreibmappe aus dem Schubfach und machte sich zum Ausgehen fertig. Sie hatte sich erinnert, daß der Schlüssel zu dem Turm des Freudenschlosses noch immer in ihrer Verwahrung war. Dort oben auf dem alten Bergfried würde sie sicher sein vor jeder Störung, und dort in der feierlichen Waldesstille, hoch über all dem gehässigen, engherzigen Getriebe der feindseligen Welt, würde sie vielleicht auch die verlorene Ruhe und Zuversicht ihres Gemütes wiederfinden.

Leise ging sie auf der schmalen, sonst nur von den Dienstboten benutzten Hintertreppe durch eine versteckte Seitenthür in den Park hinaus. Auf abgelegenen Wegen, wo sie sicher sein konnte, weder ihrem Vater noch sonst jemandem aus dem Schlosse zu begegnen, erreichte sie den Wald, und aufatmend schlug sie jetzt die Richtung nach der ziemlich weit entfernten Ruine ein.

Eine unüberwindliche Scheu hatte sie von dem alten Gemäuer ferngehalten. Obgleich sie es als die eigentliche Geburtsstätte ihres verschwiegenen Glückes ansehen durfte, hatte ihr doch die Scene mit dem seither spurlos verschollenen Förster Müllner eine so peinliche Erinnerung hinterlassen, daß es ihr nicht ohne schwere Selbstüberwindung möglich gewesen wäre, den Schauplatz derselben, nach welchem es sie heute plötzlich so mächtig zog, noch einmal zu betreten. Als sie endlich nach langer Wanderung vor der kleinen eisenbeschlagenen Pforte stand, die seit mehr denn Jahresfrist niemand geöffnet hatte, versuchte sie den Schlüssel, doch das eingerostete Schloß widerstand geraume Zeit ihren Bemühungen, und sie war in tiefer Niedergeschlagenheit bereits nahe daran, ihr Vorhaben aufzugeben, als es ihr mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft doch noch gelang, den widerspenstigen Riegel zurückzubringen.

Trotz der Schießscharten und Fenster in den dicken Mauern schlug ihr aus dem Innern des Turmes eine dumpfe, feuchtkalte Moderluft entgegen. Oben auf der Plattform aber war es ja frei und sonnig; dort würde sie wieder den erquickenden, würzigen Duft des Waldes atmen. Darum eilte sie, die knarrenden Leitern zu ersteigen.

Und es schien in der That alles noch in der besten Ordnung. Die luftige Stiege ächzte und schwankte nicht stärker als damals, da Hildegard sie leichtfüßig an jedem Morgen erklommen hatte, und die Baronesse fühlte heute so wenig eine Anwandlung von Schwindel wie an jenen glücklichen Tagen.

Nur beim Ersteigen der letzten und längsten Leiter, die unmittelbar zu der viereckigen Bodenöffnung der Plattform hinaufführte, vernahm sie ein eigentümliches Knistern und Knacken. Sie warf unwillkürlich einen Blick unter

sich in die dämmerige, unheimliche Tiefe und suchte schneller als zuvor die Höhe zu gewinnen.

Da — ihr Kopf war bereits aus der Luke emporgetaucht — wankte plötzlich der gebrechliche Bau unter ihren Füßen. Sie fühlte, wie ihr auch der letzte Halt entglitt. Mit einem Aufschrei der Todesangst ließ sie die Schreibmappe fallen und klammerte sich mit beiden Händen an das auf dem Boden der Plattform befindliche und zur Aufnahme einer Fahnenstange bestimmte eiserne Gestell, das sie glücklicherweise noch eben erreichen konnte. Sie wollte sich vollends hinaufziehen, und ihre jugendkräftigen, durch allerlei körperliche Uebungen gestählten Arme hätten sie dabei sicherlich nicht im Stich gelassen; aber sie war mit dem rechten Fuße irgendwie in das zusammenbrechende Holzwerk geraten und als sie sich jetzt zu befreien strebte, fühlte sie nicht nur, daß er fest eingeklemmt sei, sondern sie empfand auch in dem gefesselten Gliede heftige Schmerzen, die ihr aufs neue einen Weheruf erpreßten. Nur die Erkenntnis von der furchtbaren Gefahr ihrer Lage bewahrte sie in diesem Augenblick davor, die ergriffenen Eisenstangen fahren zu lassen, ein Beginnen, das wahrscheinlich gleichbedeutend gewesen wäre mit sicherem Tode. Jetzt, wo der erste, betäubende Schrecken überwunden war, hatte sie Ueberlegung genug, sich zu sagen, daß für sie alles darauf ankam, den gefangenen Fuß zu befreien, solange die Kraft ihrer Arme noch nicht erlahmt war. Und mit fest zusammengepreßten Zähnen, der wahrhaft fürchterlichen Schmerzen nicht achtend, welche diese Anstrengungen ihr verursachten, bemühte sie sich, ihn durch energisches Ziehen und Reißen aus der verderbenbringenden Umklammerung zu lösen. Nach Verlauf einer Minute, die für die Unglückliche freilich eine Ewigkeit gewesen war, fühlte sie sich frei, und die gewaltige Energie des Erhaltungstriebes ließ ihr nun auch den letzten Teil

des schweren Rettungswerkes gelingen. Mit allen Muskeln arbeitend, zog sie sich vollends auf die Plattform hinauf, und atemlos, blutend, mit zerrissenen Kleidern sank sie auf den Boden nieder.

Während der ersten Minuten empfand sie weder Schmerz noch Besorgnis vor dem, was nun weiter geschehen würde. Das Bewußtsein, wieder auf festem Boden zu liegen, erfüllte sie nach den gräßlichen Sekunden, während deren sie über der schauerlichen Tiefe geschwebt hatte, mit einem Gefühl der Beruhigung. Und zugleich war nach der äußersten Anspannung aller Kräfte eine körperliche Schwäche über sie gekommen, die nicht einmal den Wunsch in ihr wach werden ließ, sich aus ihrer augenblicklichen Lage zu rühren. Sie sah zu dem blauen Himmel hinauf und zu den weißen, phantastisch geformten Wölkchen, die langsam über ihr dahinsegelten, und die Lider wurden ihr dabei schwer und schwerer. Sie wähnte sich in die Tage der Kindheit zurückversetzt, wo sie oftmals stundenlang so in die blaue Unendlichkeit hineingestarrt hatte. Sie horchte auf das fleißige Hämmern eines Spechts, das drunten aus dem Walde heraufschallte; dann floß die Wirklichkeit allgemach völlig in die holde Welt der Träume hinüber, und ein Zustand, der vielleicht ein Mittelding zwischen Schlaf und Ohnmacht war, ließ sie alle Leiden und Schrecknisse dieses Tages vergessen. —

Um so grauenhafter aber standen sie in dem Moment des Erwachens vor ihrer Seele. Der unerträgliche, tobende Schmerz in ihrem Fuße war es, der sie wieder ins Leben zurückgerufen hatte. Das leichte Stiefelchen und der seidene Strumpf mußten in dem Holzwerk zurückgeblieben sein, das verletzte Glied aber war zu einer blutigen, unförmigen Masse angeschwollen, die sie nur mit Entsetzen betrachten konnte. Hastig wollte sie sich aufrichten, doch mit einem Schrei sank sie sogleich wieder zurück. Die

kleine Bewegung hatte die Qual auf das äußerste gesteigert, und sie erkannte, daß es ihr durchaus unmöglich sein würde, aufzustehen. Zugleich fühlte sie sich von einem Fieberschauer geschüttelt, der ebensowohl eine Folge der Verletzung als des stundenlangen Liegens auf den kalten Steinfliesen sein mochte. Hildegard sah, daß die Sonne ihre Mittagshöhe längst überschritten hatte und daß sich im Westen eine graue Wolkenwand dem niedersteigenden Tagesgestirn entgegenschob. Rings um sie her war es totenstill. Mit entsetzlicher Klarheit stand plötzlich die Frage vor ihrem Geiste: Wenn man nicht kommt, mich zu holen, was soll dann aus mir werden?

Der Gedanke, daß sie hier oben mutterseelenallein und verlassen in ihren schrecklichen Schmerzen noch eine lange, unbestimmte Zeit zubringen sollte, griff wie mit Krallen des Wahnsinns in ihre Seele. Und mit selbstquälerischem Scharfsinn malte sie sich zugleich alle die grausigen Möglichkeiten ihrer hilflosen Lage aus — Möglichkeiten, die in ihrer Vorstellung sogleich zu ebenso vielen Wahrscheinlichkeiten wurden.

Man würde sie vielleicht erst spät vermissen und ernstlich nach ihr zu suchen beginnen. Auch dann aber würde sicherlich niemand auf die Vermutung kommen, daß sie sich an einen Ort begeben habe, den sie so lange gemieden. Konnte doch das Fehlen des Turmschlüssels, den sie bis heute in ihrem Schreibtisch verwahrt hatte, von keinem bemerkt werden! Ihr Vater mochte nach dem, was heute zwischen ihnen vorgefallen war, glauben, daß sie entflohen sei oder sich ein Leid angethan habe. Er riet sicherlich am allerwenigsten auf den Bergfried und auf die Möglichkeit, daß die für eine Dauer von Jahrzehnten erbauten Leiterstiegen gerade heute zusammengestürzt sein könnten. Und wenn somit niemand aus dem Schlosse kam, sie zu befreien, so blieb sie einzig auf den

Zufall angewiesen, der irgend ein anderes menschliches Wesen in die Nähe der Ruine und in den Bereich ihrer rufenden Stimme führen würde. Aber keiner wußte besser als sie, daß zuweilen Wochen und selbst Monate vergingen, ohne daß ein Fremder seinen Fuß in diese verlassene Wildnis setzte. Ehe sie also Beistand erhielt, konnte sie längst gestorben sein, vom Hunger oder von ihren grausamen Schmerzen getötet.

Verhungern! Es war etwas so unsäglich Furchtbares in dem Gedanken, daß ihre junge Seele sich wild dagegen auflehnte, ihn weiter zu verfolgen. Nein, nein, lieber jedes andere Ende als dies! Und dann — noch war ja nicht alle Hoffnung verloren. Wenn es im Grunde nur ein wunderbarer Zufall gewesen war, der sie vorhin vor dem zerschmetternden Sturz in die Tiefe bewahrt hatte, konnte dann nicht auch jetzt ein solcher Zufall eintreten, sie aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien?

Auf ihre eigenen Kräfte freilich durfte sie dabei nicht mehr rechnen. Mit unsäglicher Anstrengung hatte sie ihre Lage so weit geändert, daß sie über den Rand der Luke hinabblicken konnte. Und sie sah, daß ihr der Rückweg auch dann abgeschnitten gewesen wäre, wenn sie noch über ihre beiden gesunden Füße verfügt hätte. Die letzte Leiter fehlte, und bis etwa zur halben Höhe des Turmes gab es keine Verbindung zwischen der Plattform und dem übrig gebliebenen Stiegenwerk. Nur ein Gymnastiker hätte vielleicht an den hie und da aus der Mauer hervorragenden Resten der alten Steintreppe und unter geschickter Benutzung der durch einzelne abgebröckelte Steine entstandenen Wandlücken bis zu jenem Absatz hinabklettern können. Aber auch er würde dabei in äußerster Gefahr geschwebt haben, sich das Genick zu brechen, und unzweifelhaft hätte nur die höchste Todesangst ihn zu solchem Wagnis bestimmt.

Mit einem Erschauern wandte Hildegard den Blick von der düster gähnenden Tiefe ab. Zwar hatte sie in ihrem Herzen den Entschluß gefaßt, sich hier hinabzustürzen, ehe das grausige Gespenst des Hungertodes seine Hände nach ihr ausstrecken würde; aber noch war dieser Zeitpunkt ja nicht gekommen, noch verlangte es sie zu leben, und noch klammerte sie sich mit allen Kräften ihres jungen Daseins an die Hoffnung.

Es gelang ihr, sich bis an die steinerne Brustwehr zu schleppen und sich so weit aufzurichten, daß sie in einer — dem Dorfe Reimsbach zugekehrten — Lücke zwischen den verwitterten Zinnen ihr Taschentuch schwenken konnte. Wer aber sollte aus so weiter Ferne das kleine flatternde Tüchlein bemerken? Und wer, selbst wenn das Unmögliche Wahrheit geworden wäre, sollte auf den Gedanken verfallen, daß es etwas anderes als einen thalwärts gesandten Gruß — daß es das verzweifelte Notzeichen eines armen, von Todesangst gemarterten Menschenkindes bedeute?

In kurzen Zwischenräumen, um ihre Kraft zu schonen, rief sie laut um Hilfe. Das Echo gab ihr unheimlich äffend den Klang ihrer Stimme zurück, aber sie selber fühlte mit voller Gewißheit, daß dieser Klang in den Baumwipfeln ersterben mußte, lange, lange bevor er eine menschliche Ansiedelung erreicht hatte. Trotzdem wurde sie nicht müde, zu winken und zu rufen. Es war ja das einzige, was sie jetzt noch selbst zu ihrer Errettung thun konnte, und wenn es keinen anderen Erfolg hatte, so unterbrach es doch wenigstens diese schreckliche Stille, die so unerträglich war, weil sie der armen Gefangenen ihre traurige Verlassenheit nur noch quälender zum Bewußtsein brachte.

Langsam wie einem auf der Folterbank ausgestreckten Delinquenten verrannen ihr die Stunden. Die Sonne war hinter der Wolkenbank verschwunden; ein scharfer,

kühler Abendwind rauschte in den Tannen und strich über die zitternde Gestalt auf der Plattform des alten Turmes hin. Hildegard hatte das Winken mit dem Taschentuche eingestellt, weil es bei der rasch hereinbrechenden Dunkelheit doch zwecklos gewesen wäre, und sie mußte immer längere Pausen zwischen den einzelnen Hilferufen machen, weil ein brennender Fieberdurst ihre Kehle austrocknete und weil ihre Stimme bereits einen rauhen, heiseren Klang anzunehmen begann. Zuletzt gab sie es ganz auf; denn jetzt war es ja gewiß, daß heute abend niemand mehr kommen würde, daß sie die ganze Herbstnacht hilflos auf der Höhe des Turmes zubringen müsse.

Die Nacht brach herein, die finstere, kalte, feindselige Nacht, deren Ende sie nimmer zu erleben glaubte. Unten im Walde klagten die Käuzchen, und Fledermäuse huschten in lautlosem Fluge so dicht über sie hin, daß sie fast die Berührung der widrigen Körper zu spüren glaubte. Hie und da fielen ein paar Tropfen eiskalten Regens, den sie indessen auf ihrer heißen Stirn und auf ihren verschmachtenden Lippen als eine lindernde Wohlthat empfand. Bis gegen Mitternacht blieb sie bei klarem Bewußtsein, dann verwirrte das zunehmende Fieber ihre Gedanken. Und jetzt erst begannen die furchtbarsten ihrer Leiden. Denn die unheimlichen Laute des nächtigen Waldes wurden zu spukhaften körperlichen Erscheinungen, und alle Schrecknisse der Hölle schienen losgelassen, die Unglückliche zu peinigen und zu quälen.

Als nach langen Stunden voll namenlosen Grauens die Schatten wichen und im Osten fahl der neue Tag heraufdämmerte, hatte Hildegard so wenig mehr die Kraft, ein Zeichen mit dem Taschentuche zu geben, als sie noch einen lauten Hilferuf auszustoßen vermochte; nur ein angstvolles Wimmern und Stöhnen kam von ihren Lippen, und in den wenigen vollkommen lichten Augenblicken, die

sich während der Fieberdelirien einstellten, betete sie inbrünstig zu Gott um ihre Erlösung durch einen raschen Tod.

6.

Lange waren die beiden Freunde nach Rudolfs Rückkehr vom Neuhauser Schlosse in dem kleinen Gemüsegarten des Krugwirts auf und nieder geschritten, um über das, was nun weiter geschehen müsse, zu beraten. Bernhard v. Holmfeld hatte diesen Verlauf der Dinge mit ziemlicher Bestimmtheit vorausgesehen; aber er war doch ein wenig betroffen von den Einzelheiten, die ihm Selbitz erzählte.

„Daß ich dir in diesem Augenblick durch eine persönliche Intervention bei meinem Vater viel eher schaden als nützen würde, siehst du nun wohl selbst ein,“ sagte er ernst. „Meine Aussichten, ihn zu versöhnen, haben ja vielleicht niemals schlechter gestanden als gerade jetzt, und wenn hier überhaupt etwas auszurichten ist, so muß es auf einem anderen Wege geschehen.“

„Ja. Doch ich zermartere vergebens mein Gehirn, diesen Weg zu finden, und wenn du ihn kennst, so zögere nicht länger, ihn mir zu bezeichnen. An der nötigen Entschlossenheit, ihn einzuschlagen, wird mir's nicht fehlen.“

„Dessen bin ich bei dir hinlänglich sicher, mein Junge! Aber du mußt dich schon noch ein wenig gedulden. Denn es kommt hier nicht allein auf das an, was wir für das Richtige halten. Wir müssen die Meinung meiner Schwester hören, ehe wir irgend einen Entschluß fassen dürfen. Sie ist es, die hier vor allem das entscheidende Wort zu sprechen hat.“

„Wie aber sollen wir ihre Meinung erfahren, da wir doch keine Möglichkeit haben, uns mit ihr in Verbindung zu setzen? Ich wage es nicht, an sie zu schreiben, denn ich bin sicher, daß dein Vater auf etwas derartiges gefaßt

ist und daß er jeden an sie gerichteten Brief auffangen würde."

„Wahrscheinlich! Aber es bedarf dessen auch nicht. Da mein Vater versprochen hat, ihr das Ergebnis eurer Unterredung mitzuteilen, und da du dich auf die Erfüllung einer von ihm gemachten Zusage getrost verlassen darfst, kannst du mit Bestimmtheit die erste Aeußerung von ihr erwarten."

„Und wenn er sie nun verhindert zu schreiben? Wenn er irgend einen Zwang gegen sie anwendet, um sie seinen Wünschen gefügig zu machen? Soll ich unthätig bleiben, während sie vielleicht unter dem Drucke einer brutalen Gewalt schmachtet und sich nach meinem Beistande sehnt?"

Holmfeld schüttelte beschwichtigend den Kopf. „Das ist eine unnötige Sorge. Wie heftig und aufbrausend mein Vater auch sein mag, Hildegard ist ihm viel zu sehr ans Herz gewachsen, als daß er ihr ein Leid anthun sollte. Und wenn es selbst in seiner Absicht läge, sie zu zwingen, so weit ich mein tapferes Schwesterchen kenne, wäre sie die letzte, sich solchem Zwange zu unterwerfen. Hat sie dich aufrichtig lieb — und nach ihrem Briefe zweifle ich nicht, daß es so ist — so wird sie nicht von dir lassen, welche Mittel man immer anwenden könnte, sie dahin zu bringen. Laß uns also geduldig warten, bis eine Nachricht von ihr eintrifft."

In bangem Harren und in verzehrender Spannung verbrachte Selbitz den Rest des Tages, ohne seinen Fuß auch nur ein einziges Mal vor die Thür des Wirtshauses zu setzen, aus Furcht, daß er den Boten Hildegards verfehlen könnte. Aber es wurde Abend und es wurde Nacht, ohne daß die ersehnte Kunde von dem geliebten Mädchen eingetroffen wäre. Selbst Bernhard, dessen Zuversicht den Zweifelnden bis dahin noch immer getröstet hatte, begann jetzt unruhig und besorgt zu werden.

„Sie hat vermutlich noch keine Gelegenheit gefunden zu schreiben," sagte er ohne die frühere Sicherheit des Tones. „Wenn wir indessen auch bis morgen mittag nichts von ihr gehört haben, werde ich auf jede Gefahr hin nach Neuhaus hinüberfahren, um dir und mir Klarheit über die Situation zu verschaffen." —

Es war eine schlaflose Nacht, die Rudolf Selbitz durchlebte. Schon beim ersten Morgengrauen war er wieder in den Kleidern und störte auch den Freund von seinem Lager auf.

„Die Frist, die du dir da gestellt hast, ist mir zu lang," erklärte er mit aller Entschiedenheit. „Ich kann diesen Zustand nicht noch so und so viele Stunden hindurch ertragen. Der Wirt soll seinen Wagen bereit machen und — mit dir oder ohne dich — ich fahre nach Neuhaus hinüber."

Bernhard erkannte sofort, daß gegen diesen Entschluß mit Ueberredungskünsten und Vernunftgründen nichts mehr auszurichten sein würde, und er versuchte darum auch nicht, ihn umzustoßen.

„Natürlich werde ich dich begleiten," sagte er. „Unterwegs haben wir ja Zeit genug, über das zweckmäßigste Vorgehen zu beraten."

Er war noch mit seiner Toilette beschäftigt, als der Hausknecht heraufkam und Rudolf Selbitz eine Visitenkarte einhändigte, die er vorsichtig zwischen den Fingerspitzen balanciert hatte.

„Der Herr ist unten im Gastzimmer und möchte mit Ihnen sprechen."

Der Maler las den Namen und schüttelte den Kopf. „Premierlieutenant Joachim v. Rüstow? — Ist dir dieser Herr vielleicht bekannt, Bernhard?"

„Natürlich kenne ich ihn — er ist ja mein leiblicher Vetter!" rief der aus der Nebenstube hervortretende Baron.

„Hausknecht, sagen Sie dem Besitzer dieser Karte, Herr Selbitz lasse bitten, und weisen Sie ihm die richtige Thür! — Nun endlich werden wir die ersehnte Aufklärung erhalten, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß Vetter Joachim von meinem Vater geschickt wird. Ich zweifle, daß er dir ein sehr freundliches Gesicht zeigen wird; aber er ist ein vernünftiger Kerl, mit dem sich schon reden läßt. Nur empfehle ich dir für den Anfang einige Ruhe, damit ihr nicht gleich aneinander geratet. Ich bleibe einstweilen in meinem Zimmer; denn es ist nicht nötig, daß Rüstow meiner sogleich ansichtig wird. Zur gegebenen Zeit werde ich mich schon selber melden.“

Er mußte eilen, sich wieder zurückzuziehen; denn man klopfte kurz und hart an die Thür, und dann trat der Gemeldete ins Zimmer. Er war im Zivilanzuge, aber er mußte sich bücken, um nicht mit dem Kopf an den oberen Thürpfosten zu stoßen, so hoch war seine Gestalt. Auf seinem hübschen, jugendlichen Gesicht lag ein feierlicher Ernst, und der durchdringende, feindselige Blick, den er auf den Maler richtete, ließ allerdings keinen Zweifel darüber, daß er in anderer als freundlicher Absicht gekommen war.

„Herr Rudolf Selbitz?“

Der Angeredete verbeugte sich schweigend.

„Sie kennen die Ursache meines Erscheinens?“

„Ich bin im Gegenteil sehr begierig, mein Herr, sie zu erfahren.“

„Ich habe die Ehre, der nächste waffenfähige Anverwandte des Barons v. Holmfeld auf Neuhaus zu sein. Und ich bin hier an Stelle meines Oheims, um Genugthuung von Ihnen zu fordern.“

„Das heißt, Sie wünschen sich mit mir zu schlagen?“

„Ihre Satisfaktionsfähigkeit vorausgesetzt — ja! Aber das ist eine Sache, wegen deren mein Kartellträger Ihnen

das Nähere eröffnen wird. Wenn ich selbst zu Ihnen gekommen bin, so geschah es natürlich nicht zum Zwecke einer persönlichen Herausforderung, sondern weil ich namens meines Oheims gewisse Erklärungen von Ihnen zu verlangen habe."

„Das eine setzt mich nicht weniger in Erstaunen, als das andere, Herr Lieutenant. Und vorerst bin ich es, der für Ihr Benehmen eine Erklärung zu fordern hat. Wofür in aller Welt soll ich Ihnen oder dem Baron v. Holmfeld Genugthuung geben?"

„Für den Schimpf, den Sie seinem Hause anzuthun wagten. Oder wollen Sie es in Abrede stellen, daß sich die Baronesse v. Holmfeld hier bei Ihnen befindet?"

„Bei mir? — Herr, was fällt Ihnen ein! Seit wann sollte sie denn Ihrer Meinung nach hier sein?"

„Seit gestern. Sie wissen das wohl besser als ich."

Mit blitzenden Augen trat der Maler einen Schritt näher auf ihn zu. „Wissen Sie auch, daß Sie es sind, der dem Hause Holmfeld in diesem Augenblick einen Schimpf anthut? Wie dürfen Sie sich unterstehen, eine Vermutung gleich dieser auszusprechen?"

Der Offizier wollte heftig antworten, da öffnete sich die Thür des Nebenzimmers, und Bernhard v. Holmfeld erschien auf der Schwelle.

„Mein Freund Selbitz hat recht, Joachim," sagte er ernst. „Du wirst sehr stichhaltige Gründe für deinen Argwohn anführen müssen, wenn hier nicht die Rollen getauscht werden sollen. Du sprachst von meiner Schwester, und ihr nächster waffenfähiger Anverwandter — mit deiner Erlaubnis — bin ich."

Der Lieutenant hatte sich nicht bemüht, seine grenzenlose Ueberraschung bei dem plötzlichen Erscheinen des Vetters zu verbergen.

„Du hier, Bernhard!" sagte er unsicher. „Das konnte

ich nicht erwarten. Wenn Hildegard unter deinem Schutz steht, habe ich allerdings nichts mehr zu sagen."

„Was für ein Gerede ist das? Sie steht nicht unter meinem Schutze und sie ist nicht hier gewesen, gestern so wenig als heute. Keiner von uns beiden hat sie gesehen."

Joachim v. Rüstow erblaßte unter der gebräunten Haut. Seine Stimme klang mit einem Male mühsam und gepreßt wie die eines Menschen, dem eine fremde Faust die Kehle zusammendrückt.

„Wenn es sich so verhält, so ist — so ist ein Unglück geschehen, Bernhard! Denn sie ist seit gestern verschwunden."

Mit einem Aufschrei packte Selbitz wie ein Rasender den Arm des Offiziers. „Verschwunden — sagen Sie — und seit gestern? Ah, man hat sie in den Tod getrieben — man hat sie gemordet!"

Der Offizier dachte in seiner Bestürzung über die unerwartete Auskunft nicht einmal daran, die Hand des Malers von sich abzuschütteln. Als Bernhard, dessen Gesicht ebenfalls totenbleich geworden war, um nähere Mitteilungen bat, erstattete er in hastigen, abgerissenen Worten Bericht.

„Hildegards Abwesenheit gelangte erst vor zwei Stunden zur Kenntnis des Oheims. Sie hatte sich gestern nach einer Unterredung mit dem Vater auf ihr Zimmer begeben, und ihr Ausbleiben bei den Mahlzeiten wurde mir auf meine Fragen mit einem leichten Unwohlsein erklärt. Die Kammerjungfer muß wohl dasselbe geglaubt haben, denn als sie gestern auf ihr wiederholtes Klopfen keine Antwort erhielt, nahm sie an, die Baronesse habe sich bereits zur Ruhe gelegt, und wagte es nicht, sie weiter zu stören. Heute morgen erst kam sie in großer Aufregung zu dem Oheim mit der Meldung, das gnädige Fräulein sei nirgends zu finden, ihr Bett aber sei un-

berührt und auch sonst seien alle Anzeichen dafür vorhanden, daß sie die Nacht gar nicht mehr im Schlosse zugebracht habe. Daraufhin ließ mich der Oheim rufen und machte mir die Eröffnungen, die mich hierher geführt haben. Aber das alles ist ja nun hinfällig geworden, und wir müssen nach einer anderen Erklärung für Hildegards Verschwinden suchen."

Selbitz schrie ihm voll verzweifelten Ingrimms ins Gesicht: „Was wollt ihr denn noch suchen? Sie ist ja mit den Händen zu greifen — die Erklärung. Tot ist sie — tot! Aber, beim allmächtigen Gott, ich werde sie rächen an denen, die sie gemordet."

So wie er ging und stand, ohne Ueberrock und Kopfbedeckung, stürzte er nach der Thür. Bernhard v. Holmfeld aber vertrat ihm den Weg.

„Wohin willst du, Rudolf? Und was willst du beginnen?"

„Hast du Fischblut in den Adern, daß du mich danach fragen kannst? Aber freilich, du bist ja nur ihr Bruder!"

„Der Schlag trifft mich darum nicht minder schwer als dich. Aber ich denke, wir haben unsere ruhige Besinnung niemals nötiger gehabt, als in diesem Augenblick. Wie ich Hildegard kenne, vermag ich noch nicht an das Entsetzliche zu glauben, das dir das Nächstliegende scheint."

„Aber so sage mir doch, wohin sie sonst gegangen sein sollte, ohne dich oder mich auch nur mit einem einzigen Wort zu benachrichtigen! Ah, wenn ich sie doch gestern mit Gewalt aus den Händen ihrer Peiniger, ihrer Mörder befreit hätte! Wie ein elender, jämmerlicher Feigling habe ich gehandelt, und voll Verachtung gegen mich ist sie davongegangen — ohne ein Lebewohl — ohne ein Lebewohl!"

Er warf sich laut aufschluchzend über einen Stuhl. Holmfeld aber trat zu seinem Vetter und raunte ihm

hastig zu: „Ich sehe, daß du zu Pferde gekommen bist. Reite also nach Neuhaus zurück, als ob an jeder Minute ihr Leben hinge, und bringe meinem Vater schonend bei, was hier zu befürchten steht. Man muß sie überall suchen — hörst du? Ueberall — im Schloßteich zuerst. — Ich kann dich nicht begleiten, denn ich darf meinen unglücklichen Freund nicht verlassen. Aber man soll sofort eine Nachricht hierher senden, wenn — wenn man sie gefunden."

Er mußte die Zähne zusammenbeißen, um bei den letzten Worten nicht ebenfalls in Thränen auszubrechen.

Joachim v. Rüstow drückte ihm schweigend die Hand und eilte hinaus, um seine Weisung zu befolgen.

Als er die Thür gehen hörte, sprang Selbitz auf und machte Miene, dem Lieutenant zu folgen.

Mit festem Griff hielt Holmfeld ihn zurück. „Du bleibst hier, Rudolf!" sagte er. „Was auch geschehen ist, deine Dazwischenkunft kann nichts mehr daran ändern. Und ich verlange Schonung für meinen unglücklichen Vater."

„Schonung? Für ihn, der sie in den Tod getrieben? Wenn ich ihn jetzt hier unter meinen Händen hätte — so wahr ich lebe, Bernhard — ich würde ihn erwürgen."

„Er aber verspürte dir gegenüber vielleicht das gleiche Verlangen. Denn es ist wohl sicher, daß er dich für den Urheber alles Unglücks hält, wie du ihn. Darum werde ich nicht dulden, daß ihr zusammentrefft, solange diese Ungewißheit über Hildegards Schicksal andauert. Man wird in Neuhaus alles aufbieten, was in Menschenkräften steht, um sie zu finden — dessen darfst du vollkommen gewiß sein. Bei deiner Unkenntnis der örtlichen Verhältnisse könntest du dabei nur im Wege sein, zumal in diesem Zustande, der auch den anderen vielleicht die ruhige Ueberlegung rauben würde. Ich handle nur in deinem eigenen Interesse, wenn ich dich hindere, diese traurige

Situation durch deinen Mangel an Selbstbeherrschung noch tragischer zu gestalten."

Es wurde ihm nicht leicht, gegen die leidenschaftliche Erregung des Freundes seinen Willen durchzusetzen, aber es gelang ihm schließlich doch, und als Selbitz sich weinend an seine Brust warf, that er alles, was er vermochte, um ihn mit Trostgründen und Hoffnungen aufzurichten, an die er selber doch kaum noch glaubte.

In den engen Mauern des Wirtshauses aber litt es den unglücklichen Maler nicht. Wenn er nicht nach Neuhaus hinüber durfte, so wollte er doch dahin, wo er dereinst so glücklich gewesen war. Er glaubte die Qualen dieser zermarternden Ungewißheit leichter zu ertragen, wenn er Gottes freien Himmel über sich hatte und wenn ihn die düstere Einsamkeit des herbstlichen Hochwaldes umgab. So zog er ungestüm den anderen mit sich fort, und sie schritten, ohne daß ein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde, zum Dorfe hinaus und durch den Freudengrund bergan.

Holmfeld, der ja die ganze Geschichte seiner Liebe kannte, wußte, daß es die Ruine des Freudenschlosses war, der sein armer Freund zustrebte. Und er hinderte ihn nicht, obgleich er angesichts jener stummen Zeugen seines Glückes einen neuen Verzweiflungsausbruch befürchtete. Zuletzt hatte er Mühe, ihm zu folgen, mit so stürmischer Ungeduld drängte Selbitz seinem Ziele entgegen. Er blieb nicht einmal mehr auf dem in Schlangenwindungen ansteigenden Bergpfad, sondern kletterte an dem steilen Hange empor, unbekümmert um das Gestrüpp, das sich ihm an die Kleider hängte und das seine Hände blutig riß.

Nun wurde das graue Gemäuer zwischen den Stämmen sichtbar, und Selbitz blieb mit zuckenden Lippen stehen, den Blick unverwandt auf den alten Bergfried gerichtet. Vielleicht erinnerte er sich des fröhlichen Abschiedsgrußes

und der übermütigen Mahnung, die er ihm vor vierzehn Monaten zugerufen. Wahrlich, es hätte ihrer nicht bedurft, denn der Turm stand heute stark und aufrecht da wie damals, er würde mit seinem verwitterten Gestein wohl noch manches Menschengeschlecht überdauern. Das Glück aber, das Rudolf Selbitz sich bei seiner Wiederkehr hatte holen wollen, es war zertrümmert und zerschellt, um nie wieder zu erstehen — der kurze Traum seiner Seligkeit war nur ein winziges Kapitel mehr in dem großen Buche vom urewigen Menschenleid, davon sich dereinst auch im Bannkreis des trutzigen Bergfrieds manch tragisches Stücklein abgespielt haben mochte.

Die kleine, eisenbeschlagene Pforte stand offen wie an jenem Tage, da sich der Fuß des ziellosen Wanderers zum erstenmal hierher verirrt. Langsam, mit unsicheren, zaudernden Schritten, ging Selbitz darauf zu. Wie dumpfes Stöhnen kam es aus seiner Brust, da er die zerbrochene Leiter und das zersplitterte Holzwerk, das sie im Fallen mit sich gerissen hatte, am Boden sah. Schweigend starrte er lange darauf hin, ohne sich von der Stelle zu rühren. Da plötzlich stürzte er zu Holmfelds Erschrecken mit einem unartikulierten Ausruf in das Innere des Turmes und bückte sich nach etwas, das sein allmählich an die Dämmerung gewöhntes Auge zwischen den Trümmern erspäht hatte. Geisterbleich, mit entstelltem, verzerrtem Antlitz, hielt er dem Freunde im nächsten Moment einen zierlichen, neuen Damenschuh und einen hellfarbigen, mehrfach zerrissenen und mit Blut befleckten Seidenstrumpf entgegen.

„Hier war sie — hier!“ stammelte er, kaum im stande, ein paar zusammenhängende Worte hervorzubringen. „Sie haben — sie — schon geholt.“

Auch Holmfeld war zum Tode erschrocken; denn daß hier ein Unglück geschehen sein mußte, war nach diesen Anzeichen ja außer allem Zweifel. Während Selbitz mit

krampfhaft arbeitender Brust an der Mauer lehnte, weil die zitternden Kniee ihm den Dienst zu versagen drohten, trat der Baron in den Turm, um den Schauplatz des fürchterlichen Ereignisses genauer zu besichtigen. Da war es, als trüge der Wind, der durch die Schießscharten und Mauerluken strich, einen seltsamen, klagenden Laut, wie das leise Wimmern eines von Schmerzen gefolterten, todmatten Menschen zu ihm herab. Er lauschte mit angehaltenem Atem; dann stürzte er auf Selbitz zu und zog ihn herein.

„Horch! Was ist das? Es muß von der Höhe des Turmes kommen. Da — schon wieder! Hast du es nicht gehört?"

Ja, er hatte es gehört — und mit einer Stimme, die Tote hätte erwecken können, rief er zweimal Hildegards Namen. Ein Aufschrei, schwach, doch deutlich vernehmbar, drang wie als Antwort von droben herab, und das Gesicht des Malers überzog sich plötzlich mit dunkler Glut.

„Sie ist oben!" schrie er. „Sie lebt — sie lebt! — Die Leiter! Hilf mir die Leiter bis zu dem letzten, stehen gebliebenen Absatz hinaufziehen. Von dort aus muß sich die Luke erreichen lassen."

Holmfeld erkannte sofort das Irrige dieser Erwartung. Selbitz aber hatte die am Boden liegende Leiter bereits mit eisernen Fäusten gepackt, und er würde sie sicherlich allein hinaufgeschleppt haben, wenn der andere sich geweigert hätte, ihm den erbetenen Beistand zu leisten. Vier starke Männer würden unter gewöhnlichen Verhältnissen Mühe gehabt haben, das schwere Holzwerk über die luftige, schwankende Stiege hinaufzubringen; die fürchterliche Spannung der Situation aber verlieh den beiden übermenschliche Kräfte. Sie trugen die Leiter bis zur halben Höhe des Turmes empor, und Selbitz, der oben auf dem

Absatz stand, lehnte sie gegen die Mauer. Zum maßlosen Entsetzen des Freundes, der ihm umsonst seine angstvolle Warnung zurief, begann er daran emporzuklimmen, um dann, da ja die letzte übrig gebliebene Sprosse noch um mehr als Manneslänge von der Bodenöffnung in der Plattform entfernt war, wie eine Katze an der nackten Mauer weiterzuklettern. Es war ein Beginnen, wie es nur äußerste Verzweiflung erklären konnte. Ein einziger Fehlgriff, ein Losbrechen der morschen Steine, auf denen sein Fuß eine Stütze suchte, mußten ihn unfehlbar in die Tiefe stürzen lassen; ja, nur ein Wunder konnte ihn vor diesem Schicksal bewahren. Aber das Wunder — es geschah! Seine zerschundenen Hände packten den Rand der Luke; er zog den Oberkörper nach und es gelang ihm, die Stangen des Eisengestells zu fassen, dessen Vorhandensein auch für Hildegard zur Rettung geworden war. Er schwang sich hinauf, und sein Aufschrei verriet dem in seiner tödlichen Angst unten auf der Stiege gleichsam erstarrten Holmfeld, daß er gefunden, was er gesucht.

Eine lange, bange Minute noch, dann erschien sein Kopf wieder über der Oeffnung, und er rief mit fliegendem Atem hinab: „Sie ist da — sie lebt — aber sie erkennt mich nicht mehr! Du mußt ins Dorf, Leute zu holen. Ihr müßt Leitern bringen und eine Tragbahre mit Betten. Aber schnell, um Gottes willen, schnell!“

Bernhard v. Holmfeld vergeudete denn auch keine Zeit mit einer zwecklosen Frage. Durch Gebüsch und Strauchwerk stürzte er davon. Rudolf Selbitz aber bettete das bleiche Haupt der Bewußtlosen, deren bebenden Körper er mit seinem Rock bedeckt hatte, in seinem Schoß und streichelte unablässig ihre schmalen, heißen Hände, während seine Lippen süße Kosenamen flüsterten und während unaufhaltsam die brennenden Thränen über seine Wangen rannen.

— — — — — — — — — — — —

Endlich — endlich kam die Hilfe. Als die Leute aus dem Dorfe da waren und als sie mit Hilfe der mitgebrachten Leitern eine halbwegs sichere Verbindung mit dem Erdboden hergestellt hatten, befahl ihnen der Maler in einem Ton, der jeden Widerspruch erstickte, aus dem Wege zu gehen. Wie ein Kind hatte er die Geliebte auf seine Arme gehoben, und so trug er sie hinab.

Dann bewegte sich der stille, traurige Zug ins Thal hinab, wieder gen Reimsbach zu. Denn bis nach Neuhaus war es zu weit, und die alte Lehrerin unten im Dorfe richtete bereits ihr Staatszimmer für die Aufnahme der Kranken her.

Während ein reitender Bote mit den Depeschen, welche Aerzte aus der Hauptstadt rufen sollten, nach der nächsten Telegraphenstation jagte, stand der alte Baron v. Holmfeld mit seinem Sohn und dem grauköpfigen Reimsbacher Doktor an Hildegards Leidenslager. Der Arzt machte kein sehr hoffnungsvolles Gesicht.

„Die Verletzung des Fußes ist ja nicht gefährlich, aber die Kräfte sind bis aufs äußerste erschöpft, und niemand kann in diesem Augenblick sagen, ob der Körper noch widerstandsfähig genug ist, den Ansturm zu überdauern."

Der Baron hatte eine wahrheitsgemäße Auskunft verlangt; nun, da sie ihm geworden, barg er das Gesicht in den Händen und schluchzte laut. Die Erlebnisse dieses Tages hatten den gestern noch so straffen und kernigen Mann völlig gebrochen. Seine Haltung war matt und kraftlos; jeder, der ihn vordem gekannt, mußte auf den ersten Blick wahrnehmen, daß ihn dieser Schlag bis in das Mark seines Lebens getroffen.

Sanft und liebevoll legte Bernhard den Arm um seine Schultern und sprach tröstend auf ihn ein. Der alte Mann

aber dachte des Grolls nicht mehr, den er noch vor wenig Stunden gegen den Sohn gehegt. Er lehnte den grauen Kopf an seine Brust und fragte weinend: „Bin ich denn wirklich ein so harter, ungerechter Vater gewesen, daß ich dies verdient habe? Und soll sie dafür büßen — mein Kleinod — mein Liebling — meine kleine Hilde?“

Die Kranke machte eine Bewegung, die auf wiederkehrendes Bewußtsein deutete, und der Arzt ersuchte die beiden Männer dringend, sich aus dem Zimmer zurückzuziehen. Bernhard mußte seinen Vater fast gewaltsam zum Mitgehen nötigen. Im Nebengemach aber, wo Rudolf Selbitz mit verschränkten Armen düster an des Lehrers Schreibtisch lehnte, machte sich der Baron von ihm los und trat auf den Maler zu. Seine Stimme war voll Thränen, doch seine Worte hatten trotzdem einen festen Klang, da er sagte: „Reichen Sie mir die Hand zur Versöhnung, mein Sohn! Ob Gott uns meine Tochter zurückgiebt oder ob er sie uns nimmt — von dieser Stunde an ist sie die Ihre!“

— — — — — — — — — — — —

Wohl war es ein langes Krankenlager, das Hildegard zu erdulden hatte, aber es wurde nach Verlauf der ersten kritischen Tage ein gar sonniges und fröhliches Krankenlager. Denn Rudolf stand daneben an seiner Staffelei, um nach einer schon vor vierzehn Monaten entworfenen Skizze den Bergfried des einstigen Freudenschlosses zu malen, und durch Thüren und Fenster herein lugte das strahlende, lachende Glück. —

Der alte Turm hoch über dem romantischen Freudengrunde durfte noch manches Jahrzehnt und noch manches Menschengeschlecht überdauern. Verhängnisvoll aber wird er keinem mehr werden, denn der Zugang ist vermauert.





Im Universal-Warenhaus.

Skizze aus dem modernen Geschäftsleben. Von **J. Müller.**

Mit 15 Illustrationen.

Die große unter einem Dache untergebrachte und als ein Ganzes geleitete Vereinigung von Läden, die man früher Bazar nannte, jetzt aber mit dem Namen „Universal-Warenhaus" bezeichnet, ist so charakteristisch für unsere alles zentralisierende Zeit, daß sie als typisch für die Art gelten kann, in welcher der Handelsverkehr der Zukunft sich entwickeln wird. Bereits hat in mancher Hinsicht das Universal-Warenhaus den Kleinhandel fast verdrängt, und letzterer gerät immer mehr und mehr in eine unhaltbare Lage. Eben jetzt hat man noch einen weiteren Schritt vorwärts gemacht, dessen Erfolg sich freilich vorerst noch der Beurteilung entzieht: die großen Warenhäuser fangen an, selbst und zwar in größerem Umfange zu fabrizieren, sie sind also zugleich Fabrikanten und Kleinhändler und schließen den Zwischenhandel, der die Ware so erheblich verteuert, ganz aus.

Uebrigens ist die Idee des Warenhauses durchaus keine ganz neue; die Riesenetablissements dieser Art in Paris, welche immer noch unerreicht dastehen, sind die ältesten, und ihre Anfänge stammen bereits aus dem Jahre 1852.

Sie haben dann überall Nachahmung gefunden und berechnen zum Teil ihren jährlichen Umsatz auf 100 Millionen Mark und mehr. Daß aber jetzt Amerika, das auf dem Gebiet modernen Fortschritts stets an der Spitze zu sein sucht, auch in dieser Hinsicht Europa zu überflügeln beginnt, mag man daraus entnehmen, daß es dort gegenwärtig nahezu tausend bedeutende Universal-Warenhäuser giebt, die sich an Zahl und Umfang ihrer Geschäfte trotz des Widerstandes der Ladenbesitzer stetig vergrößern. In eines der größten dieser Häuser wollen wir heute die Leser führen, um sie mit dem Betrieb desselben bekannt zu machen.

Es ist klar, daß die Organisation und Leitung eines Unternehmens, welches sich mit hundert und mehr besonderen Branchen befaßt, dessen Bedarf aus allen Weltteilen bezogen wird und für welche also die allerverschiedensten Einkaufsbedingungen bestehen, einen höheren Grad von praktischem Geschick erfordert, als der Betrieb eines Geschäfts, das sich auf eine einzelne Warenklasse beschränkt. Trotzdem liegt, wenn auch in den meisten Fällen eine Anzahl Geschäftsteilhaber vorhanden ist, doch die oberste Leitung in der Regel in den Händen eines einzelnen, der thatsächlich das Haupt des Ganzen ist. Es ist gewöhnlich ein „selbstgemachter Mann“, seine Laufbahn fing unten an als Packer oder Austräger, er stieg zum Verkäufer auf, zeigte sich seinen Kollegen überlegen, und schließlich fand seine Geschäftstüchtigkeit die Anerkennung, welche ihn an die Spitze berief. Diesen Typus von kaufmännischer Laufbahn konnte nur die allerneueste Zeit aus sich entwickeln, in welcher das fertige Warenhaus dem strebsamen Jüngling die Möglichkeit bot, sich einerseits die vollkommenste Ausbildung zu verschaffen und sie andererseits aufs vorteilhafteste zu verwerten.

Die Fähigkeit des Leiters, tüchtige Leute herauszufinden



Anfertigung von Bett- und Leibwäsche.

und jedem die richtige Stelle anzuweisen, ist großenteils maßgebend für den Erfolg eines Universal-Warenhauses; und auch darin muß ein solcher Leiter außergewöhnlichen Scharfblick und Geschick beweisen. Wo die eigenen Leute nicht zureichen, da werden die Abteilungsvorstände durch Zusage eines höhern Gehaltes oder gewisser Aussichten für ihre Zukunft von anderen Etablissements weggelockt, in



Wartezimmer für Kinder.

denen sie sich durch ihre Tüchtigkeit bemerklich gemacht hatten, und es besteht auch in diesem Punkte eine scharfe Konkurrenz unter den großen Warenhäusern.

Die verschiedenen Abteilungsvorstände sind zugleich die Einkäufer. Ein tüchtiger Beamter dieser Art, welcher mit jedem Jahre seinen Umsatz und den Ruf seiner Abteilung steigert und der beim halbjährlichen Inventar ein gutausgestattetes und guterhaltenes Lager vorweisen kann, kurz einer, der das „Geldmachen“ versteht, erhält in großen Geschäften 5000 bis 10,000 Dollars Gehalt und häufig noch eine Tantieme vom jährlichen Mehrverkauf aus seiner Abteilung. So stehen sich in einigen der bedeutendsten Branchen die

gewandtesten Einkäufer auf nahezu 30,000 Dollars. Dies wird begreiflich, wenn man erwägt, daß es bei einer einzigen Abteilung eines großen Warenhauses schon 50,000 Dollars Unterschied ausmacht, wenn der Nutzen aus einem Umsatz von durchschnittlich einer Million Dollars sich nur um 5 Prozent erhöht, eine Steigerung, die ein fähiger



Wartezimmer für Damen.

Kopf gegenüber einem mittelmäßigen ganz wohl erzielen kann. In den ganz kleinen Warenhäusern dagegen erhalten die Leiter mancher Abteilungen nur 25 Dollars per Woche ohne jede Tantieme. Dies sind natürlich die äußersten Gegensätze.

Das moderne Warenhaus gleicht einem ungeheuren Vexierspiel, das, kaum zusammengesetzt, seine Gestalt wechselt und neu geordnet werden muß. Ein Teil ist zusammengeschrumpft, ein anderer dehnt sich aus, ein dritter ändert Art und Form, so daß der Spieler die einzelnen Stücke

neu zusammensetzen oder — in dringenden Fällen — vielleicht auch die Spielfläche vergrößern muß, um für alle Steine Platz zu bekommen. Das Warenhaus ist solch eine Spielfläche und seine Abteilungen sind die Vexiersteine. Zunächst haben wir einen bestimmten Raum, wovon jedes Quadratmeter so und so viel jährlich kostet. Die



Postamt des Warenhauses.

Wertung desselben bestimmt sich einzig und allein nach den Einnahmen der vorhergehenden Jahre, unter Berücksichtigung der allgemeinen finanziellen Aussichten für das neue.

Ein großer Teil des verfügbaren Raumes geht zunächst ab für Einlieferungs-, Lager- und Packräume, Fabrikationslokale und Reparaturwerkstätten, für Comptoire, für Einkaufs- und Verwaltungsbureaus, sowie für die

Kassen- und Expeditionssäle. All das ist totes Kapital, das aus dem rentierenden Teile des ganzen Unternehmens verzinst werden muß. In vielen Warenhäusern werden bestimmte Räumlichkeiten, nicht ohne Schaden für die Abteilungen, denen sie zugehören, den Kunden in Form von Konversations- und Wartezimmern oder zu Restaurations-



Kolonialwaren-Abteilung: Bestellzimmer.

zwecken überlassen. Ja, die größten Warenhäuser besitzen sogar ein eigenes Postamt zur Bequemlichkeit der Kunden. Die scharfblickenden Unternehmer wissen genau, daß sie mit dem Komfort der Kunden nur die Anziehungskraft ihres Etablissements steigern.

Abgesehen von den unverwendbaren Räumen im Hause verbleibt in jedem Stockwerk noch ein angemessener Platz als allgemeine Reserve, und hier tritt dann die interne Eifersucht auf den Plan: bei Verteilung desselben spielt jede einzelne Abteilung die Rolle eines selbständigen Ge-

schäfts, dessen Leiter natürlich für sich die größten Vorteile zu erlangen sucht.

Würde es sich nur darum handeln, einen gewissen Raum, der durchweg von gleichem Werte ist, in so und so viel Teile zu zerlegen, so wäre dies ein sehr einfaches Rechenexempel. Allein der Raum ist im vorliegenden Falle von sehr verschiedenem Werte. Der Hauptgang im Parterre ist selbstverständlich ein günstigerer Verkaufsplatz,



Fleischhalle des Warenhauses.

als eine Ecke im dritten Stock. Unten bewegt sich der Hauptverkehr, und dorthin verlegt man darum auch meistens die Verkaufsräume für die anziehenderen Artikel, wie Seide und Kleidungsstoffe. Wolldecken oder Unterkleider dagegen, welche weniger dem Schmuck als dem Bedürfnis dienen, wären hier nicht am richtigen Platze, so wenig wie Porzellan und Glaswaren, wegen der Gefahr des Zerbrechens. Solche Dinge wird man in der Regel in den oberen Stockwerken unterbringen. Immerhin aber kann es vorkommen, daß für eine Festgelegenheit, oder um einen Artikel auszuverkaufen, ganze Wälle von Decken an der Hauptfassade

des Warenhauses aufgeschichtet und die feinsten Glasgegenstände in den Hauptgang gestellt werden, ungeachtet der damit verbundenen Verluste, die sehr bedeutend sind. Bei einem Ausverkauf von Krystallwaren im letzten Winter in einem großen Warenhause entstand ein täglicher Abgang infolge Bruches von nahezu 200 Dollars Wert; allein der Abteilungschef rieb sich die Hände und meinte, solcher Verlust lasse sich das ganze Jahr hindurch ertragen, wenn das Publikum nur immer so massenweise komme.



Verkaufslokal für Haustiere.

Die Natur der einzelnen Abteilungen bringt es mit sich, daß deren Umfang ein sehr verschiedener ist. Teppiche erfordern große Ausstellungsräume, während für Chemikalien nur die nötigen Gestelle erforderlich sind, um sie darin zu bergen. Also ein Schablonisieren giebt es nicht. Alles wird je nach Bedürfnis zweckentsprechend eingerichtet. So ist die Fleischhalle eines der größten amerikanischen Warenhäuser der Markthalle einer kleinen Stadt an Größe ebenbürtig, und das Ver-

kaufslokal für lebende Tiere gleicht einer kleinen Menagerie. — Wie mit dem Flächenraum, so verhält es sich auch



Kassenzimmer.

mit den bewilligten Mitteln. Wird ein Abteilungsraum vergrößert, so muß auch das Ausgabenkonto erhöht werden, und so geraten die Abteilungsvorstände hier, wie bei vielen anderen Veranlassungen, in scharfe Konkurrenz. So



Packraum. I. Abteilung.

bei der Zuteilung des Verkaufspersonals, wo nicht nur die Kopfzahl, sondern auch die Güte in Betracht kommt, bei der Benützung der Schaufenster und bei der Festsetzung des Reklameanteils. Hat eine Abteilung einmal ihre Konkurrenzfähigkeit bewiesen, so wird sie sich ohne Mühe Jahr um Jahr erweitern. Die Gründe hierfür liegen nahe genug.

Nehmen wir zum Beispiel eine Abteilung für Kleidungsstoffe, deren Chef eine beliebte Novität eingeführt hat. Mit einem Schlage hat sie einen Ruf erlangt, und das Publikum strömt ihr zu. Das Lager wird ausverkauft, wieder ergänzt und aufs neue verkauft. Das Warenhaus beweist dem Abteilungschef seine Anerkennung durch erhöhtes Vertrauen, indem es größere Summen für ihn auswirft. Man macht besondere Anzeigen für seine Abteilung oder läßt sie ihn selbst in Vorschlag bringen, und die Schaufenster werden mit seinen Kleiderstoffen vollgepfropft. Bald wird der ihm angewiesene Raum zu enge, und man überläßt ihm weitere Lokale mit einem Extrapersonal, wogegen andere, weniger erfolgreiche Abteilungen Ladentische und Personal an die glücklicheren abtreten müssen. Diese Vergrößerung bringt auch weitere Chancen mit sich. Da ihm jetzt mehr Kapital zur Verfügung steht, so kann er auch von den Fabrikanten größere Vorteile verlangen, und bald ist er der Gegenstand des Neides der anderen Abteilungen. Wachsen dieser Art etwa ein Dutzend Abteilungen in einem Warenhaus, so verschafft dieser allseitige Aufschwung dem Ganzen eine Bedeutung, welche dem für die Einzelbranche thätigen Kaufmann beinahe als ein Wunder erscheint.

Die oberste Leitung des Warenhauses liegt, wie schon erwähnt, meist in der Hand eines einzigen Mannes, des Direktors. Er ist thatsächlich die letzte Instanz in allen den Betrieb oder das Wesen des Geschäfts betreffenden

Fragen. Gar oft hängt von seinen Anordnungen das Bestehen des Warenhauses ab. Ein Mann, dem man



Packraum. II. Abteilung.

Barschheit, Leidenschaftlichkeit und Mangel an Billigkeitssinn vorzuwerfen hat, wird auch nur schwer tüchtige Abteilungschefs und Verkäufer finden.

Der Abteilungschef nun leitet nicht nur selbständig seine Abteilung, sondern kauft auch persönlich den ganzen Warenvorrat seiner Abteilung ein; jeder Erfolg und jeder Mißgriff kommt auf sein Konto. Auf ihm ruht die Verantwortlichkeit, und innerhalb seiner Abteilung erläßt er selbst die Gesetze nach Maßgabe der vom Haus im allgemeinen befolgten Grundsätze. Seinen Anschaffungen sind in der Regel Grenzen gezogen, welche er ohne besondere Erlaubnis seitens der Oberleitung nicht überschreiten darf. Ein unzulängliches Lager wird ihm als Versehen angerechnet, ein überhäuftes als ein Fehler. Es ist ein Hauptsatz des Einkäufers: das Zuviel des Vorrats zu jedem Preise loszuschlagen, kommt billiger zu stehen, als es aufzuspeichern. Er muß voraussehen, welche Schattierungen eines Seidenstoffes in der kommenden Saison die beliebtesten sein werden, und welchen Schnitt man an den Mänteln und an den Hauskleidern haben will. Einmal hierüber im klaren, muß er alle Hebel in Bewegung setzen, um nach den ersonnenen Mustern eine Mode zu schaffen, und die zu diesem Ende angewandten Mittel sind oft sehr drastisch.

In jeder der bedeutenderen Abteilungen eines Warenhauses hat der Einkäufer ein besonderes Zimmer, woselbst die Fabrikagenten ihre Muster zur Prüfung vorlegen, und jeden Morgen kann man eine Menge dieser Herren im Vorzimmer warten sehen, die alle der Entscheidung des Abteilungsvorstandes über die Brauchbarkeit ihrer Artikel harren. An Gelegenheit, die Welt zu sehen, fehlt es einem solchen Einkäufer auch nicht. Häufig hat er zweimal im Jahr nach Europa und, entsprechend der Geschäftigkeit der handelnden Welt unserer Tage, an die allerentlegensten Orte der Erde zu reisen. Manchmal schickt ein einziges Warenhaus ein Dutzend Käufer nach Europa und gleichzeitig andere nach Japan, Indien oder Afrika,

um Teppiche, Seide, Matten und tausend andere Dinge einzukaufen. — Ein sehr wichtiger Mann in einem Universal-



Transport der fertigen Pakete zu den Fuhrwerken.

Warenhaus ist auch der Empfangsbeamte. Er bezieht ein Gehalt von 30 bis 40 Dollars die Woche; er ist ein leben-

diges Adreßbuch, von dem der eintretende Käufer erfahren kann, daß Bänder am siebenten Ladentisch links unten verkauft werden, und daß Teppichbesen am Ausgang des mittleren Korridors im dritten Stock zu finden sind. Dies sind seine einfachsten Pflichten. Dagegen hat er noch eine Reihe anderer, die ihn wohl vor Langeweile bewahren.


Der Geheimagent des Warenhauses.

Er muß darauf achten, daß die Verkäufer in Kleidung, Benehmen und Eifer untadelig sind, sich gegen jedermann höflich beweisen, und zwischen dem Geschäftspersonal und solchen, die Klagen vorzubringen haben, vermitteln, kurzum Schiedsrichter sein über den Verkehr im Hause. Wo ein weitausblickender, gewandter Einkäufer und ein höflicher, energischer Empfangsbeamter harmonisch zusammenarbeiten, wird jede Abteilung eines Warenhauses zur Blüte kommen.

Das große Heer der Verkäufer bildet in einem Warenhause erster Klasse die Hauptmasse der Angestellten. Solche Verkäufer erhalten in Amerika zwischen 6 und 15 Dollars die Woche, und ein solches Haus beschäftigt während der besten Zeit bis zu 2500 Personen, darunter etwa 500 Hilfskräfte. Auf der niedersten Lohnstufe end-

lich stehen die Laufburschen und Kassiererinnen, welche mit einer Vergütung von 1½ bis 3 Dollars die Woche zufrieden sein müssen. Das Kassenzimmer befindet sich meist im Souterrain und ist mit einem Drahtnetz umkleidet, welches bis zur Decke reicht. Hier sind zwanzig und mehr Mädchen beschäftigt, deren jedes an guten Ge-



Postanweisungsbureau.

schäftstagen auf 1000 bis 1800 Dollars Einkäufe genau herauszugeben hat.

Man kann sich eine Vorstellung von dem Umfang der Arbeit machen, welche der Betrieb eines dieser Etablissements in sich schließt, wenn man sich die Thatsache vergegenwärtigt, daß das Publikum nur ein Drittel des gesamten Personals zu Gesicht bekommt. Im obersten Stock des Gebäudes, wo der Platz am wenigsten kostbar ist, befinden sich die Lagerräume, in welchen ein fleißiges Heer die im anstoßenden Lokal ausgepackten Waren an ihre bestimmten Plätze bringt und auf Weisung des Disponenten die Vorräte in den Abteilungen ergänzt. Die

Arbeitssäle, in denen Hunderte von Mädchen von früh bis spät mit Aendern und Ausbessern beschäftigt sind, liegen meist seitwärts, wo die vorübergehenden Kunden sie schwerlich vermuten. Die Arbeitszimmer sind in der Regel hell und gut ventiliert; der Lohn der Arbeiterinnen ist ungefähr derselbe, wie bei den Verkäuferinnen, und die Abteilungsvorschriften sind viel weniger streng, als bei denen hinter dem Ladentische.

Der Versand geschieht von den Souterrainräumlichkeiten aus und beschäftigt daselbst eine große Anzahl fleißiger Hände. Diese Abteilung gleicht durchaus einer Paketpost, und es sind in diesen Packräumen in einigen der größeren Warenhäuser zwischen 400 und 500 Beamte thätig. Dort wird am schwersten gearbeitet, besonders während der Weihnachtszeit, wo die Leute Tag und Nacht zu thun haben, so daß die tägliche Arbeitszeit oft 18 Stunden beträgt. Jede Sendung wird entsprechend verpackt und adressiert, und alsdann, wenn für die Stadt bestimmt, auf einen langen Tisch geworfen, von wo die Pakete von jungen Leuten mit Rechen, wie sie die Croupiers haben, in numerierte Fächer gestoßen werden, aus denen dann die Fuhrleute sie abholen.

An der Spitze der Versandabteilung steht in jedem Warenhaus ein Mann, der den ganzen Stadtplan in seinem Gehirn trägt und sofort sagen kann, wo irgend ein ihm genanntes Haus liegt, ob es aus Ziegel- oder Sandstein gebaut ist, ob reiche oder arme Leute dort wohnen und ob der Stadtteil aus Villen, Palästen oder gewöhnlichen Mietskasernen besteht. Die Laufburschen und Kutscher befördern dann die Waren fort. Mit der Ablieferung der Ware im Hause des Käufers sind die Pflichten des Warenhauses zu Ende, es sei denn, daß irgend ein Irrtum unterlaufen wäre.

Die Ehrlichkeit der Angestellten muß in vieler Be-

ziehung vorausgesetzt werden, doch besteht in jedem Warenhaus ein vollkommenes Kontrollsystem von oben bis unten mit alleiniger Ausnahme des Einkäufers. Dieser ist für seine Handlungen nur der Firma verantwortlich, und es giebt auch kein Mittel, ihn zu kontrollieren, außer einigen einfachen Vorsichtsmaßregeln, um zu erfahren, ob er zum Vorteil der Firma einkauft oder zu seinem eigenen.


Umkleideraum der Angestellten.

Zur Entdeckung von Diebstählen seitens der Angestellten, wie zur Beobachtung des kaufenden Publikums hält man geheime Polizeiagenten; ihre Aufgabe ist es, unauffällig umherzuwandern und die Besucher scheinbar gleichgültig zu beobachten. Die Mehrzahl der Ladendiebe sind weiblichen Geschlechts. Verdächtige werden möglichst ohne Aufsehen nach einem Kabinett geführt, woselbst eine Frau ihre Kleider durchsucht. Mehr wie geschäftsmäßige Diebinnen, welche den Agenten fast alle bekannt sind, machen ihnen die Personen zu schaffen, denen der Hang zur sogenannten „Kleptomanie“ anhaftet. Diese oft den höchsten Kreisen angehörigen Damen stehlen alles, was ihnen in den Weg kommt, und aus geschäftlichen Gründen ist es nicht geraten, sie anzuzeigen. Die vornehme Diebin wird einfach gezwungen, ihr Schuldbekenntnis zu unterschreiben, das dann als beständige Drohung über ihr schwebt. Daß sie oder ihre Angehörigen das Entwendete bezahlen müssen, ist selbstverständlich.

Es läßt sich wohl kaum bestreiten, daß das große

Warenhaus für das kaufende Publikum eine Wohlthat ist, nicht nur zufolge der durch dasselbe eingeführten billigen Preise, sondern auch wegen der Bequemlichkeit, viele Geschäftszweige beisammen zu finden. Dies spart Mühe und Zeit, vor allem für den auswärtigen Kunden vom Lande, der nur ab und zu in die Stadt kommt. Der Umsatz



Speisesaal der Angestellten.

nach außen ist denn auch so bedeutend, daß das Postanweisungsbureau, wo die Geldsendungen der auswärtigen Kunden einlaufen, zu den bedeutendsten Comptoirräumen des Warenhauses zu gehören pflegt.

Ein weiterer Vorzug der großen Warenhäuser ist ihre durchgängige Reellität und die zunehmende Anerkennung des Grundsatzes, daß gute Behandlung der Angestellten eine gesunde Geschäftspolitik ist.

Vor vielen Jahren begann einer der hervorragendsten Arbeitgeber mit dem Versuch, durch Förderung der Wohlfahrtseinrichtungen des Hauses unter seinen Angestellten

die Anhänglichkeit an dasselbe zu heben. Andere Warenhäuser folgten seinem Beispiel, und gegenwärtig ist für die Angestellten besser gesorgt, als meist in den kleineren Geschäften. Ein jeder hat zum Beispiel in einem großen gangartigen Auskleideraum seinen eigenen, verschließbaren Schrank und erhält in dem gemeinsamen Speisesaale gegen mäßigen Preis eine gute Mahlzeit aus der Küche des Hauses. Außerdem unterstützen die Leiter gesellige und gemeinnützige Vereine unter ihrem Personal, und jetzt haben fast alle großen Warenhäuser ihre jährlichen Festlichkeiten. Bei einigen Warenhäusern sind sogar schon Reisen nach Europa für das Verkaufspersonal arrangiert worden, auch giebt es Weihnachtsgeschenke; allein die Leute schätzen doch stets eine gute Behandlung und anständige Bezahlung am meisten.

Das Universal-Warenhaus macht täglich Fortschritte, und man kann sagen, daß ihm die Zukunft gehört. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat jede Stadt mit 100,000 Einwohnern oder darüber wenigstens eines dieser Etablissements aufzuweisen. New York besitzt deren fünfzig, Chicago zwanzig, Philadelphia und Boston je fast ebensoviele und Brooklyn mindestens ein Dutzend.

Auch in der Alten Welt ist eine stetige Zunahme dieser Riesengeschäfte zu bemerken, in deren inneres Getriebe wir heute unsere Leser haben einen Blick thun lassen.





Die Berliner Polizei bei der Arbeit.

Von Th. Gandert.

(Nachdruck verboten.)

VII. Der Brandstifter.

Eines Samstags gegen Abend langte in dem wenig über 3000 Einwohner zählenden schlesischen Städtchen *** auf einer von einem mageren kleinen polnischen Pferde gezogenen Pritschke ein Herr in mittleren Jahren an, der sich vor dem Ratskeller, welcher zugleich der einzige wirkliche Gasthof des Städtchens war, absetzen ließ. Der Ratskellerwirt empfing den Ankömmling auf der obersten Stufe der kleinen, von der Straße aus nach der Hausthür führenden Treppe, ihn durch Lüften seines schwarzsammetenen Käppchens willkommen heißend. Der Fremde fragte nach Nachtquartier und Abendbrot und ließ sich, nachdem ihm beides bereitwillig zugesagt worden war, mit dem Wirt in ein Gespräch ein.

Er stellte sich als Musiklehrer und Klavierstimmer Baumann vor und erbat von dem Wirt offene Auskunft darüber, ob er wohl hoffen könne, in dem Städtchen ein einigermaßen lohnendes Feld seiner Thätigkeit zu finden. Er setzte, da das freundliche Gesicht des Ratskellerwirts

bei dieser Frage um eine Nuance weniger zuvorkommend geworden war, hinzu, daß er durchaus nicht ausschließlich auf diesen Erwerb angewiesen sei, sondern von der Intendanz des Hoftheaters zu M. noch eine Pension beziehe; er sei dort längere Jahre zweiter Kapellmeister gewesen, habe aber nach einem Zerwürfnis mit dem Musikgewaltigen daselbst vorgezogen, das Feld zu räumen.

Als dann bald nach acht Uhr das „Herrenstübl" sich mit den Honoratioren des Städtchens füllte, sah sich der „Hofmusikdirektor", wie ihn der Wirt betitelte, von sämtlichen Hereintretenden artig gegrüßt und schließlich von dem Herrn Bürgermeister gebeten, an dem gemeinsamen Stammtische Platz zu nehmen — der Ratskellerwirt hatte nicht verfehlt, für seinen Gast „Stimmung" zu machen.

Nachdem der Musikdirektor, wie er trotz seiner bescheidenen Ablehnung allseitig genannt wurde, sich sämtlichen Herren der Tafelrunde vorgestellt, pries er sich glücklich, gleich bei seiner Ankunft die Elite der Bürgerschaft kennen zu lernen, und bat zuerst den Herrn Bürgermeister um die Erlaubnis, in den nächsten Tagen den Damen seine Aufwartung machen zu dürfen und seine Dienste für Erteilen von Klavierstunden und das Stimmen von Instrumenten anzubieten. Natürlich wurde diese Erlaubnis gern erteilt, und der Abend verlief sehr fröhlich, da der Fremde, dazu aufgefordert, sich an das etwas verstimmte Pianino setzte, allerhand Volkslieder, beliebte Tänze, sowie melodienreiche Abschnitte aus bekannten Opern spielte und schließlich ein paar lustige Lieder mit einem ganz guten Baryton zum besten gab.

Dieser zukünftige Klavierlehrer und angebliche Klavierstimmer war aber in Wirklichkeit ein Beamter der Berliner Kriminalpolizei — der Schreiber dieser Zeilen. Ich hatte von meinem Chef, dem Berliner Polizeipräsidenten, auf Requisition der Regierung zu Brieg den Auftrag er-

halten, mich nach jenem Städtchen zu begeben, um womöglich den Verbrecher zu entdecken, dessen wiederholte Brandstiftungen seit drei Monaten bereits die dortige Einwohnerschaft in Angst und Aufregung hielten.

Nachdem ich Vollmacht und Beglaubigung vom Ministerium des Innern erhalten, reiste ich nach Brieg, stellte mich dem Landrat des Kreises vor und begab mich dann in einem mitgenommenen und dem von mir gewählten „Inkognito" entsprechenden Zivilanzuge nach dem Ziele meiner Reise.

Ich hatte ein riesiges Glück — und dies war mir eine gute Vorbedeutung —, denn nach Ablauf einer Woche gab ich in den ersten Familien Klavierunterricht, zusammen zwanzig Stunden wöchentlich, für welche ich dreißig Mark Honorar erhielt. Natürlich erfuhr ich nun auch von dem Gespenst, welches seit Monaten schon in dem Städtchen umging, und in der dritten Nacht meiner Anwesenheit heulte das Horn des Wächters durch die Straßen, und die Sturmglocke scheuchte die erschreckten Bewohner aus ihrer Ruhe. Es brannte die Scheune eines Ackerbürgers, dessen Gehöft ziemlich isoliert dicht vor dem Städtchen nach Norden zu gelegen war. Es war im September und die Scheune bis unter das Dach gefüllt; die beiden Spritzen der Stadt erwiesen sich als ungenügend, und erst den Anstrengungen der von allen Seiten heranrasselnden Löschzüge der Umgegend gelang es am Morgen, des entfesselten Elementes Herr zu werden, welchem die Scheune und die Ställe zum Opfer gefallen waren. Zwei Pferde und eine Menge Hühner und Tauben waren verbrannt.

In der Stadt war ein Gendarmeriewachtmeister nebst einem berittenen Gendarmen stationiert, und es machte mir Freude, wahrzunehmen, daß namentlich der Wachtmeister bei dem Brande sich als ein umsichtiger Beamter erwies, der das Speisen der Spritzen aus einem nahen

Teich und zwei Brunnen ordnungsmäßig in die Wege leitete und auch den einen Polizeidiener des Städtchens, welcher sich thatkräftig beim Löschen beteiligen wollte, anstatt auf Ordnung zu sehen, auf das Unzweckmäßige seines Thuns aufmerksam machte.

Der Verdacht, der Brandstifter zu sein, fiel auf einen Armenhäusler, welcher der Bürgerschaft schon viel zu schaffen gemacht, aber der Wachtmeister fand sehr bald heraus, daß der Mann unschuldig war. Dann wurde ein Korbmacher von der öffentlichen Meinung beschuldigt, den ein paar Frauen in einer Nacht, in welcher wiederum ein Feuer ausbrach, auf der Straße herumschleichen gesehen haben wollten.

Der Wachtmeister verhaftete den Mann, da nachgewiesen wurde, daß er in der betreffenden Nacht nicht in seiner Wohnung gewesen war. Ich wußte es allerdings besser, da ich den Menschen ein paar Nächte vorher hatte aus dem nahen Forst kommen sehen, einen in einem Sack nur schlecht geborgenen Rehbock auf der Schulter; er war ein Wilddieb und konnte natürlich, um sich nicht selbst als solchen anzuklagen, sein Alibi nicht beweisen. Ich aber vermochte die Verhaftung nicht zu hindern, da ich sonst mein nächtliches Herumstreifen und somit mein Inkognito verraten haben würde. Man entließ ihn nach der späteren Entdeckung des wirklichen Thäters sofort, und ich fühlte mich nicht veranlaßt, ihn nachträglich als Wilddieb zu denunzieren.

Da ich die freie Zeit, welche mir meine Stunden sowie das Inordnungbringen mehrerer entsetzlicher Wimmerkasten ließ — ich treibe nämlich nicht allein mit Passion Musik, sondern bin auch im stande, ein Instrument durchaus fachgemäß zu stimmen — zu Spaziergängen benutzte, so hatte ich mir die Stadt bald ganz genau angesehen. Auch die Brandstätten, von denen ein Teil noch in wüstem

Durcheinander dalag, nahm ich genau in Augenschein. Mir fiel nun zunächst auf, daß bisher ausschließlich Hintergebäude zuerst in Flammen aufgegangen waren, in denen niemand etwas mit Licht zu thun hatte; dies war ein Beweis dafür, daß das Feuer vorsätzlich angelegt sein mußte. Der Zugang zu den Brandobjekten war natürlich vom Hofe des betreffenden Grundstückes aus, aber in allen Fällen auch von rückwärts, sei es von Gärten aus, sei es unmittelbar von der Straße, leicht zu bewerkstelligen. Die Brände waren in allen Fällen kurz nach Mitternacht, wenn also die Bewohner des Städtchens ausnahmslos im ersten Schlafe lagen, bemerkt worden, und zwar brannten die Gebäude stets von unten nach oben.

Ueberall, wo ich meine Besuche machte, vor allem auch bei Familien, welche von einem Brandschaden betroffen worden waren, kam das Gespräch von selbst auf diese Brandstiftungen, aber von keiner Seite wurde irgend ein bestimmter Verdacht laut, der mir einen Fingerzeig hätte geben können. Selbst der Bürgermeister war ratlos und sprach seinen Aerger darüber aus, daß seine Berichte an die Regierung und seine wiederholten Bitten um Sendung eines Kommissars aus Brieg oder Breslau bisher noch gar keinen Erfolg gehabt hatten. An Berlin dachte der gute Mann gar nicht.

Auf meine Anfrage, ob denn der Herr Bürgermeister noch nicht in Erwägung gezogen, aus der freiwilligen Feuerwehr oder aus der Schützengilde einen regelmäßigen nächtlichen Patrouillendienst zu organisieren, erhielt ich die Antwort, daß er gleich am anderen Tage den Magistrat und die Stadtverordneten, den Schützenmajor und den Hauptmann der Feuerwehr zu einer Besprechung einladen werde, um solche Patrouillen ins Leben zu rufen. Und so geschah es denn auch. Daß die beiden Gendarmen auf dem Posten waren, hatte ich selbst bemerkt, war ich doch

wiederholt schon in Gefahr gewesen, bei meinen nächtlichen Streifereien durch das Städtchen von ihnen bemerkt zu werden. Ich bewohnte nämlich im Ratskeller ein nach dem Hofe zu gelegenes Parterrezimmer und verließ dieses allnächtlich, wenn der Verkehr aufgehört hatte und alles schlief, durch das Fenster, ging im Schatten der Stallgebäude nach dem Garten und gelangte nach Ueberklettern einer nicht sehr hohen Lehmmauer auf die Straße. Ich trug bei diesen Exkursionen stets ein paar absatzlose Turnschuhe, welche meine Schritte völlig geräuschlos über das holperige Pflaster dahingleiten ließen. Ich vertraute dem Zufall, dem besten Verbündeten für einen aufmerksamen Beobachter, der auch mir schon oftmals geholfen, wenn aller Scharfsinn sich nutzlos erwies.

Auch die beiden städtischen Polizeidiener thaten ihre Schuldigkeit, und ich bat im stillen dem einen von ihnen, den ich nach vierzehntägiger Anwesenheit für einen ausgebildeten Trunkenbold und unfähigen Menschen gehalten hatte, mein vorschnelles Urteil ab. Denn gerade diesen vermeintlichen Trunkenbold traf ich sehr häufig — natürlich ungesehen von ihm — des Nachts, wie er, in Zivilkleidung, auf seinen Patrouillengängen begriffen war.

In meinen vielfachen Gesprächen mit den Honoratioren über die Brandstiftungen — es waren binnen kaum vier Monaten bisher fünfzehn große Brände zu verzeichnen und noch mehrere kleine, die durch Zufall kurz nach ihrem Ausbruch entdeckt worden waren und bald gelöscht werden konnten — hatte ich mich nach den Versicherungsverhältnissen erkundigt, denn ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß vielleicht nach dieser Richtung hin der Schlüssel zu dem Geheimnis zu suchen sei.

Es schien wirklich auch so, als solle mein erster Gedanke der richtige sein. Denn der Apotheker erzählte mir eines Morgens während der Klavierstunde, die ich seinem

Töchterchen gab, voll Entrüstung, daß nun auch seine Versicherungsgesellschaft durch ihren in *** wohnenden Agenten ihm den Vertrag kündigen wolle, wenn er sich nicht bereit erkläre, eine bedeutend höhere Prämie als bisher zu bezahlen. Dasselbe Ansinnen sei, der vermehrten Feuersgefahr wegen, von anderen Gesellschaften an verschiedene Bürger der Stadt gestellt worden, er werde sich aber niemals dazu verstehen, sondern nun durch Vermittelung eines in Brieg wohnenden Agenten sich bei einer anderen Gesellschaft versichern. Dieser Agent, welcher von dem Vorgehen der alten Gesellschaften Kenntnis erhalten haben müsse, sei wiederholt schon in *** gewesen und habe zu den alten Bedingungen eine neue Versicherung bei seiner Gesellschaft angeboten.

Bei dieser Mitteilung schlug mein Herz fast hörbar gegen meine Rippen, denn nun wollte ich ihn schon fassen, den unheimlichen Brandstifter. Ich kalkulierte nämlich, daß der Brieger Agent mit den Brandstiftungen in Verbindung stehen müsse: natürlich, um die Provisionen für die von ihm abzuschließenden Versicherungen zu schlucken. Entweder hatte er einen Helfershelfer in dem Städtchen oder er besorgte das Geschäft selbst. Der Ort war ja von Brieg aus in wenigen Stunden zu Fuß zu erreichen; er ging am Abend weg, legte seine Lunte, war am Morgen wieder in seiner Wohnung und kam mit jedem neuen Brande seinem Ziele näher!

Am anderen Tage ließ ich meine Stunde ausfallen und fuhr mit der Post nach Brieg, „um für meine Schülerinnen neue Noten zu besorgen“. Dies that ich auch, ließ mich aber bei dem Vorstande der dortigen Polizei anmelden und erkundigte mich, ihm meine wirklichen Legitimationspapiere vorzeigend, was ihn nicht wenig überraschte, nach diesem Agenten. Er war ansässiger Bürger, Kaufmann und durchaus gut beleumundet. Trotzdem teilte

ich dem Herrn Polizeidirektor meinen Verdacht und die Gründe, welche für ihn sprachen, mit und bat, den Agenten jeden Abend unauffällig beobachten zu lassen, ob er seine Wohnung verließ und wohin er sich begebe. Dann suchte ich den Agenten auf, erzählte ihm, was mir der Apotheker gesagt, und ließ durchblicken, daß ich seine Bemühungen gegen einen kleinen Provisionsanteil sehr gern unterstützen werde, ein Anerbieten, das den Herrn so begeisterte, daß er eine Flasche Rotwein holen ließ und mit mir auf gutes Gelingen anstieß. Sein Auftreten und sein ganzes Wesen machte mich wieder schwankend, aber häufig sind die am harmlosesten aussehenden Menschen die gefährlichsten!

Nachmittags kehrte ich nach *** zurück und begab mich zu dem Wachtmeister. Dieser war sehr erstaunt über meinen Besuch, wurde aber beinahe zur Salzsäule, als ich ihm kurz und bündig mitteilte, wer ich sei. Nach reiflicher Ueberlegung war ich nämlich zu dem Entschluß gekommen, mich vorläufig nicht dem Bürgermeister, der verheiratet und zwar sehr stark verheiratet war, da seine Gattin das Regiment führte, zu entdecken, sondern dem Wachtmeister. Dieser war ein alter Soldat, und da ich neben meinem amtlichen Auftrage auch noch den Umstand ihm gegenüber ins Treffen führen konnte, daß ich alter Offizier war, so war ich seiner unbedingten Verschwiegenheit und seines rückhaltlosen Eingehens auf meine Pläne sicher.

Ich verständigte nun auch den Wachtmeister von meinem Verdachte und trug ihm auf, unter Zuhilfenahme des Gendarmen und der beiden Polizeidiener die nach Brieg gelegene Seite des Städtchens allabendlich daraufhin zu beobachten, ob vielleicht der Verdächtige sich blicken ließ; ich selbst würde, natürlich ungesehen von den anderen Beamten, mit von der Partie sein. Der Wachtmeister wiegte sein graues Haupt und meinte dann, daß

wir auf den einen Polizeidiener gar nicht rechnen könnten, da dieser jeden Abend total betrunken sei.

„Ja, bester Wachtmeister," fiel ich nun lächelnd ein, „so habe ich ursprünglich auch gedacht; aber der H. ist nicht so schlimm, wie Sie denken. Der Mann ist vielmehr ganz tüchtig auf dem Posten. Ebenso wie ich Ihnen und dem Gendarmen oftmals des Nachts begegnet bin — Sie haben mich freilich nicht bemerkt — habe ich auch den H. gesehen. Er hatte sich einen dunklen Zivilanzug angezogen und eine Mütze tief über die Stirn gedrückt, aber ich habe ihn doch erkannt; an seinem hüpfenden Gange und dann, als er am vergangenen Sonntage, gleich nach Mitternacht, an der Bleichmühle vorüberging. Ich habe nämlich immer das Gefühl, als ob die Mühle nächstens einmal brennen werde. Der Bleichmüller ist auch ein zu dummer Kerl, daß er den großen Haufen Wellenholz dicht an dem Giebel seines Kuhstalls hat aufschichten lassen; wenn das trockene Holz anfängt zu brennen, so schlägt die Flamme in die Luke des Bodens, und dann ist der Stall und wohl die ganze Mühle verloren. Gehen Sie gleich morgen früh zum Müller, und fordern Sie ihn auf, das Holz, als feuergefährlich, sofort zu entfernen. Es braucht da jemand nur durch den dort ganz seichten Bach zu waten, so ist er am Holzstoß — eine Handvoll Stroh und ein Streichholz, und das Unglück ist fertig, denn das dünne Wellenholz brennt wie Zunder. Ich stand hinter den dunklen Erlen, dicht am Wehr, als ich Tritte hörte und nach meinem kleinen Revolver faßte; natürlich nur, um den etwaigen Brandstifter, bevor er seine Arbeit vollenden konnte, einzuschüchtern und ihn an der Flucht zu hindern. Da trat der Mond auf einen Augenblick hinter den Wolken vor, und ich sah nun ganz deutlich den H. auf seinem Patrouillengange. Er hätte mich übrigens auch beinahe bemerkt, denn ich trat auf einen trockenen Zweig, so daß

dieser knackte. H. blieb eine Weile stehen und sah sich um, dann aber ging er um die Mühle herum und weiter. Das hätte eine hübsche Geschichte geben können," so fuhr ich lachend fort, „wenn mich der Kerl gesehen hätte; ich glaube, er hätte den „Musikanten" als mutmaßlichen Brandstifter verhaftet!"

Der alte Wachtmeister hatte meiner langen Erzählung mit immer größer werdenden Augen zugehört, dann meinte er nach einem tiefen Atemzuge: „Herr Lieutenant, Ihr Wort natürlich in Ehren; aber Sie müssen sich doch geirrt haben; denn ich habe den H., der früher mit mir bei einer Schwadron gestanden hat, und bei dem ich daher ein Auge zudrücke, am vergangenen Sonntag in der Nacht total betrunken aus einer Kneipe dicht an der Kistenfabrik geholt und nach seiner Wohnung geschleppt. Der Kerl konnte keinen Schritt allein gehen, und er kann also unmöglich eine Stunde oder anderthalb Stunden später Patrouille gegangen sein. Auch die übrigen Male müssen sich der Herr Lieutenant geirrt haben, denn H. ist eben jeden Abend voll; neulich auch beim Feuer draußen, wo er mit spritzen wollte — Sie waren ja auch da — und ich ihn wegschickte, damit ihn der Bürgermeister nicht sehen sollte. Der Kerl ist zu nichts mehr zu gebrauchen, und ich habe es ihm zugeschworen, das nächste Mal zeige ich ihn an; er soll sich pensionieren lassen. Denn wenn ich dem Herrn Landrat ein Wort sage, dann jagen sie ihn sofort weg, ohne Pension!"

„Hat denn der Kerl so viele Freunde hier? Denn das Kneipen kostet doch Geld, und von seinem kleinen Gehalt..." fiel ich ein.

„Das ist eben sein Unglück," unterbrach mich der Wachtmeister, „daß er das Glück gehabt hat, damals, als die ersten Brände hier auskamen, das Feuer zuerst zu bemerken und Lärm zu schlagen. Er kneipte damals, wie

ich gehört habe, denn ich war da noch nicht hier, auch schon viel, aber nicht so arg, und hat auf dem Wege nach Hause die Flammen zuerst gesehen, ist zum Küster gelaufen, damit dieser Sturm läute, hat Feuer durch die Straßen gerufen und war der erste, der die Spritze holte. Da hat ihm die Stadt jedesmal dreißig Mark Gratifikation bewilligt, und die Versicherungsgesellschaften haben ihm hundertundfünfzig Mark gezahlt. Auch neulich, als die Scheune brannte, hat er von seinem Fenster aus das Feuer zuerst bemerkt und in seinem Suff geglaubt, der Mond ginge auf. Aber er hat zum Fenster hinaus Feuer geschrieen, und da hat der Wächter es gehört und getutet, dann haben sie Sturm geläutet, und H. hat wieder seine Gratifikation bekommen. Mir hat er nachher erzählt, daß er gedacht habe, es sei der Mond... Im Suff aber hat er Feuer geschrieen, und im Suff ist ihm also das Glück gekommen."

Bei der erregten Erzählung des Wachtmeisters, der sich immer mehr in seinen Zorn hineinredete, wurde mir ganz merkwürdig zu Mute; ich schärfte ihm nochmals ein, mit keiner Miene meinen Amtscharakter, niemand gegenüber, zu verraten, und dann, nach dem Agenten genaue Ausschau zu halten; dann ging ich nachdenklich nach Hause. —

Seit dieser Unterredung — bei Tage war ich lustig beim Frühschoppen, heiter bei Tische und gab eifrig meine Stunden — lag ich jeden Abend bald nach zehn Uhr in der Nähe des Hauses, wo der Polizeidiener H. wohnte, auf der Lauer, und jeden Abend wurde der Kerl von irgend jemand betrunken nach Hause geführt; vor drei Uhr früh verließ ich nie meinen Posten. Daß ich mich auf diesem übertrieben wohl gefühlt hätte, kann ich nicht behaupten. Denn es war schon empfindlich kalt, und trotz meiner wollenen Unterkleider und trotz des dicken Plaids, in das ich mich hüllte, fror mich bis in die Seele hinein.

So vergingen zehn Tage. Am elften vernahm ich

bald nach Mitternacht von dem Hause des H. her ein leises Geräusch, und da ich hinter dem Plankenzaun eines gegenüberliegenden Gemüsegartens lag, durch dessen Ritzen ich sowohl die Hausthür als auch die im Erdgeschoß gelegenen niedrigen Fenster übersehen konnte, bemerkte ich dort einen Schatten, der zur Erde glitt. Es war H., der auf diese ungewöhnliche Weise (gerade so wie ich), trotzdem er kaum eine Stunde vorher sich anscheinend nicht auf den Beinen hatte halten können, seine Wohnung verließ. Der rückwärts gelegene Hofraum trat nach der Straße zu etwas hervor und war durch eine Bretterwand eingeschlossen. Im Schatten dieser Wand stand der Polizeidiener still und lauschte nach allen Seiten; dann ging er geräuschlosen Schrittes, in demselben Aufzuge, wie ich ihn bei dem Bleichmüller gesehen, eilig von dannen. Ich huschte ihm innerhalb der Gärten, einen Zaun nach dem anderen in regelrechtem Turnersprung nehmend, nach. Er wandte sich nach dem etwa fünf Minuten vor der Stadt liegenden Grundstück des Flößinspektors M., von dem ich wußte, daß er in Dienstgeschäften nach Breslau gefahren war und erst am nächsten Tage zurückkehren werde.

Das Wohnhaus liegt mit der Hauptfront nach dem Garten zu, welchen ein schiffbarer Kanal abschließt; die Rückseite ist nach dem Hofe zu gelegen, der mit seinen Wirtschaftsgebäuden an die Straße grenzt. Im Hofe steht ein vorn offener, mit Brettern gedeckter Schuppen, welcher zur Lagerung von Brennholz und zum Unterstellen eines leichten Jagdwagens dient. Neben diesem Schuppen nach der einen Seite steht die aus Fachwerk erbaute, mit Schindeln gedeckte Scheune, auf der anderen schließen sich, durch einen niedrigen kurzen Lattenzaun und das aus gleichem Material bestehende Thor getrennt, Ställe an.

Was nun geschah, spielte sich schneller ab, als ich hier niederschreiben kann.

Als H. nach dem Grundstück eilte, blieb ich zurück, denn er hätte sich umsehen und auf dem freien Wege die Verfolgung bemerken können. Kaum war er aber über den Zaun gesetzt — merkwürdigerweise schlug kein Hund an — als ich in langen Sätzen folgte und in dem Augenblicke unter dem Schuppen hinter dem Jagdwagen stand, als ein Streichholz knisterte und es gleich darauf in der Ecke, neben der Scheune, bei dem Holzstoß aufflammte. Einen nicht gerade kommentmäßigen lauten Fluch ausstoßend, stand ich neben dem endlich ertappten Verbrecher und ließ meine geballte Rechte mit vernichtendem Schlage gegen die linke Schläfe des völlig Ueberrumpelten niedersausen — den hundertsten Teil eines Momentes eher, als der Kerl mit einer Geistesgegenwart, vor der ich noch heute meinen Hut abziehe, die starke Klinge eines Genickfängers mir zwischen die Rippen jagen wollte.

Der Mensch fiel wie ein Klotz zur Erde, und sofort hatte ich seine beiden Hände durch ein Paar leichte Handschellen, welche eine feste Kette miteinander verband, auf dem Rücken miteinander vereinigt; mir zu Füßen glimmten ein paar Kienspäne, die ich austrat.

Im Hause schlugen die beiden Dachshunde an, die, als ich mit lautem Hallo die Schläfer zu wecken bemüht war, in ein wahnsinniges Geheul ausbrachen. Gleich darauf öffnete sich die Hausthür, und die beiden erwachsenen Söhne des Herrn M. stürmten, nur in Unterkleidern, der eine eine Doppelflinte in der Hand, auf den Hof. Knechte und Mägde erschienen, fast wie sie aus den Betten gesprungen, und in der geöffneten Hausthür stand Frau M., eine brennende Lampe in der hochgehaltenen Rechten.

„Der Kerl wollte das Gehöft in Brand stecken . . .“ mit diesen Worten riß ich den an der Erde Liegenden empor, den nun zwei Knechte etwas unsanft in den Hausflur geleiteten.

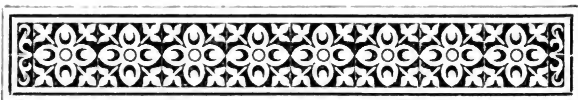
„Der Musikant,“ war das erste Wort, welches der Gefesselte, in dem nun unter grenzenlosem Erstaunen und Zorn allseitig der Polizeidiener H. erkannt wurde, ausstieß.

Ich antwortete, ihm auf die Schulter klopfend: „Doch nicht der Musikant, alter Freund, sondern der Polizeilieutenant Gandert aus Berlin, der dich Schurke endlich erwischt hat!“

Man kann sich leicht denken, welche Aufregung in dem Städtchen herrschte, als ich gegen vier Uhr morgens den Herrn Bürgermeister herausklopfte und beim ersten Tagesgrauen die Kunde von dem Ereignisse der Nacht wie ein Lauffeuer sich in dem Städtchen verbreitete. Den Verbrecher, der mir in einem kurzen Protokoll alles eingestand, lieferte ich gefesselt auf einem Wagen, den die Stadt bereitwilligst stellte, in Brieg ab. Der Mensch, der dem Trunk unrettbar verfallen, hatte wirklich sämtliche Brände, mit Ausnahme des ersten Brandes, der, wie sich dann auch herausstellte, durch Unvorsichtigkeit entstanden war, angelegt, nur um die Prämie für das erste Bemerken des Feuers sich zu verdienen.

Das erste Feuer hatte er wirklich zufällig zuerst entdeckt, und die dafür erhaltene Belohnung hatte den teuflischen Plan bei ihm entstehen lassen, sich auf diese Weise Geld zu verdienen! Er erhielt zehn Jahre Zuchthaus.





Die Sonnblick-Wetterwarte.

Alpine Bilder. Von Clemens Zurhegen.

Mit 7 Illustrationen.

Für die genauere Erkenntnis der Gesetze, die für Wind und Wetter maßgebend sind, ist die Untersuchung der meteorologischen Zustände höherer Schichten der Atmosphäre von sehr großer Bedeutung, und die Errichtung von alpinen Wetterwarten oder Höhenobservatorien bildet deswegen ein vorzügliches Hilfsmittel für die Witterungskunde. Denn wenn auch die dem Erdboden zunächst aufliegenden Luftschichten die dichtesten sind, so gehört doch die Hauptmasse der Lufthülle jenen höheren Schichten an, in denen sich die Atmosphäre, von den ablenkenden Einflüssen der Erdoberfläche unbeirrt, nur nach den großen Gesetzen bewegt, welche die Sonne als Lenkerin der irdischen Luftmaschinerie vorschreibt.

Gegenstände der Beobachtung sind: Nebel- und Wolkenbildung, Schneestürme, elektrische Erscheinungen, Dauer des Sonnenscheins und der Gang der Temperatur in so beträchtlichen Höhen. Sehr wichtig ist auch die Bestimmung der Energie der Sonnenstrahlen, das heißt der Wärmemenge, welche die Sonne in einer Sekunde auf



Der Sonnblick von Kolm-Saigurn aus.

jeder Flächeneinheit an der Grenze der Atmosphäre absetzt, wie viel davon durch die Atmosphäre verzehrt wird und welcher Rest bis auf die Erdoberfläche gelangt. Diese Berechnung ist nur möglich, wenn Messungen der Sonnenstrahlen gleichzeitig am Fuße und auf dem Gipfel eines sehr hohen Berges vorgenommen werden, wie das Professor Langley auf dem 4000 Meter hohen Mount Whitney und Dr. Perntner auf dem Sonnblick gethan haben.

Als am 2. September 1886 die Sonnblick-Wetterwarte in dem Zittelhaus auf dem 3106 Meter hohen Gipfel dieses in den Hohen Tauern aufragenden Berges feierlich eröffnet wurde, war dies Observatorium die höchste Warte in Europa und durfte diesen stolzen Titel noch eine Reihe von Jahren hindurch führen. Heute ist das zwar nicht mehr der Fall, doch bleibt der Besuch des Sonnblicks in höchstem Grade lohnend und verdient wohl eine nähere Beschreibung.

Der Sonnblick oder Hohe Sonnblick gehört zu der Goldberggruppe der Hohen Tauernkette. Ihr höchster Punkt ist der Hochnarr (3258 Meter), durch leichte Zugänglichkeit bekannt das Schareck (3131 Meter). Den eigentlichen Zugang zum Sonnblick bildet das Rauristhal, doch kann man auch von Gastein über das Naßfeld und die Riffelscharte nach Kolm-Saigurn, dem Ausgangspunkt der Sonnblickbesteigung, gelangen.

Das Wort Scharte bezeichnet einen Paß oder ein Joch, eine Einsattelung zwischen zwei Berggipfeln, welche es ermöglicht, von einem Thal in das andere überzugehen. So gelangt man von der Riffelscharte (2405 Meter), ebenso wie von der weiter rechts gelegenen Pochhardscharte, vom Thal der Gasteiner Ache in das Rauristhal, dessen südöstliche Abzweigung das Hüttenwinkelthal heißt, das durch seine Goldbergwerke bekannt ist, und in dem Kolm-Saigurn liegt.



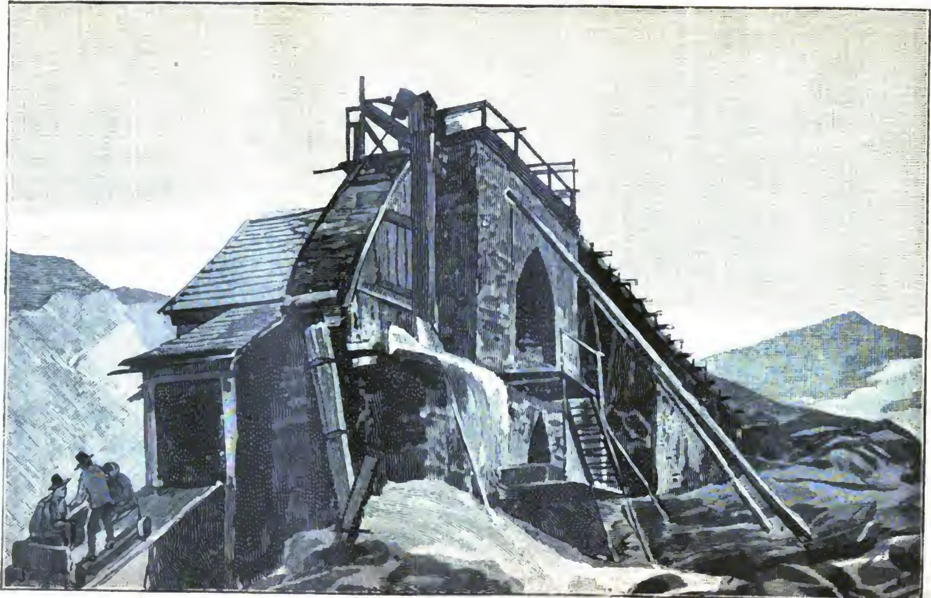
Das Rauristhal.

An der Moserhütte vorbei steigt man im Siglitzthal zwei Stunden steil hinan zur Riffelscharte, wo sich ein herrliches Alpenpanorama rings herum ausdehnt. In nächster Nähe ragen die Schneehäupter des Herzog Ernst, Goldberg und Schareck majestätisch empor; gegen Westen, also im Rücken, der Radhausberg, der

Tischlerkarkogel, die Mallnitzer Tauern und der Ankogel. Vor uns, gen Osten, aber blicken wir in den Rauriser Hüttenwinkel hinab, den die Gletscher des Goldbergs, Sonnblicks und Hochnarren umschließen, und in dem das Poch- und Amalgamierwerk des Rauriser Goldbergwerks und das Gasthaus Kolm-Saigurn liegen.

Von der Riffelscharte geht es nun links an dem steilen Abhang der Riffelhöhe auf dem sogenannten Verwaltersteig nach Kolm-Saigurn (1597 Meter) abwärts. Einst war die Goldberggruppe weithin berühmt durch ihren Reichtum an Edelmetallen. Das Gold findet sich hier in Quarzadern eingesprengt, die auf der Nordseite des Hauptkammes in einer Höhe von 2200 bis 2600 Meter zu Tage treten. Die Erträgnisse waren im 16. Jahrhundert so bedeutend, daß der Reichtum der Gasteiner und Rauriser Gewerke (Weitmoser) weltbekannt war. Seit der Entdeckung der kalifornischen und australischen Goldlager wurde der Betrieb jedoch immer unergiebiger, so daß man ihn endlich ganz einstellte.

Da kaufte im Jahre 1875 ein energischer, unternehmungslustiger Bergmann, Ignaz Rojacher, allen Bewohnern der Tauernthäler unter dem Namen „Kolm Naz" bekannt, der Regierung das aufgegebene Bergwerk am Rauriser Goldberg ab und begann aufs neue zu schürfen und zahlreichen Arbeitern wieder lohnende Beschäftigung zu geben. Der höchste Jahresertrag belief sich nur auf etwa 12 Kilogramm Feingold und noch weniger Silber, so daß Rojacher mit diesem Ertrag, der 30,000 Mark kaum überstieg, bei den bedeutenden Betriebskosten keinen hohen Gewinn erzielte. Dadurch ließ sich dieser tüchtige Mann, dem auch in erster Linie die Errichtung der Wetterwarte auf dem Sonnblick zu danken ist, nicht beirren; er schaffte eine Reihe von Jahren hindurch rastlos weiter, bis er sich, kurz vor seinem am 4. Januar 1891 erfolgten



Das Maschinenhaus der Goldbergzeche.

Tode, veranlaßt sah, das Unternehmen zu verkaufen. Es ist gegenwärtig im Besitz einer französischen Gesellschaft, die den Betrieb fortsetzt.

Der Bergbau am Rauriser Goldberg ist nächst dem am Monte Rosa der höchst gelegene in Europa. Der tiefste Einbau befindet sich 2370 Meter über dem Meere und die höchste Grube am obersten Sattel des Goldberg-Tauern, 2810 Meter hoch. Das Knappenhaus, 2341 Meter hoch, steht in prächtiger Lage auf der Moräne des Goldberggletschers, der einen Teil der alten Gruben bedeckt hat. Von dort oben befördert eine Drahtseilbahn die Erze nach dem Pochwerk von Kolm-Saigurn 700 Meter tief hinab. Auf Holzschienen gleiten die „Hunde" (Erzkarren) mit wechselnder Steigung, einmal hoch über Abgründe weg, dann wieder flach am Boden dahin. Eine Wasserkraft wickelt das 1400 Meter lange Drahtseil in dem Maschinenhause zu Kolm-Saigurn auf und ab. Die ganze Maschinerie darin besteht aus einer riesigen Welle, die durch einen wilden Gletscherbach in Umlauf gesetzt wird, der etwa 1000 Meter weiter unten als Wasserfall ganz nahe dem Pochwerk ins Thal hinabstürzt. — Der Leiter des Seiles im Maschinenhause hat jedesmal zu bremsen, wenn ein Karren an steile Stellen kommt, was er natürlich nicht sehen kann, sondern an Zeichen, die in dem Seil gemacht sind, ablesen muß. Früher ließen sich nicht nur die Bergknappen, sondern auch schwindelfreie Touristen, die auf den Sonnblick wollten, auf diese Weise in die Höhe und wieder hinunter befördern, da man so den zu Fuß zwei Stunden erfordernden Weg bis zum Knappenhaus binnen 12 Minuten zurücklegte. Man legte sich flach in den Karren, kamen aber die steilen Stellen, so stand man fast aufrecht und glaubte aus dem Karren hinauszufliegen. Seitdem einigemal Seilbrüche vorgekommen sind, ist die Benutzung der Drahtseilbahn für Menschen verboten worden.

In dem Pochwerk werden die auf solche Art zu Thal geförderten Erze nun erst zu Pulver zerstampft und dann mehrmals durchgeschlämmt, worauf nach dem Ausscheiden



Rojacher, der frühere Besitzer der Goldbergzeche.

aller erdigen Bestandteile ein blitzender Metallsand zurückbleibt. Dieser wird etwa in Repskuchenform geknetet und getrocknet. Die Kuchen enthalten aber nicht etwa reines Gold oder Silber, sondern vielmehr zum allergrößten Teil Schwefelkies und andere wertlose Bestandteile. Sie müssen behufs der Ausschmelzung und chemisch reinen Darstellung

des Edelmetalls erst nach Freiberg in Sachsen geschickt werden. — Auch das Gasthaus in Kolm-Saigurn ist eine



Rast auf dem Weg zum Sonnblick.

Gründung Rojachers und während der für die „Bergfexerei“ günstigsten Monate oft recht stark besucht. Neben dem männlichen ist auch das weibliche Geschlecht unter den

Liebhabern des alpinen Sports immer zahlreich vertreten, und manche hübsche Sonnblicktouristin kehrt in Kolm-Saigurn ein, um von dort den Aufstieg nicht nur nach dem



Eine Touristin im Gasthause zu Kolm-Saigurn.

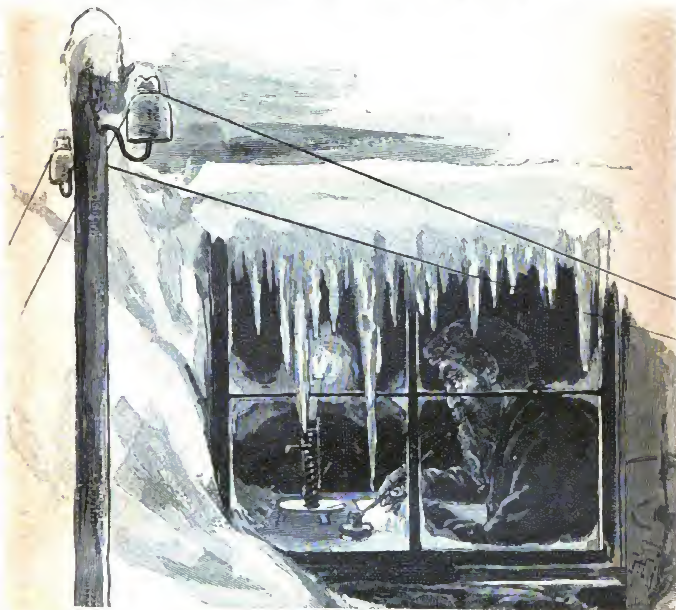
Zittelhause, sondern auch auf andere, schwieriger zu nehmende Hochgipfel zu machen. Von dem Gasthause wird die Wetterwarte mit Nahrungsmitteln und Holz versehen; hier mündet auch das Telephon vom Sonnblick.

Da man, wie vorhin erwähnt, die Drahtseilbahn nicht mehr benutzen darf, so ist man jetzt auf die eigenen Beine angewiesen, kann aber bis zum Knappenhaus auch ein Pferd benützen. Der Saumweg steigt links hinan und führt in 1 3/4 Stunde zum Neubau (2173), wo der „Verwaltersteig" von der Riffelscharte herunterkommt. Von dort geht es, indem man den Sonnblickweg rechts läßt, in 40 Minuten zum Knappenhaus empor.

Der neue Sonnblickweg dagegen, der 4 1/2 bis 5 Stunden bis zum Gipfel erfordert und ebenso leicht wie lohnend ist, zweigt oberhalb des Neubaues von dem zum Knappenhaus führenden Wege rechts ab und führt dann über die Felsen nordwestlich des Goldberggletschers in die Höhe, zuletzt über das Vogelmaier-Ochsenkarkees (Kees = Ferner oder Gletscher) zum Sonnblickgipfel.

Endlich liegt das der Wissenschaft auf der felsigen Spitze errichtete Haus vor uns, hart an dem nach Norden abfallenden Steilsturze. Der verstorbene Rojacher war es, der zuerst den Gedanken zur Errichtung einer Wetterwarte in diesem Bereiche der Tauern faßte und dann mit ebensoviel Ausdauer wie Energie alle Schwierigkeiten der vorbereitenden Schritte bei den gelehrten Gesellschaften, der Regierung in Wien und den Landesbehörden überwand. Zur Beschaffung der Geldmittel griffen die Oesterreichische Gesellschaft für Meteorologie und der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein fördernd ein, denen sich der Oesterreichische Touristenklub anschloß. Vor allem aber wirkte Rojacher mit Feuereifer für die Sache und legte mit seinen Knappen unermüdlich Hand an, um das Haus und die Telephonleitung herzustellen. Solange er lebte, that er auch alles, was in seinen Kräften stand, um die Unterhaltung der Wetterwarte, für welche die Oesterreichische Gesellschaft für Meteorologie ihren Reservefonds hergegeben hatte, möglichst wenig kostspielig zu gestalten, indem er

seine Knappen bei jeder Gelegenheit für Dienstleistungen zur Verfügung stellte, die besonders die Instandhaltung der Telephonleitung, sowie den Holztransport besorgten. Das hörte mit Rojachers Tode auf, und die Erhaltung der Sonnblickwarte schien geradezu in Frage gestellt, als



Die Wetterwarte im Schnee.

Doktor Hann, der Altmeister der modernen Meteorologie, und Ministerialrat Doktor Lorenz v. Liburnau einen „Verein zur Erhaltung der Sonnblickwarte“ gründeten und dadurch neue Mittel flüssig machten.

Der Sonnblickgipfel stellt eine Plattform dar, auf der gerade Raum für das Haus und einen schmalen Umgang

vorhanden ist. Die Warte besteht aus einem mächtigen steinernen Turme mit dem Windmesser und einem niedrigen Anbau aus Stein, an den sich noch ein ebenerdiges Holzhaus anschließt. Im Turme haben die meteorologischen Apparate Aufstellung gefunden; der steinerne Anbau enthält die Räume für die Vorräte, den Wohnraum und die Küche, und der Holzbau umschließt auch noch zwei freundliche Stuben, in deren einer das Telephon untergebracht ist. Die Wände an dem Wohnzimmer des Wetterwärters sind außen noch zum besonderen Schutz gegen die Kälte mit Holzschindeln bekleidet und innen recht behaglich eingerichtet. Trotzdem aber wird die bloße Vorstellung, hier oben auch den langen, oft neun Monate währenden Winter hindurch einsam in Schnee und Eis aushalten zu sollen, nur durch den Fernsprecher mit den Tausende von Metern tiefer weilenden Menschen in Verbindung stehend, selbst ein mutiges Herz mit Grausen erfüllen.

Dennoch haben sich bisher noch immer Leute gefunden, welche sich für wenige hundert Gulden bereit erklärten, dies eigenartige Winterquartier im Interesse der Wissenschaft zu beziehen. Sie müssen täglich die Angaben der meteorologischen Instrumente ablesen und aufzeichnen, allein das ist so einfach, daß man jeden Bergknappen oder Knecht aus der Gegend mit Leichtigkeit zu diesem Dienste anlernen kann. Zuerst bezog der Knappe Neumeyer die Warte, dem aber schon 1887 Peter Lechner folgte; ihm wurde 1890 in Peter Saupper ein Gefährte gegeben. Lechner ist erst 1894 von seinem Posten zurückgetreten, und gegenwärtig haust das Ehepaar Wangerl oben.

Was nun die wissenschaftliche Einrichtung der Station betrifft, so ist diese eine solche erster Ordnung. Sie umfaßt außer dem Anemometer oder Windmesser im Turmknaufe ein Capellersches und ein Haacsches Maximum- und Minimumthermometer, ein Fortinsches Barometer und

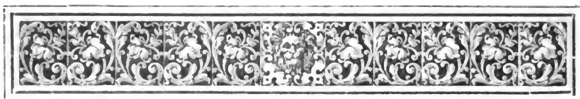
ein Koppesches Haarhygrometer. Ferner an selbstregistrierenden Instrumenten einen Barographen, einen Thermographen, eine Hygrographen, endlich ein Schwarzkugelthermometer zur Messung der Sonnenstrahlung und einen Campbell-Stokeschen Sunshine-Recorder zur Messung der Dauer des Sonnenscheines.

Natürlich ist die Warte auch mit einer Blitzschutzvorrichtung versehen; die Leitung ist über zwei Kilometer lang, und man sieht von unten ihre schwarze Schlangenlinie über den ganzen oberen Gletscher sich hinabwinden. Dort mündet die Erdleitung in den von Rojacher so getauften „Blitzsee".

Ueber die oben gemachten Beobachtungen ist bisher sowohl in meteorologischen und anderen Fachzeitschriften, wie in besonderen Abhandlungen Bericht erstattet worden. Im Jahre 1893 betrug die mittlere Jahrestemperatur — 6,7° C. (wie das mittlere Spitzbergen oder Grönland), der kälteste Monat war der Januar (— 17,5° C., nur im Juli und August hebt sich die Normaltemperatur über Null, nämlich auf + 1,1° C.). Der mittlere Luftdruck beträgt im Jahre etwa 519,42, die Niederschlagsmenge 1758 Millimeter. Bei Gewittern lassen die Donnerschläge eine eigentümliche Klangfarbe wahrnehmen, die an das Zusammenschlagen flacher Blechgefäße erinnern; sie sind niemals von jener Heftigkeit, die sich bei Gewittern in der Ebene zeigt. Dadurch wird die Ansicht bestätigt, daß der Donner sein eigenartiges Schallgepräge durch den Widerhall erhält, für dessen Zustandekommen in der freien Höhe die ihn erzeugenden festen Gegenstände fehlen.

Den Abstieg vom Sonnblick machen viele Touristen über die kleine Fleißscharte und das kleine Fleißkees zum Seebichlhaus und nach Heiligenblut (4½ Stunden).





Mannigfaltiges.

König Louis Philipp vor der Thronentsagung. — Es war am 24. Februar 1848 und in den Tuilerien herrschte große Verwirrung. Louis Philipp hoffte noch immer, der Abdankung sich entziehen zu können und durch Zugeständnisse den Sturm zu beschwichtigen, der gegen sein Schloß heranbrauste. Die Königin war in Thränen aufgelöst und beschwor ihn, nicht zu wanken; der Marschall Bugeaud riet zum Widerstande, die Prinzen schwiegen, nur der Herzog von Montpensier, der jüngste von allen, der für sein Leben zitterte, drang mit der unanständigsten Heftigkeit in seinen Vater, abzudanken.

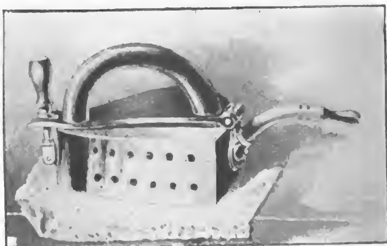
Girardin trat in den Saal und rief: „Alles ist verloren, Sire, wenn Sie nicht abtreten!"

Die Königin rief: „Nie, nie, mein Gemahl! Ziehen Sie den Untergang der Schande vor. Ein König von Frankreich darf nicht als Memme vom Throne scheiden!"

Der Greis kämpfte mit sich selbst, Nemours blieb stumm, die Witwe des Herzogs Ferdinand von Orleans, die arme schmerzensreiche Helene, schluchzte und war hysterischen Krämpfen nahe. Da schob Montpensier seinen Vater heftig an den Schreibtisch, packte ihn bei den Schultern und schrie: „Unterschreiben Sie, Sire, sonst sind Sie verloren, und wir alle."

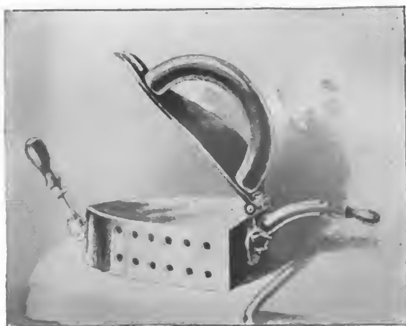
Der alte König ward furchtbar bleich. Er nahm die Feder und schrieb langsam mit großen Buchstaben, ohne zu zittern, die Abdankung nieder. Als er fertig war, beugte sich sein Sohn, gierig forschend, zu ihm hinab, um den Inhalt des verhängnis-

vollen Blattes zu lesen — da ergriff der König die noch mit Tinte gefüllte Feder, stieß sie heftig Montpensier ins Gesicht, so daß dasselbe ganz schwarz wurde, und schrie: „Elender, bist du jetzt zufrieden?“ C. T.



Doppelseitiges Plätteisen (geschlossen).

Neue Erfindungen: Ein neues doppelseitiges Plätteisen. — Immer neue Erfindungen tauchen auf, um es der Hausfrau bequemer zu machen und ihr die häuslichen Obliegenheiten zu erleichtern. Diesem Zwecke soll auch das doppelseitige Plätt- oder Bügeleisen dienen, dessen Abbildung wir bringen. Die jetzt allgemein gebräuchlichen Kohleneisen waren ein bedeutender Fortschritt über das altväterische Bolzeneisen hinaus, aber sie haben den großen, für empfindliche Leute sehr schwer fühlbaren Nachteil, mit ihren giftigen, die Luft verderbenden und Kopfschmerzen erzeugenden Ausdünstungen die ganze Wohnung zu erfüllen. Hier schafft das neue doppelseitige Plätteisen Abhilfe. Es wird nämlich durch Gas erhitzt, indem man es mittels eines langen Gummischlauches einfach mit der im Zimmer



Doppelseitiges Plätteisen (offen).

oder in der Küche befindlichen Gasleitung verbindet. Die Flamme erhitzt aber naturgemäß stets nur die obere Platte, und so ist das Eisen doppelseitig hergestellt, wodurch seine ununterbrochene Brauchbarkeit gewährleistet wird. Der obere Bügel kann leicht in der Weise, wie unsere Abbildung zeigt, entfernt und an der unteren Bügelfläche befestigt werden. Sobald diese also an Hitze verloren hat, löst man den Bügel und dreht das Eisen um. Die obere Bügelfläche hat inzwischen durch die Gasflamme wieder den nötigen Hitzegrad angenommen, und da die einfache Manipulation kaum eine Minute in Anspruch nimmt, so kann mit dem doppelseitigen Gaseisen ununterbrochen geplättet werden, und zwar unbegrenzte Zeit, da keine Neueinfüllung von Heizstoff und Entfachung der Glut, wie beim Kohleneisen, vonnöten ist.

Neue Wörter. — Es giebt Wörter, die wir jetzt in anderem Sinne gebrauchen, als dies früher geschah. So bedeutete „Beifall" das schnelle Hinwenden zu einer Partei (zum Beispiel Beifall zum Kaiser). Was früher „merkwürdig" genannt wurde, heißt jetzt „bemerkenswert", für „häufig" sagen wir „haufenweise", für „niederträchtig" „demütig", für „herrlich" „herrschaftlich", für „seltsam" „selten" u. s. w. Von manchen Wörtern wissen wir die Zeit anzugeben, wann sie in unsere Sprache eingedrungen sind: „einsam" im fünfzehnten, „Familie", „Geistesgegenwart", „Genie", „genial" im achtzehnten Jahrhundert. Das Wort „Kultur", jetzt uns allen geläufig als Bezeichnung einer höheren Stufe in der geistigen und materiellen Entwickelung einer Nation, nahm Adelung erst in die 1793 erschienene zweite Auflage seines Wörterbuchs auf. „Zerstreut" in dem Sinne von „nicht bei der Sache" hatte noch zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die Bedeutung „mannigfaltig".

Bei anderen völlig neuen Wörtern kennen wir den Erfinder, oft auch genau die Zeit der Erfindung. Es führten ein: Luther zum Beispiel das Wort „wetterwendisch", Sebastian Brant († 1521) den „Grobian", Mercator 1595 „Atlas" für Landkartensammlung, Philipp v. Zesen (1619—1689) „lustwandeln", Helmont (1577 bis 1644) „Gas", Gottsched „Vollstreckung" (für Exekution) und „Vorladung" (für Citation), Lessing „empfindsam", Campe (1746 bis 1818) „einschlägig" (vor ihm nur im bayerischen Dialekt),

„Erlös", „gipfeln", „greifbar" (vor ihm „greiflich"), „Stelldichein", „Umwälzung" (für Revolution), „Zerrbild" (für Karikatur) und „Zartgefühl" (für Delikatesse), Goethe 1814 „Geniestreich" und 1827 „Weltlitteratur", Jahn 1810 und 1811 „Turner" und „Volkstum", Ludwig Devrient „Sekt" (für Champagner), Heine 1831 „Weltschmerz", Smith 1852 „Telegramm", Professor Bischoff, Redakteur der „Niederrheinischen Musikzeitung", das Wort „Zukunftsmusik" und Virchow im Jahre 1873 das Wort „Kulturkampf". D.

Große Männer als Kinderfreunde. — Der Zauber, der in dem Spiele der Kinder liegt, reißt auch den ernsten Mann zuweilen mit sich fort. Von dem finsteren Spartanerkönig Agesilaos, dem Sieger von Koroneia, wird uns berichtet, er sei häufig fröhlich mit seinen Kindern auf Steckenpferden umhergeritten. Heinrich IV. von Frankreich ließ seine Kinder auf seinem Rücken reiten und rutschte vergnügt mit ihnen im Zimmer herum. Cosmus von Medici, der erste Großherzog von Florenz († 1574), besserte seinem Enkel auf offenem Markte die zerbrochene Kinderpfeife wieder aus und blies dem Knaben dann darauf vor. Goethe war zeit seines Lebens ein großer Kinderfreund. In Wetzlar spielte er mit den Brüdern der Charlotte Buff und schrieb ihnen nach seiner Abreise Briefe voll traulicher Herzlichkeit. Von Schiller schreibt Conz: „Es war ein erhebender Anblick, den hohen Mann in den einfach wahren Ausdrücken väterlicher Lust an seinem Goldsohn — so nannte er seinen Sohn Karl oft — zu beobachten und, wie ich öfter das Glück hatte, Zeuge davon zu sein." In Jena spielte Schiller gern mit seinem Karl dessen Lieblingsspiel „Löwe und Hund" und rutschte dabei geduldig auf allen Vieren in der Stube herum. D.

Die Temperatur der Flüsse. — Ueber die Temperatur der Flüsse sind neuerdings verschiedene Untersuchungen angestellt worden. Sie haben ergeben, daß bei schnellfließenden Flüssen sowohl in mittleren Breiten, wie bei der Loire, als auch in tropischen Ländern, wie beim Kongo und Brahmaputra, zwischen dem Wasser am Rande der Flüsse und demjenigen in der Mitte kein oder ein nur sehr geringer Unterschied um wenige hundertstel Grade in der Temperatur vorhanden ist. Dagegen zeigen lang-

sam fließende Flüsse wie die Themse wesentlich andere Verhältnisse. Der englische Forscher Guppy fand in den außerhalb der Strömung gelegenen seichten Ausbuchtungen an warmen Sommertagen Unterschiede von 4 bis 6 Grad. Erst zwei Meter vom Ufer entfernt stimmte die Temperatur des Wassers ungefähr mit derjenigen in der Mitte überein. Von der Oberfläche nach der Tiefe nimmt die Temperatur bei Flüssen auch in südlichen Gebieten so gut wie nicht ab. In stehenden Gewässern ist aber der Unterschied, namentlich in tropischen Gegenden, sehr bedeutend. Hier beträgt er oft 20 Grad. Livingstone fand in afrikanischen Seen das Wasser auf der Oberfläche bis auf 100 Grad Fahrenheit erwärmt, während aus der Tiefe ein erquickend kühler Trunk geschöpft werden konnte.

Die niedrigste Temperatur besitzen die Flüsse im allgemeinen eine Stunde nach Sonnenaufgang. Die Lufttemperatur ist dann allerdings noch um 6 bis 10 Grad niedriger, so daß sich der aufsteigende Wasserdampf verdichtet. Hierdurch entsteht das Rauchen und Dampfen der Flüsse. Die höchste Temperatur weisen die Flüsse im Sommer zwischen drei und vier Uhr, im Winter zwischen zwei und drei Uhr nachmittags auf. In der Themse erreichte die Temperatur nach den Beobachtungen Guppys ihren Höhepunkt zwischen vier und sechs Uhr nachmittags. Sie bleibt dann ungefähr auf dem gleichen Standpunkt bis halb acht Uhr und geht dann erst schnell zurück. In tropischen Flüssen fällt die höchste Temperatur in die Zeit von drei bis fünf Uhr nachmittags.

Nach diesen Feststellungen empfiehlt es sich für denjenigen, welcher Flußbäder liebt, aber gegen die Kühle empfindlich ist, das Bad namentlich an unfreundlichen Tagen gegen vier Uhr nachmittags zu nehmen, da die Temperatur des Wassers um diese Stunde durchschnittlich am höchsten sein wird. Th. S.

Der Baßgeiger. — Der berühmte, 1880 gestorbene Komponist Jacques Offenbach erhielt eines Tages in Wien den Besuch eines blaß und kränklich aussehenden jungen Mannes, der bei seinem Eintritt einige unverständliche Worte stotterte.

„Wer sind Sie?" fragte Offenbach in mitleidigem Tone.

„Ich bin der erste Klarinettenbläser des Pester Theaters," lautete die Antwort, „und habe meine gute Stellung durch eine

lange Krankheit verloren. Ich habe lange gekämpft, doch meine Bemühungen waren vergeblich; da dachte ich denn an Sie, edler Meister ..."

Offenbach, der bekanntlich für Schmeicheleien in hohem Grade empfänglich, nahm sofort seine Börse heraus und gab dem Manne zwanzig Gulden.

„Hier, junger Mann," sagte er, „man soll nicht sagen, daß Offenbach einen Kollegen im Elend läßt." —

Ein Jahr später wurde dem Schöpfer der „schönen Helena" in Paris, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, wieder ein junger Mann gemeldet, der ihm mitteilte, daß er ein Landsmann des berühmten Komponisten und selbst Musiker sei.

„Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit," fuhr der Fremde fort, „aber ich war früher Baßgeiger am Karlsruher Hoftheater; eine Krankheit hat mich so weit gebracht, ich bin jetzt völlig mittellos, und da dachte ich, daß ich mich nicht vergeblich an Ihre Großmut wende ..."

Während er sprach, fiel es Offenbach auf, daß er dieses Gesicht schon irgendwo gesehen haben mußte, und er rief plötzlich: „Warten Sie einen Augenblick!"

Eine Minute später kam Offenbach aus dem Nebenzimmer zurück und hielt eine Baßgeige in der Hand. „So," sagte er, „spielen Sie mir etwas vor."

Der angebliche Baßgeiger vom Karlsruher Hoftheater wurde rot und blaß und stammelte einige unzusammenhängende Worte, um einen Augenblick später spurlos zu verschwinden.

Wenn Offenbach diese Geschichte erzählte, so pflegte er stets hinzuzusetzen: „Hätte ich damals in Wien eine Klarinette zur Hand genommen, ich hätte zwanzig Gulden gespart." L. n.

Eine deutsche Reichsflotte brachte zuerst der Kaiser Maximilian II. 1567 auf dem Reichstage zu Speyer in Vorschlag. Er beantragte, einen Reichsadmiral zu ernennen, sowie ein Reichsadmiralitätsamt zu errichten. Doch kam dieser Plan nicht zur Ausführung. Ihn griff im folgenden Jahrhundert Wallenstein wieder auf, indem er sich im April des Jahres 1628 von Kaiser Ferdinand II. zum „General des ozeanischen und baltischen Meeres" ernennen ließ. Sein Ziel war die Ausdehnung der Macht

des deutschen Reiches über die Nord- und Ostsee. Zu diesem Zwecke ließ er die Hansa durch den kaiserlichen Gesandten in Lübeck, Georg Ludwig v. Schwarzenberg, bearbeiten, eine Flotte unter kaiserlich deutscher Flagge auszurüsten, welche Ost- und Nordsee schützen sollte. Allein diese Entwürfe scheiterten an dem Mißtrauen der Hansastädte und der Schwäche der Reichsregierung. D.

Strenge Erziehung. — Der Vater der Schriftstellerin Fanny Lewald war ein Mann von eiserner Konsequenz in allem, was die Erziehung seiner Kinder betraf. Davon vermochte noch seine Tochter Fanny, die sich später als Schriftstellerin einen berühmten Namen erwarb, ein Liedchen zu singen, als sie bereits ihr zwanzigstes Jahr erreicht hatte. Die junge Dame war im Jahre 1831 zu einem Familienball geladen und stand eben im Begriff, sich am Arme ihres Tänzers durch den erleuchteten Saal zu schwingen, als ein Diener ihres Vaters eintrat und ihr die Weisung überbrachte, unverzüglich nach Hause zu kommen. Atemlos legte Fanny Lewald den Weg zur väterlichen Wohnung zurück, glaubend, daß sich irgend ein Unfall ereignet habe. Als sie mit verstörter Miene in das Zimmer ihres Vaters trat, wies dieser ruhig auf die halboffene Thür, welche in das gemeinschaftliche Wohnzimmer führte, und sagte: „Du hast beim Fortgehen vergessen, die Thür zu schließen. Mache sie jetzt zu und begieb dich dann wieder auf deinen Ball.“ J. W.

Hartes Urteil. — Matthews Begbie leitete als Gerichtspräsident in Britisch Columbia eine Verhandlung gegen einen Mann, der beschuldigt war, seinen Gegner mit einer Hacke erschlagen zu haben. Trotz der erdrückenden Schuldbeweise sprachen die Geschworenen den Angeklagten frei. In höchster Entrüstung erhob sich der Präsident und hielt folgende Rede: „Meine Herren Geschworenen! Dieses Urteil haben **Sie** gefällt, nicht **ich**; aber die Schande desselben wird auf Ihrem Gewissen haften bleiben; gehen Sie, meine Herren, ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen.“ Dann wandte er sich zu dem freigesprochenen Mörder und fügte hinzu: „Sie sind entlassen, gehen Sie und schlagen Sie einige von den Geschworenen tot; sie verdienen es.“ L. n.

